

**Zeitschrift:** Jahrbuch der Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich  
**Herausgeber:** Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich  
**Band:** - (1918)

**Artikel:** Aus der Geschichte der deutschen Sprache  
**Autor:** Müller, A.  
**Kapitel:** Die Formveränderungen der Sprache  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-819506>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 06.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# I. Die Formveränderungen der Sprache.

---

## Einleitung.

---

Dich vor allem, heilige Muttersprache,  
Preis' ich hoch.

Mancher Völker Sprachen vernahm ich; keine  
Ist an Farbe, plastischem Reiz, an Reichtum,  
Wucht und Tiefe, keine sogar an Wohlaut  
Ist dir vergleichbar. H. Leuthold. (Die deutsche Sprache.)

Die Geschichte der deutschen Sprache geht parallel mit den kulturellen und politischen Verhältnissen der deutschen Volksstämme. In der Sprache spiegelt sich die Entwicklung der deutschen Kultur; sie läßt uns vielfach auch auf die politischen Zustände schließen.

Wie die älteste Geschichte der Völker überhaupt, so ist auch die Geschichte der deutschen Volksstämme und damit auch die Geschichte der deutschen Sprache in tiefes Dunkel gehüllt. Aus der Vergleichung der verschiedenen Sprachen wissen wir nur, daß fast alle europäischen und einige asiatische Sprachen auf eine gemeinsame Ursprache zurückzuführen sind. Zahlreiche Sagen, sowie die Sprache selbst, weisen darauf hin, daß die Heimat des Stammvolkes in Rußland oder im benachbarten Asien zu suchen ist. Dieses Stammvolk wurde Indogermanen oder Arier genannt. Es redete die indogermanische oder arische Grundsprache. (Die auch nicht vollständig richtige Bezeichnung indoeuropäisch hat sich bis jetzt nicht durchzusetzen vermocht.) Neuere Forscher sind der Ansicht, daß dieses Urvolk die Steppen-gegenden der mittleren Wolga bewohnt habe und dann durch das Eindringen finnisch-mongolischer Stämme von Norden her in eine östliche, asiatische, und eine westliche, europäische Masse geschieden worden sei. Wann sich dieses Urvolk der Indogermanen aufgelöst hat, wissen wir natürlich nicht; aber aus der Verwandtschaft der Sprachen können wir erkennen, daß sich aus der indogermanischen Grundsprache acht Sprachzweige entwickelt haben: der arische (indo-iranische), armenische, griechische, albanische, italische, keltische, germanische und der baltisch-slawische. Aus

dem Urvolk der Indogermanen sind also folgende Völker hervorgegangen:

in Asien: die Inder, Perser und Armenier;

in Europa: die Griechen, Albanesen, Italiker, Kelten, Germanen und Slawen.

Die Literaturerzeugnisse der vielen indischen Völkerschaften lassen sich in solche der alt-, mittel- und neuindischen Sprachen einteilen. Beim Altindischen unterscheidet man den Weda (das [religiöse] Wissen) und das Sanskrit. Der Weda ist eine Sammlung religiöser Schriften, auf denen die brahmanische Religion beruht. Als geoffenbarte, heilige Schrift ist er dem Brahmanismus in ähnlicher Weise zugrunde gelegt wie dem Christentum die Bibel. Die wedische Sprache war die aus dem nordwestindischen Dialekt hervorgegangene, nur im Priesterkreise gebräuchliche, von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Literatursprache. Das Sanskrit, d. h. „zurechtgemacht, geordnet, zubereitet, rein, heilig“, ist die Sprache aller andern altindischen Sprachdenkmäler. Ähnlich dem Lateinischen ist es die gelehrt-literarische Sprache. Das Mittelindische, das etwa bis zum 12. Jahrhundert dauerte, ist aus verschiedenen Dialekten hervorgegangen. Vom Neuindischen ist das Hindustanische am wichtigsten. Es hat sich zur allgemeinen Verkehrssprache Indiens entwickelt. Entstanden ist es im 12. Jahrhundert in Delhi, dem damaligen Mittelpunkt der mohammedanischen Macht.

Im Griechischen hatte sich schon im 5. Jahrhundert v. Ch. auf Grund des attischen Dialektes eine gemeingriechische Schriftsprache herausgebildet. Zur Zeit Alexanders des Großen entstand dann auch noch eine gemeingriechische Umgangssprache, die Koiné. Auf diese sind das Mittel- (11.—16. Jahrhundert) und Neugriechische zurückzuführen.

Das Albanesische ist die Entwicklung des halb romanisierten Altillyrischen. Es ist von Slawischem, Türkischem und Griechischem stark durchsetzt. Literarische Denkmäler seit dem 17. Jahrhundert.

Im italischen Sprachzweig übertraf das Lateinische an Wichtigkeit bald alle andern Dialekte. Es ist von etwa 300 v. Chr. an genauer bekannt. Das klassische Latein hat sich als künstlich stilisierte Literatursprache, als Sprache der römischen Kirche und der Gelehrten, fast unverändert bis heute erhalten; aus den volkstümlichen lateinischen Dialekten dagegen sind die sieben romanischen Sprachen entstanden: 1. das Rumänische, 2. das Rhätoromanische, 3. das Italienische (literarisch von 964 an auf-

tretend), 4. das hauptsächlich auf dem Dialekt der Isle de France beruhende Französische (842 durch den Straßburger Eid beurkundet), 5. das Provenzalische (Boethiuslied von ca. 1000), 6. das Spanische und 7. das Portugiesische (ersteres 1145, letzteres 1192 literarisch bezeugt).

Beim baltisch-slawischen Sprachzweig unterscheidet man das Baltische und das Slawische. Das erstere besteht aus dem im 17. Jahrhundert ausgestorbenen und nur in wenigen kleinen Sprachdenkmälern aus dem 15. und 16. Jahrhundert überlieferten Preußischen, sowie dem Litauischen und Lettischen, deren älteste Aufzeichnungen auf das 16. Jahrhundert zurückgehen. Viel stärker verbreitet ist das Slawische, das in das Russische, Süd- und Westslawische zerfällt. Südslawen sind die Bulgaren, Serben, Kroaten und Slowenen. In altbulgarischer Sprache ist das älteste slawische Sprachdenkmal überhaupt abgefaßt. Es ist das eine in Bruchstücken erhaltene Bibelübersetzung des Kyrill und Method aus dem 9. Jahrhundert. Bei den Russen hat man die Groß-, Weiß- und Kleinrussen (in Galizien Ruthenen genannt) zu unterscheiden (ca. 55, 5 und 17 Millionen). Auf der Mundart von Moskau und Umgebung beruht die allgemeine russische Schrift und Umgangssprache. Das Westslawische umfaßt das Polnische, Wendische, Böhmishe (Tschechische), Mährische und Slowakische.

Bei ihrer Einwanderung in Mittel- und Westeuropa fanden die Indogermanen (Arier, d. h. die Edeln) schon eine Ureinwohnerschaft: Iberer, Tyrrhener, Pelasger. Diese scheinen einer körperlich kleinen und schwachen Rasse angehört zu haben. Sie wurden unterworfen oder wichen vor den Eroberern zurück. In den germanischen Sagen leben sie als das Volk der Zwerge fort.

Noch ganz unabgeklärt ist die Zugehörigkeit der Basken. Sie werden von den einen Forschern als ein Rest der iberischen Urbevölkerung, von andern als ein Volk keltischer oder sogar mongolischer Abstammung betrachtet.

Keine Indogermanen sind in Europa die Finnen, Kirgisen, Türken und Magyaren. Diese Völkerschaften sind mongolischer Abstammung.

\* \* \*

Allen indogermanischen Sprachen ist gemeinsam,

1. daß die Wörter aus Vokalen und Konsonanten zusammengesetzt sind und
2. daß sie in einem lautlichen Zusammenhang zueinander stehen.

Zur Veranschaulichung der Ähnlichkeit der Bezeichnungen mögen folgende Beispiele dienen, wobei jetzt schon auf die drei Entwicklungsstufen der Konsonanten, die indogermanische, die germanische und die hochdeutsche Lautstufe und damit auf die erste und zweite Lautverschiebung hingewiesen sei:

Indo-germanische Stufe	indogermanisch:	páter	péku	bhrátar	aksâ
	sanskritisch:	pitr (wahrscheinlich für pátr)	paçu		áksa
	lateinisch:	pater (z. B. noch in Jesuitenpater, ferner in Patron)	pecu (pecus) [vergl. pekuniär]	frater [noch Bezeichnung für Klosterbruder]	axis
Germanische Stufe	italienisch:	padre	pecore	fratello	asse
	englisch:	father	angelsächsisch: feoh (vergl. féodal)	brother	axe
	niederländisch:	vader	vee	broeder	as
Hochdeutsch		Vater	Vieh	Bruder	Achse
		*	*	*	
Indo-germanische Stufe	idg.: údhr		dhur	medhu	bhudhnó
	skr.: údhar	hansî	hyas	dur [dvâr]	budhná (für bhudhná)
	lat.: über	anser	heri	fores	fundus (für fundus)
Germanische Stufe	ital.: úbero	[für hanser]	[hesternus]		fondo
	[für mammella]		gestrig]		
		fr.: hier			
Germanische Stufe	engl.: udder	gander	yesterday	door	bottom
		[Gäuseric]	angelsächsisch:		
			geostra		
Hochdeutsch	ndl.: gans	gisteren	deur		
	mhd.: iuter				
	Euter	Gans	gestern	Türe	Met
			*	*	*
Indo-germanische Stufe	indg.:	dwo		gnu [genu]	dékm
	skr.:	dva	dama	jânu	dáçan
	lat.:	labium	duo	dens-dentis	decem
Germanische Stufe	ital.:	labbro (labiale)	verwandt: domus	genou	
	engl.:	due	duomo	dente	genou
	nieder-			fr.	
Hochdeutsch	deutsch:	Lippe	two	tooth	knee
		Lefze	ndl.: timmer	tand	knie
	(vergl. „Leff“)	(zwo, zwe, zwei)	Zimmer	Zahn	Knie
					zehn

Während so sehr viele Wörter den gemeinsamen Ursprung der indogermanischen Völkerschaften darzutun scheinen, gibt es sonderbarerweise auch viele Bezeichnungen, die sich nur in einigen arischen Sprachen vorfinden, während sie in andern nicht haben nachgewiesen werden können. Vielleicht ist das nur eine Folge der mangelhaften Überlieferung. Da es sich

aber meist um Wörter von großer Wichtigkeit handelt, so ist es ebenso wahrscheinlich, anzunehmen, daß diese Ausdrücke in jenen Völkerschaften erst aufgekommen seien, nachdem sich diese schon zum Teil voneinander getrennt hatten. Dabei können Völker mit vielen gemeinsamen Sprachbezeichnungen ursprünglich ein gemeinsames Volk gewesen sein oder als Nachbarvölker einen ziemlich großen Verkehr miteinander gehabt haben, so daß Wörter des einen Volkes nach und nach auch Gemeingut des andern wurden. Bei den damaligen Verhältnissen ist aber wohl eher an einen gemeinsamen Ursprung zu denken. Infolge Übervölkerung des Landes, Änderung der Lebensverhältnisse, Stammesstreitigkeiten, Abenteuerlust drangen ganze Völkerschaften oder Teile solcher in die Nachbarländer ein, ja zogen, manchmal durch die Verhältnisse gedrängt, oft weit von ihrer ursprünglichen Heimat weg. Geschichtlich nachgewiesene Kämpfe und Wanderungen dieser Art bietet uns die Zeit der Völkerwanderung. Sagen und prähistorische Funde, sowie die Sprachverhältnisse deuten aber darauf hin, daß in vorgeschichtlicher Zeit sich ebenfalls solche Vorgänge abgespielt haben. So gibt es z. B. Sprachforscher, die der Ansicht sind, das Germanische und das Lateinische stehen in einem nahen Verwandtschaftsverhältnis. Einenähtere Übereinstimmung zwischen den beiden Sprachen ergibt sich z. B. aus lat. *sex* = ahd. *séhs*, lat. *nōmen* = ahd. *namo*, lat. *longus* = ahd. *lang*, lat. *rectus* = ahd. und mhd. *rēht*, „*Est*“ bedeutet sowohl im Germanischen wie im Lateinischen „*er ist*“; „*es*“ heißt in beiden Sprachen „*du bist*“. Germanisch und lateinisch hieß *sīs* „*du seiest*“; der lat. Konjunktivform *velīs* = „*du wollest*“ entsprach eine germanische Form *welīs* (vergl. unser mundartliches „*du wellischt*“). *Sunt* und *sind*, *octo* (vergl. Oktober = der 8. Monat, Oktave) und *acht*, *noctem* und *Nacht*, *sal* und *Salz*, *scabo* und *schabe* stimmen miteinander überein. Ahd. *spanan* = antreiben geht auf einen verloren gegangenen Verbalstamm *spon* = antreiben zurück, der sehr wahrscheinlich auch im Lateinischen vorhanden gewesen ist. Jetzt noch ist das Wort z. B. *erhalten* in *spontan* = von sich aus, freiwillig, eigentlich „aus eigenem Antrieb“, wie z. B. in der Wendung „*in spontanen Beifall*“ ausbrechen. Das Krähen des Hahnes faßte man einst als ein Singen auf. Nach den Lautverschiebungsgesetzen entspricht das Wort *Hahn* nämlich einem Verbalstamm, der im lateinischen *cano* = singe vorliegt. Darnach würde das Wort „*Hahn*“ nichts anderes als „*Sänger*“ bedeuten.

Haben wir gegenwärtig in Europa drei Hauptvölkergruppen, die Germanen (ca. 130 Millionen), die Slawen (etwa 125 Mill.) und die Romanen (ca. 110 Mill.), so waren in der Urzeit die Kelten eine der mächtigsten europäischen Völkerschaften. Sie bewohnten in der Urzeit Westeuropa und die britischen Inseln. Übervölkerung scheint einen Teil der keltischen Stämme zur Auswanderung veranlaßt zu haben. Livius berichtet, daß auf Betreiben des Königs Ambiatus, der an der Spitze der keltischen Volksgemeinschaften gestanden habe, dessen Neffen Segovesus und Bellovesus mit gewaltigen Heeresschwärmen auszogen seien, um sich neues Land zu Wohnsitzten zu suchen. Segovesus zog über den Rhein nach Süddeutschland, Bellovesus aber führte seine Scharen über die Westalpen nach Oberitalien, vertrieb die Etrusker und ließ sich mit den Seinen unter dem Namen Insubrer um Mailand herum nieder. Andere Keltenstämme drangen später bis nach Rom (390 v. Chr. Schlacht an der Allia [Brennus]), noch andere zogen längs der Donau bis in die Ostalpen und bis Illyrien. Das Vordringen des Keltenstammes der Helvetier in die Rhein- und Maingegenden beginnt etwa ums Jahr 550 v. Chr.; etwa hundert Jahre später, also ca. 450, setzten sich die Helvetier in jenen Landen und wahrscheinlich auch in der heutigen Schweiz fest. Sie überwanden oder verdrängten dabei nomadisierende Stämme, die wahrscheinlich germanischer Zugehörigkeit waren. So hatte z. B. das Wallis germanische Bevölkerung, die sich infolge der Abgeschlossenheit des Landes der keltischen Einwanderung besser zu erwehren imstande war als diejenige der ebeneren Gegenden von Süddeutschland, der übrigen Schweiz und Italien. Man kann über diese Vorgänge und Begebenheiten, über die wir natürlich keine irgendwie zuverlässigen schriftlichen Aufzeichnungen besitzen, aus den prähistorischen Funden ziemlich sichere Schlüsse ziehen. Bei uns besaßen die Bewohner bis etwa 450 v. Chr. die sog. Hallstattkultur (so geheißen nach dem reichen Fundort Hallstatt [Salzburg], wo man über 1000 Gräber ausgrub). In dieser wurden über die beerdigten oder verbrannten Toten (Verbrennung war in der Schweiz üblich) Erdhügel aufgehäuft. Die in diesen Gräbern vorgefundenen Gefäße und Schmuckgegenstände zeigen nur geradlinige Verzierungen, z. B. sich unter verschiedenen Winkeln schneidende Linien, ferner Rechtecke und Dreiecke. Die Sicherheitsnadeln, Fibeln geheißen, die damals bei der Kleidung die Knöpfe ersetzten, hatten unilaterale (einseitige) Federn, d. h. solche, die sich nur auf einer

Seite des Bogens befanden. Im 4. Jahrhundert v. Chr. dagegen war unsere Schweiz von seßhaften keltischen Stämmen bewohnt, die ihre Toten in unterirdischen Gräbern nach der Art der unsfern beerdigten; die Verzierungen sind krummlinig und die Fibeln tragen eine bilaterale (zweiseitige) Feder. Man nennt diese zweite Zeit die La Tène-Zeit (nach dem Fundort La Tène nahe beim Ausfluß der Thièle aus dem Neuenburgersee). Die Änderung der angegebenen Verhältnisse kann wohl nur eine Folge der Änderung der Völkerschaften sein: an die Stelle germanischer Volksstämme sind die gallisch-keltischen Helvetier getreten. Die Ortsbezeichnungen Nyon (Noviodunum), Yverdon (Eburodunum), Genf (Geneva), Avenches (Aventicum), Lausanne (Lausonium), Solothurn (Solodurum), Windisch (Vindonissa), Zürich (Turicum), (Ober)-Winterthur (Vitudurum), Zurzach sind keltischen Ursprungs. Unsern Flüssen und Bergen, wie der Aare, der Töß, der Thur, der Rhone, dem Albis, dem Irchel, dem Jura, Kamor und Säntis haben Kelten den Namen gegeben.

Eine Folge dieser keltischen Einflüsse sind offenbar auch die keltischen Flußbezeichnungen des Rheins und seiner Nebenflüsse: Lippe, Ruhr, Sieg, Lahn, Main, Neckar, sowie die Namen Ems und Elbe.

Der Volksname der süddeutschen Kelten, der Volcä, d. h. der Schnellen, wandelte sich bei den Germanen in Walchäss, Walchôs, Walen (vergl. Walensee), Welsche um und diente ihnen zur Bezeichnung aller Kelten.

Kurz nach 300 v. Chr. fand die dritte und letzte der großen Keltenwanderungen statt. Sie führte keltische Massen nach Böhmen, dem Bojer (Bojohämmum, Bojerheimat) den Namen gaben, und sogar bis ins Innere von Kleinasien (Galater).

Diese Wanderungen fanden offenbar statt, weil die Kelten ihre Heimat zu unwirtlich fanden und sie zudem von den Germanen bedrängt wurden. Die Kelten waren zwar ein großes und weitverbreitetes Volk; aber die einzelnen Stämme lebten und handelten meist nur für sich; es fehlte ihnen der National-sinn, und darum sind sie nach und nach ein Opfer der Römer und der Germanen geworden.

Jetzt sind von diesen keltischen Stämmen in der Bretagne, in Wales, Schottland und Irland nur noch wenige Überreste vorhanden (etwa  $3\frac{1}{2}$  Millionen). Die Sprache der Nachkommen der einstigen Kelten zerfällt in das Britische und das Gälische. Beim ersten kann man das Kymrische (Wallisische) und das

Bretonische, beim letztern das Irische und das Gälische im engern Sinne (gesprochen in Schottland) unterscheiden.

## Die Trennung des Germanischen von den übrigen indogermanischen Sprachen.

Von ihrer Heimat an der mittleren Wolga und nördlich vom Schwarzen Meer zogen die Germanen (= ? Grenznachbarn) nach und nach west- und nordwärts. Wahrscheinlich folgten sie dabei vor allem dem Laufe der Weichsel. So gelangten sie in das Land zwischen der Ostsee und den mitteldeutschen Gebirgen bis über die Elbe hinaus. Jahrhundertelang war nun das ihre Heimat. Teile von ihnen zogen weiter nordwärts, nach der jütischen Halbinsel, den dänischen Inseln und Südskandinavien. Durch diese Wanderungen teilten sich die germanischen Völkerschaften in Ost-, Nord- und Westgermanen. Die Nordgermanen wurden mehr und mehr selbständige, standen aber den Ostgermanen näher. Von den Kelten waren die Germanen durch einen riesigen Sumpf- und Waldgürtel westwärts der Elbe getrennt; immerhin scheinen sie von ihnen viele Wörter entlehnt zu haben; auch ist man der Ansicht, daß die Germanen vor der Ausprägung ihrer sprachlichen Eigenart durch die erste Lautverschiebung unter keltischen Einflüssen gestanden haben. Im 3. Jahrhundert v. Chr. begannen dann germanische Stämme ihre Wohnsitze zu verlassen und süd- und westwärts zu drängen. Der Einbruch keltischer Massen in Böhmen scheint den Anlaß hierzu gegeben zu haben; doch werden auch Übervölkerung, Abenteuerlust oder das Verlangen nach einer schöneren Heimat Ursachen gewesen sein. In den Jahren 102 (Aquä Sextiä) und 101 (Vercellä) v. Chr. griffen dann zum ersten Mal zwei germanische Stämme, nämlich die Cimbern und Teutonen, das römische Reich an. Sie fanden dabei ihren Untergang. Aber nach längern oder kürzern Zwischenräumen drängten immer neue germanische Völkerschaften gegen das Weltreich der Römer vor, bis es schließlich 476 n. Chr. unter ihren Angriffen zusammenbrach.

Wahrscheinlich während die Germanen ihre Wohnsitze ostwärts der Elbe inne hatten, vollzogen sich in ihrer Sprache zwei Veränderungen, durch welche sie sich dann von den übrigen indogermanischen Sprachen unterschieden.

Die erste dieser Veränderungen bezieht sich auf die Wortbetonung. In der Ursprache der Indogermanen war es noch

erlaubt, den Hauptton auf alle Silben zu legen. So konnte er ebenso gut auf dem Stamm wie auf der Endung ruhen. Ein Rest davon ist auch in modernen Sprachen noch erhalten. Im Italienischen z. B. betont man: *la fábbrica*, aber *fabbricáre*, *fábbricano*, aber *fabbrichiámo* und *fabbricatóre*. Die Urgermanen haben den Hauptton ein für allemal auf die für die Bedeutung wesentlichste Silbe, also in der Regel auf den Wortstamm gelegt: *blind*, *Blínder*, *Blíndheit*, *Blíndenheim*, *Blíndenfürsorge*; *hófft*, *hóffen*, *Hóffnung*, *hóffnungslos*, *Hóffnungslosigkeit*. Nur bei Fremdwörtern hat sich vielfach die fremdartige Betonung erhalten: *modérn*, *fabrizieren*, *Átlas*, *Atlánten*, *Charákter*, *Charaktére*.

Die zweite wichtige Veränderung, durch welche sich das Germanische vom Indogermanischen unterscheidet, ist die erste oder germanische Lautverschiebung. Die meisten Forscher verlegen diese in das erste vorchristliche Jahrtausend; doch gibt es auch andere, z. B. Kluge, welche die Ansicht vertreten, sie könne sich schon etwa 3000 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung vollzogen haben; denn nur so lasse sich die besondere Verwandtschaft zwischen dem Italischen und dem Germanischen erklären.

### 1. Die germanische Lautverschiebung besteht in folgenden Veränderungen: das indogermanische

P verwandelte sich in f (auch v geschrieben):

lat. <b>pater</b>	engl. <b>father</b> (Vater)
it. <b>pelle</b>	„ <b>fell</b> (Fell)
fr. <b>pâle</b>	„ <b>fallow</b> (fahl)

t wurde zum Reibelaute th: (pater, father)

lat. <b>mater</b>	engl. <b>mother</b> (Mutter)
it. <b>tenue</b>	„ <b>thin</b> (dünn, zart, schwach)
fr. <b>trois</b>	„ <b>three</b> (drei)

c (k) verwandelte sich in h:

lat. <b>cornu</b>	engl. <b>horn</b> (Horn)
lat. <b>pecu</b>	got. <b>faihu</b> (Vieh)

Die harten Verschlußlaute (Tenuis) p, t, k verwandeln sich in die entsprechenden Reibelaute (Spiranten) f (v), th, h.

### 2. f (indg. bh) verwandelte sich in b:

lat. <b>frater</b>	engl. <b>brother</b> (Bruder)
indg. <b>bhudhnó</b> (lat. <b>fundus</b> )	„ <b>bottom</b> (Boden)
lat. <b>forare</b>	„ <b>to bore</b> (bohren)

oder auch f (indg. dh) in d: (bhudhno = Boden)

lat. <b>fores</b>	engl. <b>door</b> (Türe)
indg. <b>ûdhar</b>	„ <b>udder</b> (Euter)

h wurde zu g:

lat. <b>helvus</b>	<b>gelb</b>
„ <b>heri</b>	<b>gestern</b>
„ <b>anser</b> (für <b>hanser</b> )	<b>Gans</b>

Die indogermanische Aspirata (Verschlußlaut mit Hauchlaut) bh, dh, gh (lat. dafür f, f, h) wurden zur Media b, d, g (stimmhaften Verschlußlaut)

3. b entwickelte sich zu p:

lat. **labium**      engl. **lip** (Lippe)

d verwandelte sich in t:

lat. **duo**      engl. **two** (zwei)

„ **domare**      „ **to tame** (zähmen)

g in k:

lat. **gena**      **Kinn**

„ **ego**      **ik** (ich)

Die indogermanische Media  
(b, d, g)

veränderte sich  
zur Tenuis  
(p, t, k)

Man vergleiche im übrigen die auf Seite 6 erwähnten Beispiele. Von dieser ersten Lautverschiebung wurden die Lautverbindungen sp, st, sk, pt und kt nicht betroffen.

## Die gotische Bibelübersetzung.

Der Begründer der germanischen Literatur ist Wulfila (griechisch Ulfilas), der Bischof der Westgoten. Die Goten waren einst eines der wichtigsten germanischen Völker. Sie bewohnten Südschweden (Gotenburg (Göteborg), Gotland (Gottland) und die Weichselgegenden. Die Goten, die in diesen letzteren wohnten, bestanden aus vier Stämmen: den Rugiern in Pommern, den Burgunden südlich von ihnen, den Vandalen (Silingen) in dem heute noch nach ihnen benannten Schlesien und den Goten an der untern Weichsel. Von ca. 150 n. Chr. an strebten diese gotischen Völker der untern Donau und dem Schwarzen Meere zu. Von dort aus unternahmen sie häufig Plünderungs- und Eroberungszüge. Im Jahre 268 gelang es aber Claudius II., ihnen bei Naissus (Nisch in Serbien) eine vernichtende Niederlage beizubringen. Sie trennten sich in der Folge in die Westgoten, die in Dacię (z. Teil heutiges Serbien und Bulgarien, auf dem rechten Donauufer) sesshaft wurden, und die Ostgoten, welche ostwärts vom Dnestr, also im heutigen Rußland, noch etwas mehr im Nomadenzustand verblieben. Offenbar durch den Einfluß der benachbarten Römer nahmen die Westgoten bald eine ziemlich hohe Kultur an. Um die Mitte des 4. Jahrhunderts bekehrten sie sich infolge der Wirksamkeit ihres Bischofs Wulfila (311—383) zum Christentum.

Wulfila = Wöllein war 311 n. Chr. als Sohn kriegsgefangener, kleinasiatischer Eltern in Dacię geboren. Infolge dieser Verhältnisse wuchs er unter den Westgoten auf. 341 empfing er die Bischofsweihe. Um seinem Volk die heilige Schrift näher zu bringen, unternahm er das Riesenwerk, sie ins Westgotische zu übertragen. Die Goten hatten zwar auch schon ein Alphabet, ein Runenalphabet; aber es eignete sich nicht zum Gebrauch auf Pergament; zudem reichte es nicht

für alle in der Bibel vorkommenden Laute aus. Infolgedessen sah sich Wulfila genötigt, manche Abänderungen und Ergänzungen zu treffen. Er entnahm dem griechischen Alphabet 20, dem lateinischen 5 Zeichen und schuf auf dieser Grundlage ein gotisches Alphabet von 27 Zeichen, das bald auch dem täglichen Leben diente. Diese Bibelübersetzung Wulfilas war die erste germanische Prosa. Nur etwa die Hälfte des kostbaren Werkes, nämlich 177 von 330 Blättern, ist unserer Zeit erhalten geblieben. Das vollständigste Bruchstück, die silberne Handschrift (mit Silber- und teilweise mit Goldtinte auf purpurgefärbtes Pergament geschrieben), findet sich in der Universität Upsala.

Als Probe des altehrwürdigen Sprachdenkmals möge hier das Vaterunser gesetzt sein:

Atta unsar thu in himinam veihna! namo thein. quimai  
 Vater unser du in (den) Himmel, geweiht werde (der) Name dein(er). (Es) komme  
 thiudinassus theins. vairthai vilja theins sve in himina jah  
 (die) Herrschaft deine. (Es) werde (der) Wille dein wie im Himmel (so) auch  
 ana airthai. hlaif unsarana thana sinteinan  
 an (der) Erden. (Das) Brot (Laib) unseres dieses (das) beständige (immerwährende)  
 gif uns himma daga. jah aflēt uns, thatei skulans sijaima,  
 gib uns diesen Tag. Und erlass uns, dass Schuldende (wir) seien,  
 svasve jah veis aflētam thaim skulam unsaraim. jah ni briggais  
 sowie auch wir erlassen diesen Schuldenden unseren. Und nicht bringest (du)  
 uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin; untē  
 uns in Versuchung, sondern löse uns von diesem Übel; denn  
 theina ist thiudangardi jah mahts jah vulthus in  
 dein ist (der) Herrscherhof (Reich) und (die) Macht und (die) Herrlichkeit in (die)  
 aivins. amēn.

Ewigkeiten. Amen.

Mehr als anderthalb Jahrtausende sind seit dieser Bibelübersetzung verflossen, und doch erkennen wir bei einiger Vergleichung sofort die Ähnlichkeit einer großen Zahl von Wörtern mit denen unserer Sprache. Atta ist nichts anderes als unser Wort „Ätti“. Als Name hat es sich noch in Attila (mit neu-hochdeutscher Lautverschiebung = Etzel) = Väterchen erhalten. „Unsar, himinam, namo, vilja, ana, unsarana, theina, daga“ usw. haben nur voller tönende Endungen als die entsprechenden Wörter „unser, Himmel, Name, Wille, an, unseres, dein, Tage“ etc. des Neuhochdeutschen und erinnern dadurch an die klangvollern romanischen Sprachen, z. B. an das Italienische. „Gif“ hat sich noch in Mitgift erhalten. Diese bezeichnet das, was

man der Braut „mitgibt“. Ebenso hängt das Wort „Gift“ damit zusammen. Es bezeichnet ursprünglich das, was man einem „gibt“, ist also eigentlich eine „Gabe“. Jetzt noch ist dieses der Sinn im Englischen: the gift = die Gabe, das Geschenk. Das Wort sin (eig. ndd.) = immer, verwandt mit lat. semper (semperviva) hat sich noch erhalten in Singrün für Immergrün, sowie in Sündflut, eig. Sintflut (mhd. = sinvluot), große Flut. Der Diphthong ai wird vor r, w (v) und h zu ê; daher entstanden aus vairthai, airthai, aivins die Formen werde, Erde, Ewigkeiten.

Durch die Bibelübersetzung machte sich Wulfila nicht nur um das kirchliche, sondern auch das nationale Leben der Westgoten sehr verdient; denn durch seine Bemühungen blieb fortan ihre Kirchensprache gotisch, während sie bei den germanischen Stämmen des Westens lateinisch war und dadurch einen viel größeren Einfluß auf das Volksleben hatte. (Vergl. Ekkehard, Die Waldfrau: Ich sag's, wie ich's weiß, sprach die Alte. Ich will den Heiland nicht beleidigen; aber er ist als ein Fremder ins Land gekommen, Ihr dienet ihm in fremder Sprache, die verstehen wir nicht. Wenn er auf unserm Grund und Boden erwachsen wäre, dann könnten wir zu ihm reden und wären seine treuesten Diener, und es stünde besser ums alemannische Wesen.) Jahrhundertelang wurde Wulfillas Bibelwerk vom Volk in Ehren gehalten und noch im neunten Jahrhundert von den Westgoten in Spanien verstanden.

Durch die Hunnen wurden die Westgoten 376 in ihren Wohnsitzten aufgescheucht. Unter steten Kämpfen zogen sie nun durch fast ganz Europa (Catalonien = Gotenland, catalanische Sprache), bis sie schließlich von den römischen Heeren aufgerieben wurden.

## Trennung des Hochdeutschen von den übrigen germanischen Sprachen.

Während die erste oder germanische Lautverschiebung schon vor Beginn unserer Zeitrechnung den germanischen Sprachen ihr bestimmtes Gepräge verlieh, durch das sie sich von den übrigen indogermanischen Sprachen unterschieden, führte eine zweite, die hochdeutsche Lautverschiebung, auch noch zu einer Differenzierung innerhalb der germanischen Sprachen. Auch von dieser hochdeutschen Lautverschiebung kennen wir fast nur die Ergebnisse. Sie begann wahrscheinlich gegen Ende

des sechsten Jahrhunderts und vollzog sich etwa während der Zeitdauer von 200 Jahren. Wo sie ihren Anfang nahm, wissen wir nicht genau, noch weniger, wodurch sie veranlaßt wurde. Die einen sind der Ansicht, diese Lautbewegung sei von den Alemannen oder Bayern ausgegangen — denn dort kann sie vor allem zuerst nachgewiesen werden —, während andere die Langobarden für die eigentlichen Veranlasser halten. Diese, ein ursprünglich an der untern Elbe ansässiger Germanenstamm, der zur Zeit der Markomannenkriege (161—168) nach der Donau gezogen war und sich auf römischem Gebiete festgesetzt hatte, tauchen nach etwa 300 jähriger Ruhezeit um die Mitte des fünften Jahrhunderts in Mähren auf. Unter ihrem König Alboin drangen sie dann in Oberitalien ein, wo sie sich nach jahrelangen Kämpfen festsetzten (569—572). Von den Langobarden hat ein Teil der Poebene jetzt noch den Namen Lombardiei. — Während es einerseits aber sehr wahrscheinlich ist, daß die Sprache der Langobarden durch diejenige der Bevölkerung Oberitaliens beeinflußt wurde, und es sicher ist, daß sie mit derjenigen der Alemannen und der Bayern zuerst die zweite Lautverschiebung aufwies, so ist der Nachweis, die zweite Lautverschiebung sei von den Langobarden ausgegangen, deswegen sehr schwierig, weil sich die Sprachdenkmäler jener Zeiten überhaupt sehr spärlich vorfinden und die langobardischen zu dem in lateinischer Sprache abgefaßt sind.

Die hochdeutsche Lautverschiebung, welche sich von der Schweiz und Süddeutschland nach und nach nordwärts verpflanzte, machte an der Grenze Niederdeutschlands Halt. Bis heute hat sich diese Sprachgrenze in der Hauptsache erhalten und nur unbedeutend zugunsten des Hochdeutschen verschoben. Diese Verschiebung hat ihren Grund im kulturellen und politischen Übergewicht Süd- und Mitteldeutschlands. Im großen ganzen aber bewahrten die Sachsen zähe ihren Lautstand und fügten damit zu der Stammes- eine wichtige Sprachgrenze. Diese geht von Aachen über Köln, Kassel, Aschersleben bis zur Mündung der Saale in die Elbe, verläuft also von Aachen aus ziemlich genau ostwärts. An der Elbe erreicht sie die alte deutsch-slawische Grenze. Von dieser zweiten oder hochdeutschen Lautverschiebung wurden also das Niederdeutsche, Skandinavische, Englische und Gotische nicht erfaßt, sondern blieben auf der alten Lautstufe der ersten Verschiebung stehen. Das Holländische wird wegen seiner bedeutenden eigenen Literatur und der politischen Wichtigkeit des selbständigen Landes als eine

Schwestersprache des Deutschen betrachtet; sprachlich bildet es mit dem Flämischen, Brabantischen und Limburgischen das Niederländische im weitern Sinne und gemeinsam mit dem Niedersächsischen das sogenannte Niederdeutsche. Bis im 16. Jahrhundert wurden die Niederländer als Deutsche betrachtet. So heißt holländisch in der englischen Sprache dutch (deutsch), und ein Holländer ist ein Dutchman (= Deutschmann).

Einige Beispiele mögen die Zugehörigkeit des Flämischen und des Holländischen zur deutschen Sprache und die nähere Verwandtschaft zum Niederdeutschen im besondern veranschaulichen.

### Vlaamsch en Duitsch.

O Moëderspraak, du bist my waard<sup>1</sup>  
 En lief als geest en goed,  
 Dy hang ik aan met trouwen aard<sup>2</sup>,  
 Met zuiver<sup>3</sup> jonglingsbloed.  
 In't vlaamsch klonk<sup>4</sup> myner moeder zang,  
 By 't teeder<sup>5</sup> wiegenlied,  
 En zulk een dierbren zielenklank  
 Vergeet myn harte niet.  
 Doch duitsch<sup>6</sup> en vlaamsch zyn nauw verwant,  
 Zoo nauw als rechte en linker hand,  
 En duitsch is duitsch, 't zy hoog of neder —  
 Dat klinke in onze zangen weder. —  
 Slechts waar de spraakbron rein en klaar  
 Ter volksgeestlavinge vloeit,<sup>7</sup>  
 Slechts daar gedyt, wat recht en waar,  
 Wat godlyk ons doorgloet.  
 Des roep ik van den Keulschen dom,  
 Waarop ik vol begeestring klom:  
 Verbindt u, Rhyn- en Scheldebroeders,  
 Blyft eeuwig<sup>8</sup> uwer tale hoeders.<sup>9</sup>

Johann Michael Dautzenberg (1846).

### Deutsch und Flämisch.

Du Muttersprache, bist mir lieb,  
 Mir lieb wie Geist und Gut,  
 Dir hang ich an mit frommem Trieb,  
 Mit reiner Jünglingsglut.  
 Daß Flämisch mir die Mutter sang  
 Und mich als Kind beglückt',  
 Das weiß ich, und ihr Seelenklang  
 Noch heute mich entzückt.  
 Doch Deutsch und Flämisch sind verwandt,  
 So nah' als recht' und linke Hand,  
 Und Deutsch ist Deutsch, ob hoch ob nieder,  
 Das zeugen uns're Bundeslieder. —

Nur wo der Sprachquell rein und klar  
 Dem Volksgeist offen steht,  
 Nur dort gedeiht, was recht und wahr,  
 Was göttlich uns umweht.  
 Ich ruf' es hoch vom Kölner Dom,  
 Auf den ich voll Begeist'rung klomm:  
 Verbind't euch, Rhein- und Scheldebrüder,  
 Bleibt ewig eurer Tale Hüter.

Nach Dautzenberg

Der Dichter, geb. 1808 zu Haarlem, † 1869 in Brüssel, verfaßte das Gedicht für das erste Fest des deutsch-flämischen Sängerbundes. <sup>1</sup> wert, lieb. <sup>2</sup> mit treuer Art. <sup>3</sup> (söuvör) = sauber, rein. <sup>4</sup> klang. <sup>5</sup> (vergl. tendre) = zart, weich. <sup>6</sup> (dirbär) = teuer, wert, lieb: Solch einen lieben Seelenklang vergißt mein Herze nicht. <sup>6</sup> spr. döütß. <sup>7</sup> vloeiien (vlüjö) = fließen; zum Volksgeist labend fließt. <sup>8</sup> ewöch. <sup>9</sup> hūdör.

Die erste Strophe eines Gedichtes, das Bürgers Schatzgräber (Ein Winzer, der am Tode lag) nachgedichtet ist (Verfasser J. van Lennep), heißt folgendermaßen:

### De Gouddelvers (Der Goldgräber).

Een landman lág in stervensnood,  
 En sprak zijn kinders aan:  
 „Hoort allen toe! 'k wil voor mijn dood  
 U nog ten beste raên.  
 Ons land ('k weet niet aan welken hoek)  
 Een schat verborgen houdt.  
 Dus zoo uw vlijt slechts ijv'rig zoek,  
 Vindt gij daar zeker goud.“

Ein Landmann lag in Sterbensnot,  
 Und sprach zu seinen Kindern:  
 „Hört alle zu! Ich will vor meinem Tod  
 Euch noch zum besten raten.  
 Unser Land (ich weiß nicht an welcher Ecke)  
 Einen Schatz verborgen hält.  
 Drum, wenn ihr in eurem Fleiße nur eifrig sucht,  
 Werdet ihr sicher das Gold darin finden.“

Sprich: sēin, hort, tu, ü, noch, (raēn = raden), hūk, dus, sūk, gēi, sek'r. De aanhouder wint (der Anhaltende gewinnt = Beharrlichkeit führt zum Ziel); De appel valt niet ver van den stam; Niemand kan twee herren dienen; Beginnen en eindigen is twee; De gelegenheid maakt den dief; Eigen haard is goud waard; Heden rood, morgen dood; Jong gewend, oud getan, sagt auch der Holländer.

Jakob ter Meulen aus dem Twentherland schreibt in seiner Mundart, welche eine Mittelstellung zwischen dem Plattdeutschen und dem Niederländischen einnimmt:

As Y nig langer weett woar an Y Ouw mot houlden,  
 komm Y öm 't wortelwoort toch zöken by my oulden!  
 En of Y Ouw ook plaogt, my gānschlik te verdriven,  
 Daor onder an den Rhiin, zal ik nog lange bliven.

Daor, waor den Issel vleuit, de Ems en Elve strick,  
 bint nog de züsters baas out' t zülfde hous as ik!  
 Past, züsters, op den dam, op dat gin' vrömden stroom  
 de wortels ondergraft van Hermans heil'gen boom!

Wenn ihr\* (gar) nicht mehr wißt, woran ihr euch halten sollt,  
 kommt ihr des Wurzelwertes wegen doch bei mir Alten\*\* nachsuchen.  
 Und wenn ihr euch auch müht, mich gänzlich zu vertreiben,  
 da unten am Rhein werd' ich noch lange bleiben.  
 Da, wo der Issel fließt, die Ems und Elbe streicht,  
 sind noch die Schwestern Meister, aus demselben Haus wie ich.  
 Gebt Schwestern acht auf den Damm, auf daß kein fremder Strom  
 die Wurzeln von Hermanns heiligem Baum untergräßt. Paul Pietsch.

\* Gemeint sind die Hochdeutsch Sprechenden.

\*\* dem Plattdeutschen und Niederländischen.

Die zweite Lautverschiebung besteht in folgenden Veränderungen:

1. engl. <b>three</b>	wird zu <b>drei</b>	}	Der Reibelaut (Spirans)
" <b>that</b>	" <b>das</b>		
" <b>got.</b>	" <b>dein</b>		
" <b>thu</b>	" <b>du</b>		

f und h wurden nicht verändert (the finger = der Finger, for = für, horn = Horn).

2. ndd. <b>Bedd</b>	verwandelt sich in <b>Bett</b>	}	Statt des weichen Verschlußlautes (Media) d hat man im Hochdeutschen den harten Verschlußlaut (Tenuis) t
" <b>dull</b>	" <b>toll</b>		
" <b>vader</b>	" <b>Vater</b>		
" <b>Modersprak</b>	" <b>Muttersprache</b>		
" <b>drinken</b>	" <b>trinken</b>		
" <b>de Wedd</b>	" <b>Wette</b>		

g wurde von der zweiten Lautverschiebung nicht erfaßt, b verwandelte sich nur ausnahmsweise in p.

Am stärksten wurden die harten Verschlußlaute p, t, k von der hochdeutschen Lautverschiebung ergriffen.

a) An Stelle Niederdeutsch <b>Schapskopp</b> heißt es hochdeutsch <b>Schafskopf</b>	}	p wird zu f oder pf	An Stelle der harten germanischen Verschlußlaute (Tenuis) p, t, k hat man im Hochdeutschen die Reibelaute (Spirans) f (pf), z (tz, ß), ch (auch noch k)
" " " <b>upstahn</b>			
" " " <b>lop</b>			
" " " <b>deep</b>			
b) " " " <b>vertellen</b>	}	t wird zu z, tz, ß oder ss	An Stelle der harten germanischen Verschlußlaute (Tenuis) p, t, k hat man im Hochdeutschen die Reibelaute (Spirans) f (pf), z (tz, ß), ch (auch noch k)
" " " <b>vergeten</b>			
" " " <b>betahlt</b>			
" " " <b>seten</b>			
" " " <b>water</b>			
" " " <b>dat</b>			
" " " <b>Middageten</b>			
c) " " " <b>ick</b> (ik)	}	k wird zu ch	An Stelle der harten germanischen Verschlußlaute (Tenuis) p, t, k hat man im Hochdeutschen die Reibelaute (Spirans) f (pf), z (tz, ß), ch (auch noch k)
" " " <b>glik</b>			
" " " <b>maken</b>			
" " " <b>sik</b>			
" " " <b>ok</b>			

In Kürze lassen sich die Veränderungen durch die beiden Lautverschiebungen in folgender Tabelle zusammenfassen:

Indogermanisch	Germanisch	Hochdeutsch
p, t, k	f (v), th (engl. th), h (= ch)	f (v), d, h (ch)
bh, dh, gh (lat. dafür f, f, h)	b, d, g (ursprünglich stimmhafte Reibelaute)	b (p), t, g
b, d, g	p, t, k	f, ff, pf; z, tz, ss, ß; ch, k

Man kann sich die germanische und die hochdeutsche Lautverschiebung an dem lateinischen Worte *tam* und seinen Umstellungen *Amt* und *Meta* leicht einprägen. Es bezeichnet dann t die *Tenuis* (harten Verschlußlaut), a die *Aspirata* (Reibelaute) und m (Me) die *Media* (weichen Verschlußlaut). In der ersten Reihe wird also die *Tenuis* zur *Aspirata* und diese zur *Media*, falls der Laut nicht auf der zweiten Stufe verbleibt; in der zweiten Reihe verwandelt sich die *Aspirata* in die *Media* und diese in die *Tenuis* (oder bleibt); in der dritten entsteht aus der *Media* eine *Tenuis* und aus dieser eine *Aspirata*.

Nach einem Hauptunterschied, dem plattdeutschen t, das im sächlichen Artikel zu ß geworden ist, unterscheidet man die beiden deutschen Sprachen auch kurz als dat-Sprache (niederdeutsch) und daß-Sprache (hochdeutsch). Natürlich haben sich an der Grenze in Mitteldeutschland die beiden Sprachen gegenseitig beeinflußt, und so sind mit der Zeit viele hochdeutsche Wörter ins Niederdeutsche eingedrungen und umgekehrt.

So haben wir z. B. neben dem hochdeutschen *Waffe* und *Staffel* die niederdeutschen Wörter *Wappen* und *Stapel*, neben machen auch das Verb *makeln* (vergl. *Börsenmakler*), neben den Städtenamen *Weißenburg* und *Altenburg* die plattdeutschen *Wittenberg* und *Oldenburg*.

Aus dem Niederdeutschen im weiteren Sinne, d. h. aus dem Plattdeutschen oder dem Niederländischen, hat die hochdeutsche Sprache besonders die Wörter entlehnt, welche auf das Meer und auf die Schiffahrt Bezug haben, wie: *Boje*, *Bord* (Backbord, Steuerbord), *Boot*, *Bai*, *Ballast*, *Brackwasser*, *Deich*, *Ebbe*, *Bagger*, *branden*, *Brandung*, *Hafen*, *Haff*, *Jacht*, *Kiel*, *Kajüte*, *leck*, *lichten*, *Luke*, *stoppen*, *Fracht*, *Lotse*, *Rhede*, *Werft*, *Riff*, *Wrack*, *Schleuse*. Zum Teil sind es immerhin auch für das Niederdeutsche ursprünglich Lehnwörter.

Niederdeutschen Ursprungs sind z. B. auch: flink, sacht, schlau, schlapp, schwül, knicken, kneifen, schnuppe, sich sputen, verblüffen, stöhnen, Born, Hafer, Roggen, Knüppel, Watte, Quacksalber.

Das Plattdeutsche hat, unter Führung von Fritz Reuter und Klaus Groth, auch eine hervorragende Literatur, deren Einfluß namentlich in der jüngsten Vergangenheit sehr bedeutend geworden ist und auch in der Gegenwart noch anhält.

Einige Beispiele mögen den Unterschied gegenüber dem Hochdeutschen etwas veranschaulichen.

### Plattdeutsch Tru.

Fast steiht* de Sassenstamm	Treue.
faster as Dik un Damm	fest
in Storm un Not.	Deich
Kem sülfst en Weltenbrand	käme selbst
Kaiser und Vaderland,	
juch hürt uns' Hart un Hand	euch gehört unser Herz
bet in den Dod!	bis

Alb. Schwarz.

\* Vergl. das Berndeutsche schteit, geit.

### Gode Nacht!

(Schleswig-Holsteiner Plattdeutsch.)

Över de stillen Straten	Din Kind liggt in de Wegen,
geit klar der Klokkenslag;	un ik bin ok bi di;
god' Nacht! Din Hart will slapen,	din Sorgen und din Leven
und morgen is ok en Dag.	is allens um un bi.

Noch eenmal lat uns spräken:  
Goden Abend, gode Nacht!  
De Maand schient op de Däken,  
uns' Herrgott hölt de Wacht.

Theodor Storm.

### Wiegenlied.

Slap, min Kind,	Slap, min Kind,
De Nacht, de kümt.	In Storm un Wind
De Wind speelt' in dat Bladermeer	Dort steiht di Vadder op de Wacht
Un singt ein Wegenleed di vör	In Frankrich woll to später Nacht —
Slap, min Kind.	Slap, min Kind.

Slap, min Kind,  
Un bed geschwind,  
Dat unser Herrgott in de Nacht  
Ök öwer dinen Vadder wacht.  
Slap, min Kind.

Aus der Kriegszeit  
von einem Unbekannten im Schützengraben  
bei Roye.

## Min Modersprak.

Min Modersprak, wa klingst du schön!	
Wa büst du mir vertrut!	
Weer ok min Hart as Stahl un Steen, Wär' auch mein Herz aus Stahl und Stein,	Du treibst den Stolz heraus.
Du drevst den Stolt herut.	
Du bögst mi stiwe Nack so licht	Du beugst den steifen Nacken mir so leicht,
As Moder mit ern Arm,	
Du fichelst mir umt Angesicht,	fäichelst
Un still is alle Larm.	
Ik föhl mi as en lüttjet Kind,	lützel = klein (Lützelau)
De ganze Welt is weg.	
Du pust mi as en Voerjahrswind	pustest = blasest
De kranke Boß torech.	Brust zurecht.
Min Obbe folt mi noch de Hann'	Mein Großvater faltet mir noch die Hände
Un seggt do me: „Nu bee!“	Und sagt zu mir: „Num bete!“
Un „Vaderunser“ fang ik an,	Und das Vaterunser fang ich an,
As ik wul früher dee.	Wie ich es wohl früher tat.
Un föhl so deep: dat ward verstan,	
So sprickt dat Hart sik ut	
Un Rau vunn Himmel weiht mi an	Und Ruh' vom Himmel weht mich an
Un Allns is wedder gut!	
Min Modersprak, so slicht und recht,	
Du ole frame Red!	Du alte fromme Rede
Wenn blot en Mund „min Vader“ seggt,	bloß
So klingt mi't as en Bed.	So klingt mir das wie ein Gebet.
So herrli klingt mi keen Musik	
Un singt keen Nachtigall;	
Mi lopt je glik in Ogenblick	Mir laufen ja gleichwohl im Augenblick
De hellen Thrän hendal.	Die hellen Tränen herunter.

Klaus Groth.

## An unse Modersprak.

Du söte Brut,<sup>1</sup> uns Hartensfreid!  
 Wi harrn di lang vergeten.  
 Din Süster harr uns all ant Leit,<sup>2</sup>  
 Mit glatte Wör de Kopp verdreibt,  
 Vun di wulln wi nix weten.  
 Kumm, nimm uns werrer<sup>3</sup> an to Ehrn,  
 Wi weeten't ja<sup>4</sup>, du söte Deern:  
     En Brut as du  
     So gut un tru  
     Is narbens<sup>5</sup> mehr op Eern!  
 Din Süster rappelt vel to fühnsch,<sup>6</sup>  
 Is vel to stolt un flarri.<sup>7</sup>  
 Se snackt half dütsch un half latinsch,  
 Mit ehr ward son gewöhnl Minsch,

As wi man bünd, nich farri.<sup>8</sup>  
 Se geit so staatsch un vel to stätsch,<sup>9</sup>  
 De Groten hemm ehr rein verhätscht;<sup>10</sup>  
     För unse Art  
     Is se to ßart,  
 To afpoleert un smetsch.<sup>11</sup>  
 Du büs Natur! So mägt wi't lidn.  
 Och! bliv dat ok inskünfti!  
 Büs fram un hartli ahne Schien,  
 Snackst nich to vel in'n Tag herin,  
 Un büs doch so vernünfti.  
 Du büs de öllste vun ju beidn,<sup>12</sup>  
 Un dochen büs du so bescheidn,  
     Makst keen Geschrigg,  
     Un denkst ok nich,  
 Din Süster to beneidn.  
 Du leeve Deern! uns Wort ton Pand!  
 Wes werrer gut, ik be di!  
 Wat scheert uns all dat Flint und Flant —  
 Kik du uns an, giff uns din Hand. —  
 Un Allns is werrer redi.<sup>13</sup>  
 Din Süster holn wir geern in Ehrn,  
 Uns Leewd<sup>14</sup> hört di, du söte Deern.  
     En Brut as du,  
     So gut un tru  
 Is narbens mehr op Eern.

Friedrich Dörr (1857).

<sup>1</sup> Die Braut ist das Plattdeutsche, ihre Schwester das Hochdeutsche. (Du süße Braut.) <sup>2</sup> Deine Schwester führte uns alle am Leitseil (Gängelband). <sup>3</sup> wieder. <sup>4</sup> wir wissen es ja. <sup>5</sup> nirgends. <sup>6</sup> gebärdet sich viel zu launisch. <sup>7</sup> flatterhaft. <sup>8</sup> mit ihr wird so ein gewöhnlicher Mensch, wie wir nun eben sind, nicht fertig. <sup>9</sup> sie geht so (stattlich) vornehm und viel zu städtisch (gebildet) einher. <sup>10</sup> die Großen haben sie rein verhätschelt. <sup>11</sup> biegsam, geschmeidig. <sup>12</sup> du bist die Ältere von euch beiden. <sup>13</sup> (bereit) in Ordnung (vergl. engl. ready). <sup>14</sup> Leben.

### Die deutschen Mundarten.

Wei<sup>1</sup> seggen: wer de grötste Dütsche is,  
 Der schmelze uns tesamme,  
 Un plant' en dütsches Paradis,  
 Wu alles wäckst vom Stamme;  
 Denn wu de Sprahke sich vereint,  
 Da ist der grötste Trumpf verdeint.<sup>2</sup>

1843. Verfasser unbekannt.

<sup>1</sup> wir. <sup>2</sup> Da ist die Hauptsache getan.

### De junge Wetfru [Witwe].

Wenn Abends rot de Wulken treckt, zieht  
 So denk ik och an di!  
 So trock verbi dat ganze Heer, zog  
 Un du weerst mit derbi.

Wenn ut de Böm de Blaeder fallt, So denk ik glik an di!	Wenn von den Bäumen die Blätter fallen fiel
So full so menni brawe Jung, Un du weerst mit derbi.	warst
Denn sett ik mi so truri hin Un denk so vel an di, Ik et alleen min Abendbrot — Un du büst nich derbi.	setze Ich esse allein . . . Klaus Groth.

### Am Meer.

Die Sunn is dahl,<sup>1</sup> de Wolken glösen<sup>2</sup>  
in Westen geel un fürrot,  
de Möben swevt, as wenn se dösen,<sup>3</sup>  
wie Waterrosen op de Flot;  
de willen Gös<sup>4</sup> un Ahnten flegen  
in Scharen na de faste Wall,<sup>5</sup>  
liek<sup>6</sup> opmarscheert in lange Reegen,<sup>7</sup>  
as gul't Parad för'n Feldmarschall.

Nu fangt't bi lütten<sup>8</sup> an to schummern,<sup>9</sup>  
de Luft is bruttig,<sup>10</sup> dick und swer,  
ut Osten bebert<sup>11</sup> lises Lummern,<sup>12</sup>  
as wie en Mahnrop über't Meer.  
Unheemlich zuckt dat Wedderlüchten  
as Spökels<sup>13</sup> an de Kimmung<sup>14</sup> rum;  
de Waterspegel deit sik slichten,  
de wiede Welt ligt dod un stümm.

E. Gurlitt.

<sup>1</sup> hinab (gesunken). <sup>2</sup> glimmen (vergl. mundartlich glöise). <sup>3</sup> schläfrig sind. <sup>4</sup> Gänse (vergl. engl. goose, geese). <sup>5</sup> Festland. <sup>6</sup> gerade. <sup>7</sup> Reihen. <sup>8</sup> bei kleinem, allmählich. <sup>9</sup> schimmern. <sup>10</sup> schwül (vergl. bruetig). <sup>11</sup> zittert (bebt). <sup>12</sup> leises Donnern. <sup>13</sup> Gespenst. <sup>14</sup> Horizont. (Es zieht ein Gewitter herauf!)

### Na de Brut!

Jehann, nu spann de Schimmels an!	
Nu fahr wi na de Brut!	
Un hebbt wi nix as brune Per,	Und haben wir nur braune Pferde
Jehann, so is't ok gut!	
Un hebbt wi nix as swarte Per	schwarze
Jehann, so is't ok recht!	
Un bün ick nich uns Weert sin Sæn	bin, Wirt (Herr), Sohn
So bün'k sin jüngste Knecht.	bin ich
Un hebbt wi gar keen Per un Wag',	Pferd und Wagen
So hebbt wi junge Been!	
Un de so glückli is as ik,	
Jehann, dat wüll wi sehn!	wollen

Klaus Groth.

## Ein Beten anners.

Ein

„Na, Jochen, segg, wo is dat nu mi Di?  
 Kannst mit den Leutnant Di nu all verdragen?“  
 „I ja, dat geiht; dat Gräwt, dat is vörbi,  
 Doch alle Dag' des Morrens früh  
 Heww'n w'uns noch ümmer bi den Kragen  
 Un slahn uns beid' de Jacken vull.“  
 „Du Dinen Herrn? Dat wir doch dull!  
 Warst em de Jack doch vull nich slagen?“  
 „Un düchtig, Brauder, segg ick Di!  
 Doch ein lütt Unnerschied, de is dorbi:  
 Ick buller em de Jack man ut,  
 Wenn hei nich drin is, wenn hei 'rut,  
 Doch min Herr Leutnant, de sleiht tau,  
 Wenn ick 'e noch insitten dauh.“  
 'e = da, drinsit  
 [noch Friti

## De Koppweihdag'.

## Die E

„Gu'n Morgen, Herr Apteiker! Seggen S'mal,	
Wat is woll gaut vör Koppweihdag?“	
„Min Sähn, dat is de düll'ste Qual,	toll
Dat is'ne niederträcht'ge Plag!	
Na sett Di man en Beten dal.	Nun
Du büst woll her ut Frugenmark.“	[ein]
„Ja, Herr! Ik dein doar up den Hoff.“	die
„Na, sünd de Koppweihdag' denn stark?“	
„Ja, Herr! Sei maken't goar to grof.“	gar
„Na, denn kumm her und dauh	tu'
Mal ierst din beiden Ogen tau.	Aug
Süh! so is't recht! Nu rük mal swinn	riech'
All, wat du kannst, in disse Buddel 'rin.“	
De Bengel deit ok ganz genau,	
Wat hei em heit: makt ierst de Ogen tau	Was
Un rükt recht düchtig 'rinner dunn.	
Bautz! föllt hei rügglings von dem Staul herun.	Stu
As hei nu wedder sik besunn,	hei:
Seggt de Apteiker: „Sähn, nu segg,	
Sünd dine Kopfweihdag' nu weg?“	
„Ih, Herr, von mi is nich de Frag',	Unser
Uns' Frölen hett de Koppweihdag'.“	Fri

## Twee Pirower (Priegnitz).

noh d'Stadt. Se har'n de Hän'n sich drückt die Hände  
 har'n beten an de Mützen rückt ein bißchen  
 un wären stegen in d'Kalesch.  
 As se nu kemen ran noh Bresch,  
 wo een Slag Weiten wär to sehn ein Schlag Weizen  
 säd Schmok  
 to Klok:  
 „De Weiten, de steiht schön!“  
 Bur Klok kickt sich den Weiten an, guckt  
 un Schmok, de tippt de Pärd bet an,  
 un beid, de föhr'n so sachten fort,  
 doch keener seggt een Wort.  
 Singt wo een Lerch sich in de Höcht,  
 kickt jedwer noh un jedwer söcht, jeder sucht  
 un beid, de föhr'n so sachten fort,  
 un keener seggt een Wort.  
 Löppt mol een Hosen öwern Weg, läuft einmal ein Hase  
 so kiken s'noh, bet he is weg,  
 un beid, de föhr'n so sachten fort,  
 un keener seggt een Wort.  
 Een Handwerksbursch kem bi se ran  
 an'n Wog'n, sprök üm een Gaw se an, Gabe  
 un beid, de föhr'n so sachten fort,  
 un keener seggt een Wort.  
 Doch as se kom'n noh Perl'berg ran,  
 wo'n schönen Weitenslag füng an,  
 seggt Klok  
 to Schmok:  
 „De ok!“ Der auch!  
 Hermann Gräbke.

## Der Umlaut.

Neben den erwähnten Hauptveränderungen der Konsonanten, infolge der ersten und zweiten Lautverschiebung, haben sich schon im Urgermanischen zwei weitere Einwirkungen bemerkbar gemacht. Da diese beiden die Vokale umlauteten, werden sie **Umlaut** genannt. Man unterscheidet einen **i-Umlaut** und einen **a-Umlaut**, welch letztern man auch **Brechung** nennt. Beide fanden sich schon im Urgermanischen, also vor der zweiten Lautverschiebung, vor; doch trat der i-Umlaut erst im Althochdeutschen völlig hervor. Auch diese Veränderung der Vokale hat seine Hauptursache im Hang der Menschen zur Bequemlichkeit, sich die Aussprache zu erleichtern und dadurch Kraft zu sparen.

**Der a-Umlaut, Brechung.** Urgermanisches betontes **u** wurde durch **a, e, o** der folgenden Silbe zu **o**, wenn nicht eine Nasalverbindung (n oder m plus Konsonant) dazwischen stand.

Alle ursprünglichen betonten deutschen o sind auf diese Weise entstanden. Das u erhielt sich also außer vor Nasalverbindungen nur vor i, j und u der folgenden Silbe. So hat man:

vuri, vora = für, vor; ubir, obar = über, ober; guldîn, golt (golda) = Gulden, Gold; durri, dorrîn = dürr, dorren (verdorren); zurn(j)an, zorn = zürnen, Zorn; vulli, vulljan, voll = Fülle, füllen, voll. Aus wulfa entstand Wolf (aber Wulfila), aus sunna Sonne, wunna Wonne; siuka = ahd. sioh wurde zu siech abgeschwächt, während ahd. siuhhî zu Seuche umgelautet wurde. Von den ahd. Verben biotan, kriochan, fliogan, ziohan bildeten sich die neuhighdeutschen bieten, kriechen, fliegen, ziehen. Deren ahd. Form der dritten Person Einzahl biutit, kriuchit, fliugit, ziuhit verwandelte sich in die nun aus dem Neuhighdeutschen verdrängten ältern Formen: gebeut (der König gebeut), kreucht, fleucht (das ist seine Beute, was da kreucht und fleucht), zeucht. (Indikativ-Präsenz von ziohan: ziuhu, ziuhis, ziuhit, ziohamê, ziohet, ziohant. Man beachte, daß durch Analogiebildung nach der 2. und 3. Person Einzahl die erste Person ziuhu heißt und daß in der Mehrzahl durch die Brechung das iu in io umgelautet ist.)

Neben flugum (erhalten in Flug) haben wir „geflogen“ (giflogen) und neben wurfum (Wurf) steht die Form geworfen (giworfian).

Da sich bei „hunda“ vor dem a eine Nasalverbindung findet, so bleibt das u erhalten (Hund).

**Der i-Umlaut.** Er bestand im Urgermanischen darin, daß ë vor einem i oder j der nachfolgenden Silbe zu i wurde. Darauf beruht z. B. die Unregelmäßigkeit in der Konjugation der Verben geben, nehmen, helfen, essen, flechten, gelten, treffen, brechen, stechen. (Ahd. Indikativ-Präsenz von gëban: gibù, gibis(t), gibit, gëbamê, gëbet, gëbant.) In der 1. Person Einzahl wurde dann, zum Teil schon im Mittelhighdeutschen, das i wieder durch ë verdrängt, während es in der Mundart erhalten blieb.

Ahd.: nëman, nimis, nimit = nehmen, nimmst, nimmt; hëlfan, hëlfat, hilfis, hilfit = helfen, helft, hilfst, hilft;

ferner: gëban, gift (aus gifti) = geben, Gift

rëht, rihtî, rihtjan, girihti = recht, richtig, richten, Gerichte

bërg, gibirgi = Berg, Gebirge

fëld, gifildi = Feld, Gefilde

ërda (ërde), irdin = Erde, irden (irdisch).

Ein zweiter i-Umlaut vollzog sich im Althochdeutschen. Er begann etwa ums Jahr 400 von Norden her. Seine Wir-

kung besteht darin, daß durch ein nachfolgendes i ein vorhergehendes hochtoniges a, o und u sich nach und nach in ä, ö und ü verwandelte; ä wurde ae, ô zu oe, û zu ü (mittelhochdeutsch iu geschrieben) umgelautet. Da, wo dem a ein i folgt, entstand aus ai das umgelautete ei, wie wir es noch heute schreiben. (Got. ains, stains, aiks, hails, haims = ein, Stein, Eiche, heil, Heim.) [Im Niederdeutschen ist das ai zu ê monophthongiert worden: een, steen, eek, hêl, hêm.]

kraft, krefti = Kraft, Kräfte	a durch nachfolgendes i in ä verwandelt (oft auch e geschrieben)
gast, gesti = Gast, Gäste	
grabu, grebis, grebit = grabe, gräbst, gräbt (grabêm, grabet, grabant)	
(ähnlich in falten, halten, tragen, schlagen)	
lang, lengî = lang, Länge	
glas, glesîn = Glas, gläsern	
man, mennisco = Mann, Mensch	

Angil wurde zu Engel, arbi zu Erbe, angi zu eng, strengi zu streng. Träge geht auf ahd. trâgi zurück; neben alt haben wir den Komparativ älter (mhd. elter, ahd. altiro), neben Macht die Mehrzahl Mächte und das Adjektiv mächtig (ahd.: maht, mahti, mahtig). Dem i-Umlaut sind auch die Formen Saal, Säle, Geselle (eig. Saal- oder Hausgenosse), gesellig, sowie Hand, Hände und behende zuzuschreiben; er ist auch die Ursache, daß man sagt Balg, Bälge (ahd. balg, Plural balgi, belgi), Bank, Bänke (bank, benki), Gans, Gänse, zahm, zähmen, Bach, Bäche, Magd, Mägde. (Daneben gibt es freilich auch viele Substantive, deren ä der Mehrzahl nicht auf den Einfluß eines nachfolgenden i zurückzuführen ist. Für den Abfall der Mehrzahlendung haben als Erkennungszeichen des Plurals den Umlaut angenommen im Mittelhochdeutschen die Wörter Nägel, Sättel, Schnäbel, ferner im Neuhochdeutschen die Substantive Äcker, Hämmer, Schwäger, Väter, Fäden, Gärten, Häfen, Mängel.)

Im Laufe des 9.—12. Jahrhunderts wurden dann die übrigen umlautbaren Vokale ergriffen.

loch, lochir = Loch, Löcher	o wurde durch nachfolgendes i zu ö (ô zu oe)
oli = Öl	
hôh, hôhi (mhd. hoehe) = hoch, Höhe	
bôsi (bœse) = böse	

Ahd. hörjan wurde zu mhd. hoeren = hören, ôdi (mhd.), oede zu öde; aus scôno (adv.) = fein, artig, völlig, schön entstand schône = schon, aus scôni (adj.) dagegen schoene = schön. In troum (nhd. Traum) blieb das o erhalten; hingegen bildete sich von troumjan das Verb tröumen (nhd. träumen); neben Baum (boum) haben wir Bäumlein (boumlîn).

Auch das u wurde umgelautet:

junc, jungiro	== jüng, jünger	}	Aus u entstand durch nach- folgendes i ein ü
sluʒ, sluʒil	== Schluß, Schlüssel		
guot, guotî	== gut, Güte		
gurt (asächs. gurdjan), gurtîl	== Gurt, gürten, Gürtel		
hûs, hûsir	== Hus (Haus), Hüser (Häuser), mhd. hiuser	ü verwandelt sich durch nachfolgendes i in mhd. iu (mundartlich ü)	)
brût, brûtigamo	== Brut, Brütigam == Braut, Bräutigam (mhd. briutegome) == Mann der Braut		

So entstanden aus ahd. ubil, luʒil, kuoni, suoʒi, wuosti, scuʒila, kuoli, kumil, munistiri (munistri), munizza, rucki, rustîg die neuhochdeutschen Formen: übel, lützel, kühn, süß, wüst, Schüssel, kühl, Kümmel, Münster, Münze, Rücken, rüstig. Ebenso erklärt sich aus diesem Umlaut, daß es heißt Strauch, Sträucher, Bauch, Bäuche, Strauß, Sträuße, Maus, Mäuse, Maul, Mäuler, Brauch, Bräuche.

Je weiter der Umlaut nach Süden vordrang, desto größern Hemmungen begegnete er, und vielfach unterblieb er überhaupt; daher haben wir Doppelformen wie der Hupf, aber hüpfen, Nutzen = nützen, drucken (Druck) = drücken (Drücker), Ruck (Rucksack) = Rücken (rücken), zucken (Zuckung) = zücken (entzücken), Innsbruck — Osnabrück (Brügge). Eine Folge dieser Verhältnisse sind auch die mundartlichen Ausdrücke: schupfe, lupfe, rupfe (auch im Schriftdeutschen erhalten), stupfe, sich bucke (vergl. mundartl. buggel, buck, geblieben in Schildbuckel).

Vor Id und It unterblieb der Umlaut des u fast ausnahmslos:

hulde (huldî im Ahd.) blieb Huld,  
guldîn blieb Gulden (aber auch gûlden: meine Mutter hat  
manch gûlden Gewand).

In dulten (dultjan) = dulden schwächte sich nur das t ab.

## Die Hauptperioden der Literaturgeschichte.

Parallel mit der sprachlichen Entwicklung gehen die Perioden der Literaturgeschichte. In der Entwicklung des Hochdeutschen lassen sich drei Hauptabschnitte unterscheiden, die jedoch nicht scharf voneinander getrennt sind:

1. das Althochdeutsche von 800—1100
2. das Mittelhochdeutsche von 1100—1500
3. das Neuhochdeutsche von 1500 bis zur Gegenwart.

Besonders nach dem klassischen Mittelhochdeutsch, das bis 1250 dauert, findet sich eine lange Zeit des Überganges. Erst im Neuhochdeutschen hat man eine eigentliche gemeinsame Literatursprache.

## Das Althochdeutsche.

Es war keine einheitliche Sprache, sondern bestand aus mehreren Mundarten, nämlich denen der Franken, Alemannen und Bayern. (Franken von franca = die mit Wurfspeeren Ausgerüsteten; Alemannen aus al, ala = all, ganz und „man“ zusammengesetzt, also: die ganzen — die ausgezeichneten Männer.) Erst mit der Herrschaft des Christentums in Deutschland beginnt auch die deutsche Literatur. Die Dichter und Schreiber jener Zeit waren fast alle geistlichen Standes.

Zwar hatten die Germanen mindestens vier Jahrhunderte früher auch schon eine Schrift, die Runen. Die Runenschrift war aus dem Lateinischen entlehnt, aber von den Germanen nach Bedürfnis umgebildet worden. Es finden sich in ihr nur senkrechte und schräge Striche; denn die Runen wurden in Holz eingeritzt oder eingeschnitten.

 = Runen,  = Germanen.

Bogen kommen keine darin vor, sondern gebrochene Linien; fast alle Zeichen haben die gleiche Höhe, damit die Breite des Holzstabes ausgefüllt werde. Es war natürlich etwas Unerhörtes, daß einer mit Hilfe dieser Runen die Gedanken eines andern auch in weiter Ferne lesen konnte, und so ist es begreiflich, daß die Kenntnis dieser Zeichen als Zauberei betrachtet wurde. So bedeutete rûna nicht nur eine geheimnisvolle Inschrift oder eine Zauberhandlung, sondern auch ein geheimnisvolles Gemurmel, und unser Wort „raunen“ hat den Sinn „geheimnisvoll flüstern“.

Die christliche Kirche suchte diese Runen als etwas Heidnisches zu verdrängen. In Sprache und Schrift bevorzugte sie das Lateinische. Das hatte zur Folge, daß eine große Zahl lateinischer Lehnwörter ins Deutsche eindrang. Aber die zahlreichen Zaubersprüche und heidnischen Lieder ließen sich trotz aller Verbote nicht unterdrücken. Die Germanen waren in der Hauptsache immer noch Heiden, wenn auch in christlichem Gewande, und selbst bis in unsere Zeit hat sich viel heidnisches Denken und Glauben erhalten. Die Zaubersprüche sind Segnungserflehnungen oder auch Beschwörungsformeln gegen Krank-

heit; denn das Segensprechen galt dazumal als das beste Heilmittel. Ihre allgemeine Verbreitung und Wichtigkeit ergibt sich offenbar nur schon aus der Tatsache, daß die ältesten uns erhaltenen hochdeutschen Schriftdenkmäler namentlich solche Segen sind: Wiener Hunde-, Münchener Wurm-, Zürcher Milch-, Lorscher Bienensegen, ferner Blutsegen, Spruch gegen Steifheit, Fallsucht, Lähmung, ein Überbein, einen Karbunkel.

Als Beispiele seien angeführt:

**Aus dem zweiten Merseburger Spruch.** (8. Jahrh.)

Ganz ähnlich ein altindischer Spruch.

Das Pferd des Lichtgottes Balder hatte den Fuß verrenkt. Da wurde die Verrenkung beschworen:

bēn zi bēna,<sup>1</sup> bluot zi bluoda, (Bein) Knochen zu Knochen, Blut zu Blut, lid zi geliden, sōse gelīmida sin. Glied zu Gliedern, als ob sie geleimt seien!

<sup>1</sup> Vergl. Gebein, Beinhaus, Schienbein, Schlüsselbein, Fischbein, Elfenbein, Mark und Bein, engl. bone.

**Der Münchener Wurmsegen.** (Handschrift des 9. Jahrh.  
aus Tegernsee.)

In einer Wiener Handschrift auch in ndd. Fassung.

Gang ûz, nesso, mit niun nessinchlînon,  
ûz fonna marge in deo âdrâ,  
vonna dêñ âdrun in daz fleisk,  
fonna demu fleiske in daz fel,  
fonna demo velle in diz tulli.

Geh' hinaus, Würmlein (Nisse!), mit neun (nün!) Würmlein,  
Hinaus von dem Mark in die Adern,  
Von den Adern in das Fleisch,  
Von dem Fleisch in die Haut (das Fell),  
Von der Haut (dem Felle) in diese Tülle.

Der im Mark sitzende Wurm entspricht der kindlichen Vorstellung der Naturvölker, daß die inneren Krankheiten durch Würmer verursacht seien. „Daz tulli“ ist die Röhre, womit die Schneide des Pfeils auf dem Schaft befestigt wird. — War dann der Wurm in die Tülle gekrochen, so wurde er mit einem Pfeil in den „wilden“ Wald geschossen, wo er natürlich zugrunde ging.

**Der Lorscher Bienensegen.** (Handschrift aus dem 10. Jahrh.,  
im Vatikan.)

Kirst, imbi ist hûcze! nû fluic dû, vihu minaz, hera  
fridu frôno in godes munt heim zi comonne gisunt  
sizi, sizi, bîna: inbôt dir sancte Maria.  
hurolob ni habe dû: zi holce ni flûc dû,  
noh dû mir nindrinnêst, noh dû mir nintuuinnêst,  
sizi vilu stillo, uuirki godes uuillon.

Christ, die Biene ist heraus! Nun flieg (flüg!) du, mein Getier (Vieh mein), her  
Im Frieden des Herrn, in Gottes Schutz, um gesund heimzukommen. [und komme  
Sitze, sitze, Biene, das gebot dir die heilige Maria.  
Urlaub nie habe du; in den Wald fliege nicht,  
Entrinne mir nicht, noch entkomme mir. (noch du mir entrinnest, noch du dich mir entwindest?)  
Sitze ganz still, wirke Gottes Willen.

Man beachte den Wechsel des r bei Christ und Kirst, ähnlich z. B. in Brunnen und Born (ndd., Quickborn von Klaus Groth), Chriesi und Kirsche. Imbi hat sich in Imme, Imbeli in der Mundart jetzt noch erhalten. (Vergl. Halbsuters Sempachlied.) Frô(no) = Herr findet sich noch im Worte Frondienst = Herrendienst und auch in Frau, früher frouwe, als Herrin, womit also eigentlich nur eine „Frau“, die über andere gebot, also eine Vornehme, bezeichnet wurde. Selbstverständlich hängt auch die „Verkleinerungsform“ Fräulein = kleine (junge) Frau damit zusammen. Das Wort „munt“, das von vielen Sprachforschern wurzelwandt mit lat. manus = Hand betrachtet wird, hat den Sinn Hand, Schutz, Macht. Erhalten ist es in Vormund = Beschützer (einer, der für einen andern handelt), Mündel = Schützling, mündig = im stande, sich selbst zu beschützen, un (ohne) mündig. Leumund dagegen ist abzuleiten aus got. hliuma, mhd. liumet = Gehör, Ohr, also der durch das Ohr vernommene Ruf, was über eine Person gehört wird. Verleumden = in schlechten Ruf bringen. Siegmund, altd. Sigimunt, Sigismunt heißt wohl Sieghand, Schützer durch Sieg. Ob „Morgenstund hat Gold im Mund“ den Sinn hat „in der Hand“, ist nicht unbedingt sicher. Es werden auch Volkssagen, nach welchen die Morgenröte eine Person ist (vergl. Aurora), zur Erklärung herbeigezogen. Nach einer schwedischen Sage z. B. fällt der Morgenröte beim Lachen ein Goldring aus dem Munde.

### Zauberspruch gegen ein Überbein. (Pariser Handschrift.)

Ih besueren dich, überbein, bî demo holze dâ der almahtîgo  
got an ersterben wolda durich meneschon sunda, daz dû suînest  
unde in al suachôst.

Ich beschwöre dich, Überbein, bei diesem Holz, an dem der allmächtige Gott sterben mußte, durch der Menschen Sünde, daß du schwindest (mundartlich: schwinischt) und gänzlich schwach werdest (schwachest).

Diese Worte sollen gesprochen werden, indem man ein Stück Holz (Splitter des heiligen Kreuzes) auf das Überbein legte und das Zeichen des Kreuzes darüber machte.

Damit sehen wir auch, daß die christliche Kirche sich bestrebte, den Beschwörungsformeln und Zaubersprüchen eine ihr eher passende Form zu geben.

\* \* \*

Aus den angeführten Beispielen ergibt sich, daß das Althochdeutsche, ähnlich dem Gotischen, noch viel vokalreicher war als das Hochdeutsche, daß es noch einen Wohlklang besaß, der demjenigen des jetzigen Italienischen zu vergleichen ist. Namentlich die vielen wohlklingenden Endungen: bêna, bluoda, nesso, fonna, deo, âdrâ, demo, hera, vihu, frôno, bina, vilu, stillo, wolda, sunda, zeigen uns, daß sich unsere Sprache an vokalischer Schönheit mit dem Althochdeutschen nicht mehr messen kann. Durch Sproßvokale wurde die Härte von Konsonantengruppen sehr gemildert: geliden, gelîmida, meneschon. Angenehm ins Ohr fallen mußte gewiß auch der große Vokalreichtum überhaupt. Man vergleiche z. B. er betalôta, der betalâri, du rattôst, ebanî (ebanôti), menniskôna slahta, gaworahtôs, sweibôda mit den jetzigen Formen: er bettelte, der Bettler, du rettetest, Ebene, Menschengeschlecht, wirktest, schwebte. Die Wörter unserer jetzigen Sprache können also wohl am besten mit Münzen verglichen werden, die durch den ungeheuer vielen Gebrauch so abgegriffen sind, daß man ihr einstiges Gepräge vielfach gar nicht mehr erkennt. Nur insofern stimmt der Vergleich nicht, als unsere Sprache durch diese Abschleifung an Brauchbarkeit viel gewonnen hat. — Einen wertvollen Schlüssel für das Verständnis dieser alten Formen haben wir vor allem in unseren Mundarten.

Von der Wirksamkeit der Kirche zeugt z. B. das fränkische Taufgelöbnis im Merseburger Dom:

gilaubistu In got fater almahtigan? — Ih gilaubu.  
 gilaubistu In christ gotes sun nerienton? — Ih gilaubu.  
 gilaubistu In heilagan geist? — Ih gilaubu.  
 Glaubst du an Gott Vater allmächtigen? — Ich glaube.  
 Glaubst du an Christus, Gottes Sohn, den Heiland? — Ich glaube.  
 Glaubst du an den heiligen Geist? — Ich glaube.

Der Anfang eines sächsischen Gedichtes, das in Bayern niedergeschrieben worden ist (Fundort Kloster Wessobrunn) und in ein Gebet, das sog. Wessobrunner Gebet, endigt, heißt:

Dat gafregin ih mit firahim firiuuizzo meista,  
 dat ero ni uuas noh ufhimil,  
 noh paum noh pereg ni uuas,  
 ni . . . . nohheinîg noh sunna ni scein,  
 noh mâno ni liuhta no der mâreo sôo.

Das erfuhr ich unter (den) Menschen (als der) Wunder größtes,  
daß (der) Erdboden nicht war, noch der Himmel oben,  
noch Baum, noch Berg (nicht) war,  
noch .. die Sonne (nicht) schien,  
noch der Mond (nicht) leuchtete, noch das herrliche Meer.

Im Mûspilli = Erdzerstörung, Weltenbrand, ist ausgeführt,  
wie um die Seele des Sterbenden zwei Scharen, Engel und  
Teufel, kämpfen.

..... sîn tac piqueme daz er touuan scal.  
uanta sâr sô sih diu sêla in den sind arhevit  
enti si den lîhhamun likkan lâzzit,  
sô quimit ein heri fona himilzungalon,  
daz andar fona pehhe: dâr pâgant siu umpi.

(Der Mensch bemühe sich, gut zu sein, ehe) sein Tag kommt, daß  
er sterben soll.

Denn sobald sich die Seele auf den Weg erhebt  
und die Leibeshülle liegen lässt,  
so kommt ein Heer von Himmelszungen (Gestirnen),  
das andere kommt vom Pech: da streiten sie darum.

Auch hier sehen wir, wie die Konsonantenanhäufungen durch Zwischenvokale gemildert sind: gilaubistu, pereg, quimit, (vergl. im got. Vaterunser quimai). Man beachte die vokalschönen Formen: gafregin = durch Hörensagen erfahren, arhevit, lîhhamun, himilzungalon. Wie in den andern angeführten Beispielen fällt uns auch hier der Vokalreichtum der Sprache überhaupt auf, vor allem die Klangschönheit der Endungen: sunna, mano, liuhta (leuchtete!), likkan, lâzzit, andar. Firahim (firahja = der Mensch) ist verwandt mit nordisch ferah = Leben. Aus dem Partizip von touuan (später touwen, mhd. tōuwen) = sterben ist das Adjektiv tot abgeleitet. Lîhhamum von lîhhamo, lîhhinamo für lîhhin-hamo = Leichnam, hat den Sinn Fleischhülle, Fleischgestalt. Nach dem Glauben unserer Vorfahren konnte die Seele den Körper zeitweise verlassen (aus der Haut fahren). Auf der gleichen Wurzel wie hamo beruht auch das spätlatein. Soldatenwort camisia = Unterkleid, Hemd, ital. camiglia, franz. chemise, sowie das französische Lehnwort Kamisol (aus ital. camigiola).

Mûspilli besteht aus mû = Erde und spillan (ags.) = zerstören. Mû hat sich noch erhalten in Maulwurf = moltwêrf, multwerf = das die Erde aufwerfende Tier, Erdhaufenwerfer (mû noch in ags. muga, ital. mucchio = Haufen).

## Aus dem Hildebrandslied.

Das wertvollste poetische Erzeugnis der althochdeutschen Literatur ist das Hildebrandslied, das um 800, wahrscheinlich in Fulda, von zwei Mönchen abwechselungsweise auf die äußern Umschlagseiten einer theologischen Handschrift geschrieben worden ist. Es enthält ein Zwiegespräch Hildebrands, der 30 Jahre vorher den Dietrich von Bern auf der Flucht zu den Hunnen begleitet hat und jetzt heimgekehrt ist, und seinem Sohn Hadubrand, der, damals von Hildebrand als unmündiges Kind zurückgelassen, nun nicht glauben will, seinen Vater vor sich zu haben. Hildebrand wird der Vorwurf der Feigheit gemacht, weil er sich nicht mit Hadubrand in den Zweikampf einlassen will. Das Lied enthält den Ausgang des dann doch stattfindenden Kampfes nicht. Wahrscheinlich ist Hadubrand im Waffengang mit seinem Vater gefallen.

Ik gihôrta dat seggen,  
 dat sih urhêttun aenon muotîn,  
 Hildibrant enti Hadubrant untar heriun tuêm.  
 sunufaterungo iro saro rihtun,  
 garutun se iro gûdhamum gurtun sih iro suert ana,  
 helidos, ubar hringâ, dô sie tô dere hiltiu ritun.  
 Ich hörte das sagen,  
 daß sich Kämpfer einzeln begegneten,  
 Hildebrand und Hadubrand, zwischen zwei Heeren.  
 Sohn und Vater richteten ihre Rüstung,  
 machten fertig ihr Kampfgewand, gürten ihre Schwerter um,  
 die Helden, über die Panzerringe, als sie zu dem Kampfe ritten.

Voll Schmerz ruft Hildebrand :

welaga nû, waltant got, (quad Hiltibrant), wêwurt skihit.  
 ih wallôta sumaro enti wintro sehstic ur lante.  
 dâr man mih eo scerita in folc sceotantero  
 sô man mir at burc ênigeru banun ni gifasta,  
 nû scal mih suâsat chind suertu hauwan,  
 bretôn mit sînu billiu, eddo ih imo ti banin werden.

Weh nun, waltender Gott (rief Hildebrand), Wehgeschick erfüllt sich.  
 Ich wallte der Sommer und Winter sechzig außer Landes,  
 wo man mich stets scharte zu der Schießenden Volk.  
 Vor keiner der Städte doch kam ich zu sterben,  
 nun soll mich das eigene Kind mit dem Schwerte erschlagen,  
 mich töten mit seinem Beile, oder ich soll ihm zum Verderben werden.

Muotîn ist conj. praet. von muoten = begegnen. In „tuem“ haben wir noch die Ähnlichkeit mit dem englischen „two“ oder dem italienischen „duo“. Garutun hängt zusammen mit garo = fertig. Es hat sich noch erhalten in gar kochen = weich kochen, eigentlich aber vollständig = fertig kochen, ferner in

gerben (von *garawen*) = das Leder fertig bereiten. *Gûdhamum* von *gûdhamo* besteht aus *gûd* (ndd.), hochdeutsch *gund* = Kampf, Krieg und *hamo* = Hülle, Kleid (vergl. *lîhhamum*). „*Gund*“ findet sich noch in den Wörtern *Gunther* = Kriegsherr, auch *Günther*, *Gustav* = *Gundstab*, also *Kriegsstab*, ferner in *Gudrun* (*run* mit Runen, *raunen* zusammenhängend) = die vom Krieg Wissende. Auch *hiltiu* von *hiltia* heißt Kampf. Es hat sich noch in mehreren Namen erhalten, wie in *Mathilde* (*Machthilde*) = die im Kampfe Mächtige, *Kriemhild*, *Brunhild* = die Kämpferin in der Brüne (Ringpanzer).

Die vierte Linie der Klage Hildebrands heißt genauer wiedergegeben: Ohne daß sich (man) mir bei einer Burg (dazumal auch Bezeichnung für Stadt) das Verderben fest angeheftet hätte. „*Gifasta*“ hängt zusammen mit *fast* und *fest*. Wahrscheinlich gehört auch *fasten* dazu = an sich halten, sich in bezug auf Essen und Trinken Fesseln anlegen, got. *fastan* = festhalten, beobachten. „*Breton*“ gehört zu ags. *bréotan* = töten, *sceotant* = *sceotend* ags. Krieger, *bano* alts. = Verderben.

An niederdeutsche Formen erinnern z. B.: *ik*, *dat*, *seggen* (vergl. de *Koppweihdag*); auch der Wortschatz stimmt mehr mit dem alts. und dem ags. als mit dem hochdeutschen.

Eigentlich ist die sonderbare Mischung der Sprache. Das Lied ist in mitteldeutscher Mundart abgefaßt, aber von einem Hochdeutschen aufgezeichnet worden. Bezeichnend ist der Stabreim (Alliteration), d. h. die Übereinstimmung der Anlaute in den Stammsilben. Scherer schreibt darüber: „Die Alliteration gibt dem Verse nicht Melodie, aber sie verleiht ihm charakteristischen Klang; sie macht ihn nicht schöner (? der Verf.), aber derb und stark; sie entspricht einem frühzeitigen Drange germanischer Art, der uns alle Kunst erschwert: wir schätzen Charakteristik mehr als Schönheit, Gehalt mehr als Form. Nur die Anfangslaute der Stammsilben kommen für die Alliteration in Betracht, und alle Vokale werden einander gleich geachtet, so daß recht sichtlich den Konsonanten die Herrschaft übertragen ist. Man hat die Konsonanten wohl das Knochengerüst der Sprache genannt: den Vokalen fällt dann die Rolle des Fleisches zu: sie geben Blüte und Farbe. Für Blüte und Farbe demnach ist der altgermanische Sinn nicht offen.“ Noch jetzt hat sich eine ganze Anzahl solcher durch Gleichklang verbundener Wortpaare im Volksmund erhalten: Haus und Hof, Herz und Hand, Glück und Glas, Lenz und

Liebe, Leib und Leben, Land und Leute, Haut und Haar, Mann und Maus, Nacht und Nebel, Kind und Kegel, Rast und Ruh, Samt und Seide, Schimpf und Schande, Stock und Stein, Wind und Wetter, Gift und Galle, Tür und Tor, Himmel und Hölle, Deich und Damm, Wind und Welle, Bausch und Bogen, Fisch und Vogel, Bitten und Beten, Lust und Liebe, Blätter und Blüten, Wolken und Winde, Roß und Reiter, Zittern und Zagen, biegen oder brechen, (frisch, fromm, fröhlich, frei), frank und frei, ganz und gar, hoffen und harren, null und nichtig, klipp und klar, kreuz und quer, niet- und nagelfest, tun und treiben, singen und sagen, wanken und weichen.

**Der Straßburger Eid** (14. Febr. 1842),  
[Handschrift in Paris.]

Eines der wichtigsten Dokumente des Althochdeutschen sind die Straßburger Eide, von denen hier nur der in deutscher Sprache angeführt ist. — Als 840 Ludwig der Fromme starb, teilten sich seine drei Söhne Lothar, Ludwig und Karl in sein Reich. Ludwig erhielt Deutschland, Karl Frankreich und Lothar ein Zwischenreich längs des Rheins. Da Lothar die Gesamtherrschaft beanspruchte, kam es zwischen ihm und seinen Brüdern zum Krieg. Lothar wurde 841 bei Fontenailles geschlagen, und sein Reich wurde nun von Ludwig und Karl geteilt. 842 wurde dann bei Straßburg der Vertrag der beiden Brüder von diesen als Königen und den beiden Heeren beschworen. Karl legte den Schwur in deutscher Sprache ab, damit er vom Heer seines Bruders verstanden werde, Ludwig dagegen leistete den Eid auf französisch. Im folgenden Jahr, also 843, erfolgte dann durch den Vertrag von Verdun die offizielle politische Trennung. Dadurch war die Grundlage geschaffen für die Entstehung eines französischen und eines deutschen Reiches.

„In godes minna ind in thes christiânes folches in unsêr bêdhero gehaltnissî, fon thesemo dage frammordes, sô fram sô mir got geuuiszi indi mahd furgibit, sô haldih thesan mînan bruodher, sôso man mit rehtu sînan bruodher scal, in thiу thaz er mig sô sama duo, indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegango, the mînan uuillon imo ce scadhen uuerdhêne.“

Oba Karl then eid, then er sînemo bruodher Ludhuuîge gesuor, geleistet, indi Luduuîg mîn hêrro then er imo gesuor forbrihchit, ob ih inan es iruuenden ne mag: noh ih noh theronohhein, then ih es irwenden mag, uuidhar Karle imo ce follusti ne uuirdhit.“

(In der Hoffnung) auf die Liebe Gottes und des christlichen Volkes und unser beider Seligkeit, von diesem Tage an fernerhin, soweit mich Gott bei Verstand und Macht behält, so unterstütze ich diesen meinen Bruder, wie man nach Recht soll (in der Erwartung), daß er mich ebenso unterstütze, und mit Lothar werde ich mich in keine Verhandlungen einlassen, die mit meinem Willen ihm zu Schaden gereichen können.

Wenn Karl den Eid, den er seinem Bruder Ludwig schwur, hält und Ludwig, mein Herr, den, welchen er ihm schwur, bricht, so werde, wenn ich ihn nicht davon abbringen kann, weder ich noch irgend einer von denen, die ich davon bringen kann, gegen Karl ihm Hilfe leisten. (Es gab also schon damals Aktendeutsch. D. Verf.)

(Nach Schauffler).

Das Wort „minna“ = Minne, das jetzt fast nur noch in der Poesie vorkommt und nur noch etwa in Minnesänger, Minnelied, einen Streit in Minne beilegen, angewendet wird, war im Mittelalter ein sehr viel gebrauchter Ausdruck, welcher aber beim Übergang des Mittel- zum Neuhochdeutschen ausgestorben und erst im 18. Jahrhundert wieder aufs neue in Anwendung gekommen ist. Minne bedeutet Erinnerung, Andenken, minnen also: an jemanden viel denken, sich seiner zärtlich erinnern. (Freiheit, die ich meine (minne) = Freiheit, an die ich denke.) Meinen = denken und minnen sind miteinander verwandt; Meinung = Gedanke, Ansicht. Nach der Annahme vieler Sprachforscher hängen auch die Wörter Mann = der Denkende und Mensch damit zusammen, während andere an eine Verwandtschaft mit „manus“ glauben. Nach dieser letztern Auffassung wären also dann die Hände das bezeichnende Merkmal des Menschen. Unser Wort „lieb“ hat mit Lob (englisch: the love = die Liebe), geloben, glauben eine gemeinsame Wurzel gehabt. „Lieb“ ist einem, was man heftig verlangt, was einem gefällt; „Liebe“ bedeutet „Verlangen, Begierde“. Vielleicht gehörte hieher auch das Wort Lust. „Loben“ und „glauben“ haben den Sinn „als kostbar bezeichnen“ und „gutheißen“ (was einem gefällt), „Vertrauen haben“. Ein Gläubiger hat Vertrauen zu seinem Schuldner. Die gleiche Bedeutung wie „glauben“ hat das Verb erlauben, also gutheißen, was ein anderer wünscht.

Die Verschiedenheit der Lautformen des ahd. *unta*, *unti* = und ersehen wir z. B. aus: *unde* (Zauberspruch gegen ein Überbein), *enti* (Hildebrandslied), *ind* und *indi* (Straßburger

Eid); fonna oder vonna (Münchener Wurmsegen) heißt auch fona (Mûspilli) und fon (Straßburger Eid); unmittelbar nacheinander heißt es: iruuenden und irwenden (irrewenden und irrwenden = abwenden). Teile der ahd. Deklination haben wir z. B. in: thesan mînan bruodher, sînan bruodher, mînan uuillon (Akkusativ); thesemo dage, sînemo bruodher (Dativ); mîn hîrro (Nominativ).

Deklination: <b>der tag</b>	Einzahl: der tag, des tages (-as), demu tage (-a), den tag; Mehrzahl: die tagâ (-a), dero tago, dêm tagum (om, un, on), die tagâ (a).
Starke Maskulina. Reiner a-Stamm	
<b>der hirti</b>	Einzahl: der hirti, des hirtes, demu hirte, den hirti; Mehrzahl: die hirtâ (-e, a), dero hirteo (io), dêm hirtum (un, on, im, in), die hirtâ (-e, a).
ja-Stamm	
(Der See) <b>der sêo</b>	Einzahl: der sêo, des sêwes, demu sêwe, den sêo; Mehrzahl: die sêwâ (-a), dero sêwo, dêm sêwum, (-un, on), die sêwâ (-a).
wa-Stamm	
<b>der gast</b>	Einzahl: der gast, des gastes, demu gaste, den gast: Mehrzahl: die gesti, dero gesto (-io, eo), dêm gestim (-in, en), den gesti. (Zweiter i-Umlaut.)
i-Stamm	
Starke Neutra: <b>daʒ wort</b>	Einzahl: daʒ wort, des wortes (-as), demu worte (-o), daʒ wort; Mehrzahl: diu wort, dero worto, dem wortum (om, un, on), diu wort.
Reiner a-Stamm	
(Das Geschlecht) <b>daz kunni</b>	Einzahl: daʒ kunni, des künnes, demu kunne, daʒ kunni; Mehrzahl: diu kunni, dero kunnio (-eo, o), dêm kunnim (-in, um, un, on), diu kunni.
ja-Stamm	
<b>daʒ lamb</b>	Einzahl: daʒ lamb, des lambes, demu lambe, daʒ lamb; Mehrzahl: diu lembir, dero lembiro, dêm lembirnm, diu lembir;
a-Stamm	
<b>daʒ kneo</b>	Einzahl: daʒ kneo, des knewes, demu knewe, daʒ kneo; Mehrzahl: diu kneo, dero knewo, dêm knewum, (-un, on), diu kneo.
wa-Stamm	
Starke Feminina: <b>diu gëba</b> (Gabe)	Einzahl: diu gëba, dera gëba (-u, o), deru gëbu (-o), dia gëba; Mehrzahl: dio gëbâ, dero gëbôñô (-ôñ, ono), dêm gëbom (-ôñ, on), dio gëbâ.
ô-Stamm	

<b>diu kraft</b>	Einzahl: diu kraft, dera krefti, deru krefti, dia kraft;
i-Stamm	Mehrzahl: dio krefti, dero kreft (i) o, dêm kreftim (-n), dio krefti.

## Aus Otfrids Evangelienbuch.

(868 zu Weißenburg vollendet; die von Otfrid selbst korrigierte Handschrift ist in Wien.)

In dieser Dichtung ist das Leben Jesu erzählt. Das Werk ist insofern von großer Bedeutung, als es hochdeutsch abgefaßt ist und dadurch eine sehr wichtige Fundgrube für die Sprachwissenschaft bildet, und ferner, weil es in Strophen gedichtet ist und darin zum ersten Mal der Reim (Endreim) verwendet wird. Der heidnische Stabreim wird damit fast ganz verdrängt, ein poetisches Zeichen, daß das Christentum gesiegt hat.

### Johannes der Täufer.

Er fuar breditônti  
ioh doufta thio liuti;  
scôno er iz gisuazta,  
thâr sih ther liut buazta.

Lis forasagon altan,  
thâr findist inan gizaltan,  
thâr uuard sus êr sîn giuuaht,  
sô thû thir thâr lesan maht.

Er (fuhr) zog predigend (umher)  
und taufte die Leute;  
(schön er es versüßte) mild klangen seine Worte,  
wo die Leute Buße taten.

(Lies Vorhersager alten) Lies den alten Propheten,  
Dort findest (du) ihn genannt (gezählt);  
Dort war vorher seiner Erwähnung getan.  
Wie du dort lesen kannst.

In „er fuar breditônti“ haben wir das Verb fahren noch im ursprünglichen Sinne „reisen, sich fortbewegen“. So hat es sich z. B. noch erhalten in Wallfahrt (wallôn = wandern, Fahrt = Reise, also „Wanderreise“), Gefährte (der mit einem fährt (reist), Vorfahren (die vor uns die Lebensreise gemacht haben), Hoffahrt (Hochfahrt), Auffahrt, fertig (fährtig = zur Fahrt bereit). — Predigen ist ein lateinisches Lehnwort (praedicare = vorsagen), das mit vielen andern durch den christlichen Gottesdienst in die deutsche Sprache eingeführt wurde. — doufta von toufen, touffan = taufen hängt zusammen mit tief. Es hat den Sinn von „untertauchen“, eigentlich „machen, daß jemand tief“ hinunterkommt (Kausativ zu tief). Dadurch erinnert es an die Zeiten des ersten Christentums, während welchen noch die Taufe der Erwachsenen bestand, bei welcher der Täufling untertaucht wurde, welcher Brauch sich dann indessen auch lange für die Kindestaufe erhalten hat. — thio liuti ist weibliche Mehrzahl; der Singular liut = Volk war masc., fem. od. n. — inan: er, sîn, imu (imo), inan (in).

## Warum der Verfasser sein Werk deutsch dichtete.

Der Dichter erinnert daran, daß viele Völker ihre Großtaten aufgezeichnet haben. Dadurch sei ihr Ruhm gemehrt und die Dichtkunst zur Blüte gebracht worden. Vornehmlich den Griechen und Römern sei dies in vollendeter Weise gelungen; sie haben auch die heilige Schrift in dichterisches Gewand gekleidet.

Uuánana sculun fráncon éinon thaz biuuánkon, ni sie in frénkiskon beginnen, sie gotes lób singen? Nist si so gesúngan <sup>1</sup> , mit régulu bithuúngan <sup>2</sup> , si hábet thoh thia* rihti <sup>3</sup> in scônero slihtti**.	Warum sollen Franken allein es unterlassen, (und) nie fränkisch beginnen, Gottes Lob zu singen? Und ist sie für den Sang nicht so brauchbar, (nicht so) in Regeln gefaßt, so ist ihr doch Geradheit in schöner Schlichtheit (eigen).
---	---

<sup>1</sup> Nicht ist sie so gesungen. <sup>2</sup> in Regeln bezwungen. <sup>3</sup> sie hat doch die Rechte (sie trifft doch das Richtige). \* für thio (thie). \*\* slihtî, dazu slihten = gerad machen.

## Lob der Franken.

Wohl seien bei den Griechen und Römern die Dichtungen glatt wie Elfenbein; aber auch die Franken seien zu rühmen. An Kühnheit könne man sie gar wohl mit jenen Völkern des Altertums vergleichen. Sie haben:

Rihiduam gnuagi, ioh sint ouh filu kuani, zi uuâfane snelle sô sint thie thegana alle.	Reichtum genug, auch sind sie sehr kühn, in den Waffen gewandt, so sind die Helden alle.
---	---

Sie seien klug und anstellig, reich und betriebsam, graben Erz, Kupfer und Silber und waschen Gold (lesent [von lesan] gold in iro sante). Die Völker aller angrenzenden Länder seien ihnen dienstbar.

Si lêrtun sie iz mit suuerton,  
nalas mit then uuorton.  
nalas = ni ales = durchaus nicht.

Sie lehrten sie es mit den Schwertern<sup>4</sup>  
nicht mit den Worten.

Die Feinde wagen nicht, etwas gegen sie zu unternehmen.  
ni gidurrun sies biginnan = nicht getrauten sie sich zu beginnen (d. h.  
gegen die Franken).

Diese gehorchen nur ihrem König, der gewandt, weise und kühn sei und in trefflicher Weise mancherlei Völker beherrsche und ihnen gute Zucht beibringe wie den Seinigen in der Heimat; daher gebe es auch keine, die ihm schaden können, so lange ihn die Franken verteidigen. Dabei seien sie frömm und gottergeben.

... allaz thaz sies thenkent,  
sie iz al mit gote uuirkent,  
in duent sies uuiht in nôti  
âna sîn girâti.

... alles, was sie denken,  
wirken sie mit Gott,  
und sie tun nichts in der Not  
ohne seinen Rat.

### Aus dem Ludwigslied (881—882).

Das Ludwigslied ist eine weltliche Dichtung. Ludwig III., der König der Westfranken, ein Enkel Karls des Kahlen, erstritt 881 bei Saucourt einen Sieg über die Normannen. Über denselben dichtete dann ein Mönch das Ludwigslied. Es wurde 1837 in der Bibliothek zu Valenciennes gefunden.

Einan kuning ueiz ih,  
heizsit her Hluduîg,  
ther gerno gode thienôt:  
ih ueiz her imos lonôt  
Kind uuarth her faterlos.<sup>1</sup>  
thes uuarth imo sâr buoz:  
holôda inan truhtîn,  
magaczogo uuart her sîn.  
Gab her imo dugidi,  
frônisc githigini,<sup>2</sup>  
stual hier in Vrankôn.  
sô brûche her es langô!<sup>3</sup>  
Thaz gideilder thanne  
sâr mit Karlemanne,  
bruoder sînemo,  
thia czala uuunniôno.

<sup>1</sup> Kind ward er vaterlos.  
er dessen lange.

Einen König weiß ich,  
er heißt Herr Ludwig,  
der gerne Gott dienet;  
ich weiß, (daß) er es ihm lohnt.  
(Noch als) Kind verlor er seinen Vater;  
dafür ward ihm bald Ersatz (Buße):  
(es) holte ihn der Herr,  
Erzieher ward er sein.  
(Er) gab ihm Tugenden,  
ein herrliches Gefolge,  
(den) Thron hier in Franken.  
Möge er ihn lange innehaben!  
Das teilte er dann  
bald mit Karlmann,  
seinem Bruder,  
die Zahl der Wonnen.

<sup>2</sup> herrliche Degenschaft. <sup>3</sup> so gebrauche

Das alttümliche h in Hluduîg hat sich nur noch in dem königlichen Eigennamen erhalten. Hlu bedeutet Ruhm. Es findet sich noch in lût, laut = hörbar, gehört. Ein Laut ist also, was man hören kann. Als Übergang zwischen „hörbar“ und „berühmt“ hat man sich wahrscheinlich zu denken: „berühmt“ ist einer, von dem man viel hört. „Wig“ hat die Bedeutung von „Kampf“; Ludwig heißt also „berühmt im Kampf“. Das gleiche Wort haben wir in Chlodwig und in Chlotilde, ferner in Lothar und Luther = einer, dessen Namen im Heere lauten Klang (Ruhm) hat. Das Wort ist auch noch geblieben in Hedwig = Haduwig (Herzogin Hadwig im Ekkehard!) = Streit, Kampf, also jedenfalls eine „Streitbare“ (vergl. Hader = Streit); Hadubrand = Kriegsbrand. „Thionôt“ gehört zu „thionôn“ = dienen. Davon abgeleitet ist „thiu“ = die Magd, sowie thiorna = Dirne = Dienerin. (Dirne hatte dazumal gar nicht den Sinn von heutzutage, sondern bezeichnete eine Jungfrau

überhaupt, so wird z. B. im Heliand auch die Maria eine „sâlig thiorna“ = selige Dirne genannt). Auch thiomuotî, später diemuotî = Demut = dienender Mut, hängt damit zusammen. Magaczogo, eigentlich Knabenerzieher, stammt vom germanischen Wort magus = Sohn, Knabe (auch Knecht). Es findet sich noch in irischen Eigennamen: z. B. Mac Kinley (früher Präsident der Vereinigten Staaten), sowie Mac aulay (engl. Geschichtsschreiber). Dugidi (von dugan = taugen; Tugenden sind also Eigenschaften, die etwas taugen) kann hier Tugenden heißen, aber auch die Bedeutung von dugud = kräftige Menneschengestalt haben. Githigini ist das Kollektivsubstantiv von thegan = Degen, Held (vergl. Lob der Franken: thie thegana; ferner im Nibelungenlied: und Gîselher der junge. ein waetlicher [= stattlicher] Degen). Es bezeichnet, wie das Wort Gesinde, die Reise- oder Kriegsgefolgschaft, wobei zu bemerken ist, daß Reise ursprünglich einen Kriegszug bedeutete (engl. to rise [spr. reis] = sich erheben). Gesindel ist die Verkleinerungsform von Gesinde, also = kleines Kriegsgefolge. In der jetzigen Bedeutung findet sich das Wort erst seit dem 18. Jahrhundert. Der Thron (lat. thronus), aus dem Französischen trône entlehnt, war zur Zeit, da das Ludwigslied abgefaßt wurde, noch ein stual (= Stuhl). Wunna, wunni, eigentlich „Weidelând“ hat vielleicht hier schon den Sinn von „Wonne“, „das, woran man sich freut“. Die gleiche zu Grunde liegende Wurzel haben „wohnen“ = sich irgendwo erfreuen, und gewohnt = woran man Freude empfindet (weil man es kann oder versteht). Verwandt damit ist auch Wunsch, wünschen = an etwas Gefallen finden.

### Aus dem Leben Jesu. (Von Frau Ava.)

Gegen das Ende der althochdeutschen Zeit verloren, infolge der Betonung der Hauptsilben, die Endungen mehr und mehr ihre Volltonigkeit.

Aus den nur sprachlich wichtigen Dichterzeugnissen jener Zeit sei hier eine Stelle aus dem „Leben Jesu“ der österreichischen Klausnerin Frau Ava angeführt. Das Gedicht stammt etwa aus dem Jahr 1100.

### Christus und die Ehebrecherin.

Dô sprach er durch sîne guote,  
swær di ê habe behuotet,<sup>1</sup>  
der solte si steinen,  
anders neheiner.  
Dô si daz vernâmen,

Da sprach er in seiner Güte,  
Wer die Gebote der Ehe nicht über-  
Der sollte sie steinigen, [treten hat,  
Sonst niemand.  
Da sie das vernahmen,

unwirdlichen si sâhen,<sup>2</sup>  
 fliehen si begunden,  
 ze den turn si ûz drungen:  
 dâ ne bestuont inne nehein lîp  
 wanne Christ unde daz wîp.  
 Dô screip der gothes werde  
 mit den vingeren an der erde;  
 vil lange er nider nîhte,  
 dar nâch er ûf blihte.  
 duo sprach er ze der gemeinen:  
 „Wâ sint, die dich wollten steinen?“  
 „Dô sprach daz suntige wîp:  
 „Hie nist, hîrre, nehein lîp!“  
 Duo sprach daz êwige lieht:  
 „Ich verteile dîn ouch nicht!  
 Nû denche an die sêle,  
 unde ne sunde niht mère:  
 ze wâre sagen ich iz dir —  
 dîne sunde sint vergeben dir!“

<sup>1</sup> Wer das Gesetz (der Ehe) hat behütet. <sup>2</sup> unwillig sie sahen (einander an). <sup>3</sup> der Sohn Gottes.

Man beachte, daß fast alle Wörter konsonantisch endigen oder ein „e“ am Schluß haben. Heißt es im Müspilli noch „diu sela“, im Ludwigslied noch lango, und findet sich im Lob der Franken die Wendung filu kuani und im Straßburger Eid mîn hîrro, so steht im Gedichte der Frau Ava „die sele, hîrre, vil lange“. Die klangvollen Endvokale wie in „gihôrta, iro, saro, ana, hringa, dero, hiltiu“ im Hildebrandslied und in „doufta, thio, liuti, scôno, gisuazta, buazta“ in Otfrids Evangelienbuch sind fast alle durch e ersetzt worden; die volltönenden Endungen wie in: muôtin, untar, heriun, rihtun, garutun, gurtun, helilodos (Hildebrandslied); forasagon, altan, inan, gizaltan; lesan (Otfrids Evangelienbuch); einan, heizsit, thionôt, lonôt (Ludwigslied) sind zu en, er, et abgeschwächt. So ist dieses Gedicht ein Sprachdenkmal der Übergangszeit zum Mittelhochdeutschen.

Wurden sie unwillig,  
 Begannen sie zu fliehen,  
 Aus dem Turme drangen sie heraus:  
 Niemand blieb innen  
 Als Christus und das Weib.  
 Da schrieb der Gottes Würdige<sup>3</sup>  
 Mit den Fingern auf die Erde;  
 Lange neigte er sich;  
 Dann blickte er auf. [darauf:  
 Zu der gemeinen (Frau) sprach er  
 „Wo sind die, welche dich steinigen  
 Da sprach das sündige Weib: [wollten?“  
 „Hier nicht, Herr, hier ist niemand!“  
 Da sprach das ewige Licht:  
 „Ich verurteile dich auch nicht!  
 Nun denke an die Seele  
 Und sündige nicht mehr:  
 Wahrlich ich sage dir —  
 Deine Sünden sind dir vergeben!“

## Mittelhochdeutsche Zeit 1100—1500.

Literaturdenkmäler dieser Zeit sind besonders die beiden Volksepen, Nibelungenlied und Gudrun, sowie verschiedene Kunstepen: der „Parzival“ von Wolfram von Eschenbach, „Tristan und Isolde“ von Gottfried von Straßburg und „Der arme Heinrich“ von Hartmann von der Aue. Dazu kommen hauptsächlich Minnelieder, vor allem von Walther von der Vogelweide. Von etwa 1100—1350 war die Blütezeit des Ritterwesens; die Helden-

taten der Ritter und der Minnedienst werden denn auch in jenen Dichtungen namentlich verherrlicht.

Die einzelnen mittelhochdeutschen Hauptdichtungen weisen in der Sprache große Ähnlichkeit auf; dennoch kann jedenfalls nicht von einer gemeinsamen Schriftsprache sprechen. Die Wörter haben mehr und mehr Ähnlichkeit mit denen unserer Mundart; doch ist häufig der Sinn noch ein anderer.

## I. Aus den beiden Volksepen. (Epos = Heldengesang.)

Nibelungenlied (ca. 1190—1210).

Zehn vollständige Handschriften, 21 in Bruchstücken. Daraus ergibt sich die Verschiedenheit einzelner Stellen. Am wertvollsten sind die Münchener (die kürzeste), die St. Galler und die Laßbergische Handschrift (nach dem ursprünglichen Besitzer, dem Freiherrn von Laßberg, so genannt). Die letztere ist am längsten. Verfasserfrage und Zeit der Abfassung unabgeklärt. Karl Lachmann nimmt als Grundlage 20 Lieder an. Entstehung wahrscheinlich im 12. oder im Anfang des 13. Jahrhunderts. Die Handschriften und Bearbeitungen bezeugen, daß das Lied bis zum 16. Jahrhundert im Volke bekannt und beliebt war. Mit dem 17. Jahrhundert geriet es in vollständige Vergessenheit. 1757 wurde Kriemhildens Rache und Klage von Bodmer in Zürich herausgegeben. Der Schweizer Myller, Gymnasialprofessor in Berlin, ließ dann das ganze Lied abdrucken. Das Interesse war gering. Goethe ließ das Epos lange ungelesen liegen; Friedrich der Große dankte Myller durch folgenden Brief:

„Hochgelahrter, lieber getreuer. Ihr urtheilt viel zu vorteilhaft von denen Gedichten aus dem 12., 13. und 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habet und zur Bereicherung der Teutschen Sprache so brauchbar hältet. Meiner Einsicht nach sind sie nicht einen Schuß Pulver werth; und verdienten nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Bücher-Sammlung wenigstens würde Ich dergleichen elendes Zeug nicht dulten; sondern herausschmeissen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal, in der dortigen großen Bibliothec, abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber solchem nicht. Euer sonst gnädiger König Frch.“

Potsdam, d. 22. Februar 1784.

Erst mit dem 19. Jahrhundert wurde dann dem Heldenlied das ihm gebührende Interesse entgegengebracht. (Geibel, Hebbel, Wilh. Jordan, Wagner.) — Der mythische Kern des

Nibelungenliedes findet sich in den nordischen Liedern der ältern Edda noch in ursprünglicherer Gestalt. In diesen Liedern der Edda heißt der Held Sigurd. Von ihm, der dem göttlichen, dem höchsten Gotte Odhin verwandten Geschlechte der Wölsungen entstammte und selbst ein mächtiger Heerkönig war, erzählt die Wölsungen-Sage (wahrscheinlich am Anfang des 13. Jahrhunderts geschrieben) das Nachfolgende:

Sigurd wird von dem weisen und kunsttreichen Schmiede Regin erzogen und wächst zum starken, heldenmütigen Jüngling heran. Regin, einst von seinem Bruder Fafnir um den Anteil an dem väterlichen Erbe betrogen, reizt den jungen Mann zur Ermordung des Räubers auf und schmiedet ihm dazu das gute Schwert Gram. Sigurd besteht den Kampf mit Fafnir, der in Gestalt eines Lindwurms einen mächtigen Goldschatz, den Nibelungenhort, behütet. Er setzt sich in den Besitz des Schatzes, der aber von seinem ursprünglichen Besitzer, dem Zwerg Andwari, welchem man ihn geraubt hat, mit dem Fluche belegt worden ist, daß er jedem neuen Besitzer zu schwerem Unheil gereichen möge. Beim Davonreiten bemerkt Sigurd auf einem Berge ein großes Feuer (Waberlohe). Er reitet durch dasselbe und findet ein geharnischtes Weib, das in tiefem Schlaf liegt. Mit dem Schwerte schneidet er der Schlafenden den Panzer auf (!). (Erde, welche im Frühling von der Sonne aus ihrer Erstarrung befreit wird; Märchen vom Dornröschen!) Da erwacht sie und erzählt ihm, sie sei die Götterjungfrau Brynhild. Weil sie in einer Schlacht einen Helden dem Tod geweiht habe, sei sie zur Strafe von Odhin durch einen ihr in den Kopf (!) gestoßenen Dorn in einen Zauberschlaf versenkt worden. Fortan dürfe sie auf dem Schlachtfelde nie mehr kämpfen, sondern sie werde einem Manne vermählt werden. (Strafe!! Der Verf.) Sie habe aber geschworen, sich nur mit einem zu vermählen, der keine Furcht kenne und sich im Kampf mit ihr zu messen imstande sei. Dem Sigurd reicht sie nun das Horn voll Met zum Gedächtnistrank, lehrt ihn die Runen und andere Weisheit, und beide schwören einander Liebe und Treue. — Sigurd nimmt Abschied. Er kommt mit seinem Goldschatz zu Giuki, einem König am Rhein, und schließt mit dessen Söhnen Freundschaft. Deren Schwester Gudrun, die einen unheil verkündenden Traum gehabt hat, reicht dem von ihr geliebten Sigurd auf Anraten ihrer zauberkundigen Mutter Grimhild einen Zaubertrank. Durch diesen vergißt Sigurd seine Liebe zu Brynhild und seinen Schwur, entbrennt in Liebe zu Gudrun und nimmt sie zum Weibe.

Gunnar, Gudruns Bruder, dagegen will um Brynhilde werben. Mit Hilfe Sigurds, der für ihn mit Brynhilde kämpft, gelingt es ihm auch, sie zum Weibe zu gewinnen. An der Hochzeit erwacht dann auch in Sigurd die durch den Zaubertrank geschwundene Erinnerung an die frühere Geliebte; aber er schweigt.

Eines Tages gehen die beiden Königinnen Gudrun und Brynhild an den Rhein, um ihre Haare zu waschen (!!). Brynhild begibt sich am Strom höher hinauf, damit das aus Gudruns Haar rinnende Wasser nicht an ihr Haupt komme, da ihr Mann doch besser sei (!). Zwischen den Königinnen entsteht bitterer Streit, in dessen Verlauf Gudrun ihre Gegnerin über den wahren Sachverhalt bei der Werbung unvorsichtig aufklärt. Brynhild ist tödlich beleidigt. Guttorm, der jüngste Bruder Gudruns, soll für Brynhilde an Sigurd Rache nehmen. Als Sigurd entschlummert ist, erschlägt ihn Guttorm an der Seite Gudruns, die von seinem Blute bespritzt wird. Brynhild lacht hell auf (!), als Gudruns Wehklage bis zu ihr dringt; dann nimmt sie sich selbst das Leben, um im Tode mit ihrem Geliebten vereint zu sein. Nach lange darnach muß Gudrun den mächtigen Hunnenkönig Atli (Attila), Brynhilds Bruder, heiraten. Um sich in den Besitz des Nibelungenhortes zu setzen, lädt Atli seine Schwäger zu sich auf Besuch ein. Durch Runen, die sie den Boten mitgibt, warnt Gudrun ihre Brüder. (Man beachte diese Abweichung gegenüber dem Nibelungenlied.) Ihre Warnung ist umsonst. Atli fordert den auf Besuch Gekommenen den Nibelungenschatz ab. Als sie ihn nicht herausgeben, kommt es zum Kampfe, an dem auch Gudrun an der Seite ihrer Brüder teilnimmt. Aber alles Kriegsvolk der Brüder fällt, und auch diese selbst müssen zuletzt unter Qualen ihr Leben lassen. Atli will sich dann wieder mit Gudrun versöhnen; aber sie tötet ihre und Atlis beide Söhne, setzt die Schädel der Knaben dem König als Becher vor (!!), läßt ihn daraus Met trinken, der mit dem Blut der Kinder gewischt ist und gibt ihm ihre Herzen zu essen (!!). In der Nacht ersticht sie ihn im Schlaf, zündet den Saal an, wo Atlis Hofmänner liegen und springt ins Meer, um ihrem Leben ein Ende zu machen; aber starke Wogen heben sie empor und tragen sie zu der Burg des Königs Jonakur, der sie zum Weibe nimmt. (König.)

Eine andere Überlieferung, die sächsische, die dem Nibelungenlied näher steht, läßt freilich Kriemhild, wie sie hier genannt ist, an ihren Brüdern Rache nehmen. Ja, als Kriemhild zwei dieser Brüder gefallen findet, stößt sie ihnen einen

Feuerbrand in den Mund, um zu sehen, ob sie tot seien. (Man halte daneben: „Rehte als engel sint diu wîp getân“, von Walther von der Vogelweide!)

Im Nibelungenlied ist alles schon viel menschlicher. Zwar ist die ganze Unterstimmung heidnisch, und überall blickt das Heidentum durch, so daß die Kirche noch Anlaß genug zu haben glaubte, sich in heftiger Polemik gegen die Dichtung zu wenden; aber in den Hauptzügen ist das Lied, wenigstens äußerlich, der Kultur des Mittelalters angepaßt worden. Die früheren Beziehungen Siegfrieds zu Brunhild sind bis auf wenige Spuren weggeschafft. Das Lied, das in (38) Aventiuren zerfällt, ist mit folgender Strophe eingeleitet:

Uns ist in alten maeren wunders vil geseit  
von heleden lobebaeren, von grôzer arebeit:  
von frôuden, hôchgezîten, von weinen und von klagen,  
von küener recken strîten muget ir nu wunder hoeren sagen.

Gar viele Wunder melden die Mären alter Zeit  
Von lobesamen Helden und schwerer Blutarbeit.  
Von Freud' und Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen,  
Von kühner Recken Streiten wird Wunderbares euch man sagen.

Es ergibt sich daraus vor allem ein veränderter Sinn der Wörter „arebeit“ und „hochgezîten“. Arbeit hieß dazumal Not, Beschwerde, Mühsal, während es jetzt nur die Tätigkeit überhaupt bezeichnet, mit welcher nicht unbedingt Unlust, Not oder Beschwerde verbunden sein muß. Mit „hochgezîten“ meinte man eine Zeit, bei der es „hoch“ herging, ein hohes Fest überhaupt und „nicht nur“ eine Hochzeit. Das Wort Recke hängt zusammen mit rächen, verfolgen. Es bedeutet ursprünglich einen herumziehenden Krieger, Abenteurer, Fremdling.

Das Epos beginnt mit der Schilderung des Traumes der Kriemhilde und der Werbung Siegfrieds:

Ez wuhs in Buregonden ein vil edel magedîn,  
daß in allen landen niht schoeners mohte sîn,  
Kriemhilt geheißen: diu wart ein schoene wîp.  
dar umbe muosen degene vil verliesen den lîp.

Im Reiche der Burgunden wuchs eine Jungfrau fein,  
Daß rings in allen Landen nichts Schön'res konnte sein;  
Kriemhild war sie geheißen, die wunderschöne Maid.  
Wie fiel doch ihretwegen manch' Held in bitt'rem Streit!

Auffällig ist für uns der Diphthong *uo*, der sich in der Mundart zu *ue* abgeschwächt hat (vergl. *muot*, *muoter*, *bluome*, *tuon*, *muost* = *Muet*, *Mueter*, *Blueme*, *tue*, *muest* etc.) und dann in der Schriftsprache zu einem reinen *u* (oder *ü*) geworden ist

(z. B. suonetac = Sühnetag, stuot = Gestüte, fruo = früh, kuolen = kühler sein oder werden). Erhalten geblieben ist es z. B. in Buochs, Buochserhorn, Buonas (1190 Buochunnaso = mit Buchen bestandene Nase oder Halbinsel), Muota (muot = wild, a, aa = Wasser, = wilder Bergbach). Eigentümlich ist im Mhd. zur Verstärkung des Ausdrucks noch die Anwendung des Wortes „vil“ in unserer Bedeutung von sehr: „vil edel, vil lange, vil manec, vil minneclîche“. „Magedîn“ hatte schon im Altsächsischen und dann auch im Mittelhochdeutschen neben der Bedeutung die „Jungfrau“ (z. B. von Walther von der Vogelweide wird Maria eine „maget“ genannt: . . . eins tages als unser herre wart geborn von einer maget) auch schon den Sinn „Magd, Dienerin“. In der Folge hat dann diese zweite Bedeutung die andere verdrängt; doch hat sich das Wort im ursprünglichen Sinn erhalten in der niederdeutschen Diminutivbildung Mädchen. Oberdeutsch heißt es Mädel (z. B. Schulmädelgeschichten von Hermine Villinger), Maidle (Maitli!), in der Poesie auch Maid, Maidlein (im Liede „Lindenlaub“: Das Maidlein, das ich meine, das ist so hübsch und fein), Mägdelein. — Das Wort „wîp“ bedeutete dazumal, als Gegensatz zu Mann — da sie noch nicht die Frau, d. h. die Herrin (!) war — überhaupt eine erwachsene „weibliche Person“ und hatte gar keinen verächtlichen Nebensinn; immerhin deutet die Stelle in Walthers Gedicht: „Kan ich rechte schouwen . . . sô swüere ich wol, daß hie diu wîp, bezzer sint danne ander frouwen“ darauf hin, daß Frau, „eben“ Herrin bedeutend, das vornehmere Wort war. — Degene = Helden haben wir schon im Ludwigslied „githigini“ kennen gelernt. — In „verliesen“ sehen wir ein Beispiel des sogenannten grammatischen Wechsels und zwar zwischen r und s. Das s ist noch geblieben in los, lösen, Verlust. Diesen grammatischen Wechsel hat man beispielsweise auch noch in frieren, frostig, Frost, ferner in: ich war (Präteritum: was, wâri, was, wârum, wârut, wârun); ich bin gewesen, das Wesen, wesentlich (mhd. wësenlich) = am Wesen gleich.

Kriemhild träumt, daß ein von ihr aufgezogener kühner und wilder Falke vor ihren Augen von zwei Adlern zerfleischt werde. Ihre Mutter Ute legt den Traum dahin aus, daß der Falke einen edlen Mann bedeute, der aber bald den Tod finde, wenn ihn nicht Gott wunderbar schütze. Sie werde nicht heiraten, erklärt daraufhin Kriemhilde, worauf die erfahrene Mutter ihr antwortet: „Nu versprich eþ niht ze sêre.“ — Bald darauf erscheint am Hofe zu Worms der jugendliche Held Siegfried,

der edle Königssohn von Santen in den Niederlanden, in der Absicht, um Kriemhild zu werben. — Mit gewaltiger Körperkraft ausgerüstet, hatte Siegfried im frühen Jünglingsalter einen Drachen getötet und sich in dessen Blut gebadet. Dadurch war seine Haut hörnern geworden. Da ihm aber ein Lindenblatt zwischen die Schultern gefallen war, verhärtete sich dort die Haut nicht, und an jener Stelle blieb er verwundbar. Durch Besiegung des Zwergengeschlechtes der Nibelungen hatte sich Siegfried auch in den Besitz des Nibelungenhortes gesetzt, eines ungeheuren Schatzes aus Gold und Edelsteinen. Im Kampfe mit dem riesenstarken Zwerg Alberich hatte er diesem die Tarnkappe, ein unsichtbar machendes Oberkleid, entrissen. — Siegfried wird von König Gunther und dessen Brüdern Gernot und Giselher, aufs freundlichste empfangen. Rasch gewinnt er die Zuneigung aller. In den Kampfspielen zeichnet er sich vor allen andern aus, und voll Bewunderung schaut auch Kriemhild heimlich seinen Taten zu. Zu sehen bekommt Siegfried sie nicht. Da erklären die Dänen und Sachsen den Burgunden den Krieg. Um die Hand Kriemhilds zu verdienen, zieht Siegfried mit in den Kampf und verrichtet große Heldenataten. An dem großen Siegesfeste, das dann stattfindet, darf auch Kriemhilde teilnehmen. „Ir ward erlaubet küssen (gemeint ist, ihn zu begrüßen) den waetlichen man.“

Jâ lüht ir von ir waete vil manic edel stein;  
ir rôsenrôtiu varwe vil minneclichen schein.  
ob ieman wünschen solde, der kunde niht gejehen,  
daß er in dirre werlde hete iht schoeners gesehen.

Sam der liehte mâne vor den sternen stât,  
des schîn sô lûterliche ab den wolken gât,  
dem stuont si nu geliche vor andern vrouwen guot<sup>1</sup>.  
des wart vil wol gehoehet den zieren heleden der muot.

Von ihrem Kleide sprühte gar mancher Edelstein,  
Und o, wie süß und rosig war ihrer Wange Schein!  
Da mußten unwillkürlich auch Kenner sich gesteh'n,  
Daß sie so große Schönheit auf Erden nie geseh'n.

Wie vor dem Mond, dem lichten, der Sterne Chor sich neigt,  
Wenn er in laut'rem Glanze der Wolkennacht entsteigt,  
So übertraf an Schönheit Kriemhilde alle Frau'n.  
Groß war der Helden Freude, die Wonnige zu schau'n.

<sup>1</sup> auch „vor maneger vrouwen guot“.

Waete ist der Genitiv oder Dativ von wât = Kleid, Rüstung. (Uhland z. B. hat es angewendet in Klein Roland: „Ich hab' bezwungen der Knaben acht || Von jedem Viertel der Stadt, || Die

haben mir als Zins gebracht || Vierfältig Tuch zur Wat.) — Man beachte die Veränderungen des Auslautes: manic auch manec (edel stein) und maneger (frouwen). Ähnlich war es z. B. in tac und tages. Die Media wird im (Silben-) Auslaut zur Tenuis: lige, lac, pflügen, pflac, (in einer) bürge(rîche), burc; vinden, vant, Kriemhilde, Kriemhilt, kindes, kint, (in allen) landen, lant; heben, huop, ze lîbe (am Leben), lîp, gêben, gîp; ferner hôhe, hôch, ziehen, zôch, sêhen, sach. — In Edelstein sind Adjektiv und Substantiv zusammengezogen (edel stein). — Im übrigen achte man auf die poetischen Mittel, durch welche die wunderbare Schönheit Kriemhildens hervorgehoben ist. In Parallelle zu setzen ist vielleicht die „Schilderung“ der Schönheit der Helena in der Ilias. Dort saßen die ältesten Greise des Volks auf dem Turme beim skäischen Tor:

Als nun Helena näher sie sahn zum Turme dahergehn;  
Leis' jetzt redete man und sprach die geflügelten Worte:  
Niemand tadle die Troer und hellumschienten Achaier,  
Daß um solches Weib sie so lang' ausharren im Elend!  
Einer unsterblichen Göttin fürwahr gleicht jene von Ansehn!

Kriemhild reicht dem Siegfried die Hand und dankt ihm freundlich für die dem Bruder geleistete Hilfe. „Was ich getan, geschah zumeist Euch zu liebe“, erwidert Siegfried; aber auch jetzt getraut er sich nicht, um ihre Hand anzuhalten.

Einst erzählte man Gunther von der mächtigen und schönen Königin Brunhild. Die wohnt in ihrem Palaste auf dem Isenstein, einer Insel in der Nordsee. Gerne hätte Gunther um sie gefreit; aber Brunhild, ein Weib von übermenschlicher Stärke, will nur einem Mann ihre Hand reichen, der sie in schweren Kampfspielen besiegt. Schon viele haben die Werbung gewagt; aber alle sind von der Reckin besiegt und getötet worden. (Nach Utzinger.) Da verspricht Siegfried dem Gunther, ihm bei den Kampfspielen zu helfen, wenn er ihm dafür die Vermählung mit Kriemhild gestatte. Gunther willigt freudig ein. Er, Siegfried, Hagen und Dankwart unternehmen die Reise. Nach 12 tägiger Schiffahrt kommen sie zu Isenstein an. Siegfried gibt sich als Dienstmann Gunthers aus. In den Wettkämpfen mit Brunhild führt Gunther nur die Gebärden aus, während Siegfried, durch die Tarnkappe unsichtbar gemacht, den Kampf besteht und die Königin überwindet. Brunhild verlobt sich mit Gunther und zieht mit ihm nach dem Burgundeland. Dort findet die Doppelhochzeit statt, da nun auch Siegfried und Kriemhild sich vermählen. Doch schon bei der Doppel-

feier beginnt der Neid in Brunhildens Seele zu keimen, da sie ihrer Schwägerin den herrlichen Gatten mißgönnt. Noch einmal erwacht dann in Brunhilde die alte Kampfeslust. Noch einmal wird sie von Siegfried, der, wiederum durch die Tarnkappe unsichtbar gemacht, für Gunther kämpft, in schwerem Ringen überwunden. In einem Anflug von Übermut raubt ihr dabei Siegfried einen Gürtel und einen Ring, die er unter Erzählung des Vorganges seiner Gattin schenkt. — Nach der Hochzeit ziehen Siegfried und Kriemhild nach den Niederlanden. Dort leben sie zehn Jahre im sonnigsten Glücke. — Aber in Brunhild ist der Neid lebendig geblieben. Sie überredet Gunther, den Siegfried an seine Vasallenpflicht zu erinnern. Auf die Einladung hin zieht das Königspaar der Niederlande in Begleitung eines stolzen Heer gefolges von tausend Edeln an den Hof der Burgunden. Elf Tage lang finden glänzende Ritterspiele statt. Von einem Fenster der Burg schauen Kriemhild und Brunhild den Kämpfen zu. Dabei geraten sie über die Vorzüglichkeit ihrer Gatten in Streit, indem Brunhild die spitze Bemerkung macht, der Siegfried sei „eben“ doch nur ein „Dienstmann“. Das läßt Kriemhilde nicht gelten. Auf dem Wege zur Kirche setzt sich der Zank fort, indem jede der beiden Königinnen für sich den Vortritt in Anspruch nimmt. Dabei fährt es der gereizten Kriemhild heraus: „Wisse, nicht Gunther hat dich in den Kampfspielen und nachher besiegt!“ Zum Beweis zeigt sie dann den Ring und den Gürtel, die Siegfried einst der Brunhild im Kampf abgenommen hatte. Vergeblich bemüht sich dann Siegfried, weitern Streit zu vermeiden, indem er zu Gunther sagt:

„Man sol sô vrouwen ziehen,  
daß si üppecliche sprüche lâzen under wegen.  
verbiut eþ dime wîbe, der minen tuon ich sam: (ebenso)  
ir grôzen unfuoge ich mich waerlichen scam.“  
(Ihres sehr unschicklichen Betragens ich mich wahrlich schâme.)

In soln = sollen haben wir ein Beispiel der Konsonantenverdoppelung. Diese trat sonst besonders bei t und m ein, wenn er, el oder auch en folgten. Durch diese Verdoppelung entstand dann keine Dehnung des Stammvokals. Beispiele: sumer, bleter, schate, himel, satel, willekommen, vernomen. In vrouwen ist wie in andern Wörtern, die nach dem u ein w haben, das w geschwunden: triuwe = Treue, houwen = hauen, ströuwen = streuen, tiuwer (tiure) = teuer, kostbar, grûwen = grauen, niuwe = neu, ouwe = Au(e), friuwen = freuen, iuwer = euer, bûwen, bouwen = bebauen, bewohnen, brâwe,

brâ = Braue. — „Under wegen läzen“ hat sich als mundartliche Wendung erhalten. Sc (scam) wird oft für sch gesetzt. So heißt es z. B. auch noch scif, aber unmittelbar nachher schifmeister, scarpf neben scharpf, sculde und schult, schulde. Es ist dieses sc als ältere Schreibweise offenbar noch aus dem Ahd. herübergewonnen, wo es z. B. heißt: scôni, scôno, screip von scrîban, scâf (Schaf), scaffan (schaffen), scûm (Schaum, vergl. fr. écume), scinko (Schinken).

Brunhilde ist schwer beleidigt. Hagen, der mächtigste Ritter am Hofe der Burgunden, der Rivale Siegfrieds, verspricht seiner Herrin, den Siegfried zu töten. Gunther ist damit einverstanden. Um sein Vorhaben auszuführen, lässt Hagen die Kunde verbreiten, die Sachsen und Dänen seien wieder ins Land eingebrochen. Sofort anerbietet sich Siegfried, wieder mit in den Krieg zu ziehen. Damit Hagen ihn beschützen könne, hat Kriemhild auf Anraten dieses heimtückischen Ritters die verwundbare Stelle ihres Gatten auf dem Kleide durch ein gesticktes Kreuzlein bezeichnet. Durch schwere Träume geängstigt, lässt Kriemhild ihren Gemahl nicht gerne ziehen. Als der Kriegszug schon aufgebrochen ist, bringen von Hagen gesandte falsche Boten die Meldung, daß kein Einfall stattgefunden habe. Statt in den Krieg begeben sich nun die Helden auf die Jagd. Wieder zeichnet sich Siegfried vor allen andern aus. Nach der Jagd findet ein leckeres Mahl statt. Da fehlt der Wein; aus Versesen, sagt der listige Hagen. Er weiß in der Nähe eine gute Quelle. Dahin schlägt er mit Gunther und Siegfried einen Wettlauf vor. Obschon Siegfried allein ihn in seiner Rüstung unternimmt, ist er der erste. Voll edeln Anstandes will er aber zuerst Gunther trinken lassen. Während dann auch er sich an der Quelle labt, trägt Hagen schnell die Waffen weg, ergreift hierauf den Speer, zielt nach dem Zeichen am Kleide Siegfrieds und schleudert das Geschoß mit aller Kraft, so daß es tief in den Nacken des Helden eindringt. Angsterfüllt flüchtet er sich dann. Siegfried springt auf und sucht seine Waffen. Da er sie nicht findet, schlägt er mit dem Schild den Hagen fast zu Tode.

Hagene muose vallen von sîner hant zetal.  
von des slages krefte der wert vil lûte erhal.  
hêt er daȝ swert enhende, sô waer eȝ Hagenen tôt:  
der helt entran vil kûme ûȝ der angstlichen nôt.

Hagen sank zu Boden vor seines Armes Wucht.  
Von der Kraft der Streiche scholl Werder, Wald und Schlucht.  
Hätt' er das Schwert zuhanden, so wär' es Hagens Tod:  
Mit Müh' entging der Recke der allergrößten Angst und Not.

Sonderbar ist für uns die Wendung ze tal vallen = hinab-, niederfallen. Hat sich schon im Mittelhochdeutschen sc in sch verwandelt, so heißtt es dagegen noch swert, slag, erslagn, sluog, swester, snel, slahte (Art, Gattung, deheiner slahte = in keiner Weise), swîn, sleht (schlicht, glatt), sliefen (schlüpfen), smielen (lächeln).

Aber bald ist die Kraft von dem todwunden Helden gewichen. Da wirft er vor seinem Tode dem Gunther und dem Hagen in bittern Worten ihre Treulosigkeit vor:

Jâ, ir vil boese zagn,  
waʒ hilfet mich mîn dienest, daʒ ir mich habt erslagn?  
ich was iu ie getriuwe; des ich engolten hân.  
ir habt an iwern mâgen leider übele getân.

O weh, ihr bösen Zagen\*,  
für meine treuen Dienste habt ihr mich nun erschlagen!  
Ich war euch stets getreue, zum Dank sterb' ich daran;  
wie habt an den Verwandten ihr übel doch getan!

\* Feiglinge, erbärmliche Wichte.

Inzwischen waren auch viele Ritter herangekommen, und alle rechtlich Gesinnten fanden, daß man an dem edeln Siegfried nicht recht gehandelt habe. Nur Hagen sucht die Ge- wissensbisse zu zerstreuen:

„Jâ enweiʒ ich, waʒ ir kleit.\*  
eʒ hât nu alleʒ ende, unser sorge unt unser leit:  
wir vinden ir vil wênic, die getürren uns bestân.  
wol mich, deich sîner hêrschaft hân ze râte getân!“

Ich weiß nicht, was ihr klagt;  
Vorbei ist, was an Ängsten und Leid uns je geplagt.  
Wir finden fürder keinen, der uns die Stirne beut.  
Wohl mir, daß seiner Herrschaft Kann ich endlich hab' zerstreut.  
\* Für kleite = bayr.-österr. Form für klagete; gekleit = geklaget.

Hätte ich Euern feigen Mördersinn gekannt, so hätte ich mich gegen Euch schon schützen können, erwidert ihm Siegfried. Dann fühlt er den Tod herannahen. Er gedenkt noch seines Söhnchens, seines Vaters, seiner Frau. Er bittet Gunther, für seine Gemahlin zu sorgen:

lât iu bevolhen sîn  
ûf iuwer genâde die lieben triutinne\* mîn.  
Und lât si des geniezen, daʒ si iuwer swester sî.

\* (Geliebte), Gattin.

Dann verstummt sein Mund.

Auf die Anordnung Hagens hin legt man den Leichnam Siegfrieds vor die Tür von Kriemhildens Gemach. Als Kriem-

hild die Bluttat mitgeteilt wird, bricht sie vor Schmerz zusammen.

Ez hât gerâten Prünhilt, daß ez hât Hagene getân.

Hagen leugnet die Tat auch nicht. Als er zum Toten tritt, fangen Siegfrieds Wunden zu bluten an. So wird auch durch die Bahrprobe der Mörder verraten. Da Kriemhild vor Schmerz fast wahnsinnig wird, lässt man, um sie zu trösten, bei der Bestattung den Sarg noch einmal aufbrechen.

Dô brâhte man die frouwen, dâ si in ligen vant.

si huop sîn schoene houbet mit ir wîzen hant:

dô kustes alsô tôten den edeln ritter guot;

ir vil liehten ougen vor leide weinten dô bluot.

Die Königin ließ sich führen, wo sie den Recken fand,

Sie hob sein schönes Haupt dann mit ihrer weißen Hand.

Sie küßt den edeln Ritter, obwohl er bleich und tot,

Und ihre lichten Augen, die weinten sich blutrot.

Im ersten Augenblick des Schmerzes und der Wut möchte der greise König Sigismund aus den Niederlanden mit seinen elfhundert Rittern den Tod seines Sohnes Siegfried rächen; aber auf die Worte Kriemhilds sieht er ein, daß er, bei der großen Übermacht der Burgunden, nur nutzlos alle seine Leute opfern würde. — Nach Siegfrieds Bestattung zieht Siegmund mit seinen Männern trost- und freudenarm nach Santen heim. Kriemhild ist anfangs geneigt, mit ihrem greisen Schwiegervater in die Niederlande zurückzukehren; auf die Bitten ihrer Mutter Ute und der Brüder Gieselher und Gernot bleibt sie aber schließlich bei ihren Verwandten, um der Grabstätte Siegfrieds nahe zu sein.

Der Schmerz scheint sich nach und nach in stille Wehmut zu verwandeln. Im vierten Jahre söhnt sie sich, den Bitten ihrer Brüder nachgebend, schließlich mit Gunther aus; nur dem Hagen verzeiht sie nicht. Mit ihrer Zustimmung wird der Nibelungenschatz nach Worms übergeführt. Da sie aber an Arme und Reiche sehr freigebig davon verteilt, fürchtet Hagen, sie könnte zu viele Anhänger für sich gewinnen, und er lässt ihr den Hort wegnehmen und bei Lochheim in den Rhein versenken. Nun duldet es Kriemhild nicht länger in Worms; sie lässt die Gebeine ihres unvergesslichen Gatten nach dem Kloster Lorsch schaffen und beabsichtigt, zu ihrer Mutter in die Nähe des Klosters zu ziehen und sich ganz der Trauer hinzugeben. Da, im zwölften Jahre ihres Witwenstandes, tritt eine Wendung in ihrem Leben ein: auf die Zeit der Trauer folgt die Zeit der Rache.

Auf den Rat seiner Freunde wirbt der gewaltige Hunnenkönig Etzel nach dem Tode seiner Gattin Helche um Kriemhilden, deren Schönheit und Tugend selbst im fernen Osten laut gepriesen wurde. Markgraf Rüdeger überbringt die Botschaft an Gunther. Trotz Hagens Abmahnung geben Gunther und seine Brüder die Einwilligung zu dieser Verehelichung. (Nach Legerlotz.) Sie hoffen dadurch den Groll der Schwester abzulenken. Kriemhild weigert sich lange, eine zweite Ehe einzugehen. Erst als Rüdiger ihr verspricht, selbst jede ihr angetane Schmach zu rächen, faßt sie den Entschluß, ihn als Werkzeug ihrer Rache zu benützen, und sie gibt das Jawort. Sie zieht nach dem Hunnenlande, wo eine prachtvolle Hochzeit gefeiert wird.

Ihre Ehe, durch die Geburt eines Söhnchens, Ortlieb, gesegnet, scheint glücklich. Aber auch im Glanz des prachtvollen Königshofes kann Kriemhild ihren ersten Gatten nicht vergessen. Nach zwölf Jahren überredet sie ihren Gemahl, König Etzel, die Burgunden auf Besuch einzuladen. Hagen, die Kriemhilde durchschauend, rät, die Einladung abzulehnen. Schließlich weiß er es durchzusetzen, daß der Zug wenigstens mit großem Heeresgefolge unternommen wird. Hagen zieht diesem Zuge voran und sucht einen Übergang über die hoch angeschwollene Donau. Da sieht er zwei badende Wassernixen. Weil er weiß, daß sie des Weissagens kundig sind, nimmt er ihnen die Kleider weg und verspricht, sie ihnen erst zurückzugeben, wenn sie ihm das Schicksal der Burgunden voraussagen wollen. Nie seien Helden mit solchen Ehrungen in einem fremden Lande empfangen worden, sagt die eine. Aber wie ihnen Hagen voll Freude die Kleider zurückerstattet hat, spricht die andere: „Dein wartet Lug und Trug; nur des Königs Kaplan wird dem Tode entgehen.“ — Als die Burgunden dann später über die Donau fahren, packt Hagen mitten im Strom den Geistlichen und wirft ihn, zum Entsetzen der übrigen, ins Wasser. Auf diese Art will er die Weissagung prüfen. Dem Kaplan gelingt es bald, sich an das Schiff zu klammern; aber er wird von Hagen wieder zurückgestoßen. Daraufhin sucht der Priester das Ufer zu erreichen, was ihm schließlich auch gelingt. Nun zweifelt Hagen nicht mehr daran, daß die Weissagung in Erfüllung gehen werde. — Nach ihrem Zuge durch Bayern kommen die Burgunden an die Grenze des Hunnenlandes. Gastfreudlich werden sie vom Markgrafen Rüdiger, sowie dessen Frau und Tochter begrüßt und bewirkt.

Diu junge marcgrâvinne kuste die kûnege drî;  
 alsam tet ir muoter. dâ stuont och Hagene bî.  
 den bat ir vater küssen; dô blicte si in an:  
 er dûhte si so gremlîch, daß si gerne hête lân.

grêm(e)lich = grimmig, voll Haß. (Im Skieläufer von Bäßler: Er sieht's mit Gram = er sieht's mit Ingrimm.)

Umsonst; sie ist ein Opfer der „Staatsraison“:

Doch muoste si dâ leisten, daß ir der wirt gebôt.  
 gemischet wart ir varwe, bleich unde rôt.

Unter freudiger Zustimmung der beidseitigen Verwandten verloben sich sogar Giselher und die Tochter des Markgrafen miteinander. Auf der Rückreise des Zuges wollen sie dann die Hochzeit feiern. Mit Waffen und Rüstungen reich beschenkt, ziehen dann die Burgunden weiter. Noch vor der Ankunft in Etzelenburg werden sie von Dietrich von Bern bewillkommen, der beim Hunnenkönig auf Besuch weilt. Er warnt sie vor Kriemhild, die in der letzten Zeit mehr denn je um Siegfried geklagt habe. Am Hofe werden den Vornehmen und den gewöhnlichen Kriegern gesonderte Räume angewiesen. Kühl und zurückhaltend werden die Burgunden von Kriemhild empfangen; nur Giselher wird von ihr mit einem Kusse begrüßt. Die fast verletzende Art des Empfanges läßt auf nichts Gutes schließen. Hagen bindet den Helm fester. Er ist entschlossen, die Königin mit kaltem Hohn abzuweisen. Als sie ihn um Mitteilung ersucht, wo sich der Nibelungenhort befindet, entgegnet er, daß er denselben in den Rhein habe versenken lassen, und daß es ihm übrigens sowieso nicht möglich gewesen wäre, etwas davon zu bringen.

„wie möhte ich iu iht bringen? ich hân vil ze tragene  
 an halsperge\* unt an schilte, an mîme helme lieht;  
 diz swert an mîner hende, des enbringe ich iu nieht.“

\* Panzerhemd.

So gibt er ihr zu verstehen, daß er sie durchschaut hat. Auf das Ansinnen Kriemhilds, die Waffen abzulegen, tritt er nicht ein. „Sie sind gewarnt; o weh, ob solchem Leide“, ruft da die Königin aus. Voll Ärger und Verdruß fängt sie an zu weinen. Die sich nach ihrem Schmerz erkundigenden Hunnen hetzt sie auf, den Hagen zu töten. Dieser hat sich mit seinem Freund Volker im Hofe auf eine Bank gesetzt. Als Kriemhild in Begleitung einer großen Anzahl hunnischer Edeln vorbeigeht, will Volker aufstehen; aber Hagen hält ihn zurück.

Hagene der starke der leit über bein  
 ein vil liehþ wâfen, uþ des knopfe erschein

ein viel liehter jaspes, grüener danne ein gras.  
wol erka deʒ Kriemhilt, daʒ eʒ ê Sivrides was.

(wâfen ist mit jâmer eines der Beispiele, wo eine alte Länge des Stammvokals gekürzt und dann der Konsonant verdoppelt worden ist, vergl. mundartlich jâmere, jöemere.

Zornig fährt ihn die so gereizte Königin an: „Wer hat nach Euch gesandt?“ „Niemand“, entgegnet Hagen; „ich habe nur meinen Herrn begleitet.“ „Warum habt Ihr meinen lieben Mann erschlagen?“ „Ihr und Euer Mann haben meine Herrin, die Brunhild, schwer beleidigt.“ „Da hört Ihr's, Krieger“, spricht sie zu den hunnischen Edeln. „Wer von euch ist ein Mann?“ — Aber keiner der Hunnen will den Kampf aufnehmen. — Im Saale heißt Etzel die Burgunden, sowie Hagen und Volker freundschaftlich willkommen. Als der Tag zu Ende geht, werden den wegemüden Helden die Schlafsäle angewiesen. Hagen und Volken anerbieten sich, die Nacht hindurch Schildwache zu stehen. Sie setzen sich auf eine steinerne Bank vor der Tür der Halle; dann ergreift Volker die Fiedel und fängt an zu spielen:

Dô klungen sîne seiten, daʒ al daʒ hûs erdôʒ<sup>1</sup>:  
sîn ellen zuo der fuoge<sup>2</sup>, diu beide wâren grôʒ.  
senfter unde süeʒer videln er began.  
do enswebter<sup>3</sup> an dem bette vil manegen sorgenden man.

<sup>1</sup> erdôʒ praet. von erdiezen = erschallen. <sup>2</sup> seine Kraft zu der Kunstfertigkeit (kräftig und kunstvoll erklang sein Spiel). <sup>3</sup> einschläfern.

„Fuoge“ hängt zusammen mit fügen = hineinpassen. Was sich in die menschliche Gesellschaft hineinfügt, das ist anständig, schicklich; wer etwas hineinfügen kann, der ist geschickt, und so bedeutet Fug die Geschicklichkeit, den Anstand. Mit „Fug und Recht“ hat also den Sinn, „weil es schicklich (anständig) und richtig ist.“

Dô si wol enslâfen wâren unde er daʒ ervant,  
dô nam der degen widere den schilt an sine hant.  
dô gie er ûʒ dem hûse für die tûre stân  
und huote sîner friunde vor den Kriemhilde man.

Bald darauf nähern sich diese auch; als sie aber die Hallen so gut bewacht sehen, ziehen sie wieder ab. Aus einem Turnier, das am folgenden Morgen stattfindet, droht ein allgemeiner Kampf zu entstehen, der nur durch das kräftige Eingreifen Etzels vermieden wird. Beim Mittagsmahl speisen Gunther und seine Brüder, sowie Hagen und Volker an der königlichen Tafel, an welcher auch Kriemhild mit ihrem Söhnlein Ortlieb, Rüdiger, Dietrich und viele Vornehme teilnehmen. Die übrigen Burgunden werden in der Herberge bewirtet. Da dringen plötzlich

Hunnen in den Saal und metzeln die Wehrlosen nieder. Nur Dankwart, Hagens Bruder, kann dem Blutbad entrinnen. Als er blutüberströmt in den Festsaal tritt und den Überfall erzählt, springt Hagen auf und schlägt dem neben Kriemhild sitzenden Ortlieb das Haupt ab. Darauf entsteht ein allgemeiner blutiger Kampf, an dem indessen Rüdiger, sowie Dietrich von Bern nicht teilnehmen. Auf das Begehrn Dietrichs wird eine Kampfpause gemacht. Während dieser verläßt das Königspaar, begleitet von Rüdiger und Dietrich und deren Männern, die grausigen Festhallen. Darauf beginnt das Gemetzel von neuem. Alle im Saale befindlichen Hunnen, wohl zweitausend, werden niedergemacht und die Treppe hinunter in den Hof geworfen. Hagen und Volker können sich nicht enthalten, Etzel und Kriemhild giftig zu höhnen.

„Ez zaeme“, sô sprach Hagene, „vil wol, volkes trôst,  
daz die herren vaehten zaller vorderôst,  
alsô der künec Gunther ünt Gérnôt hie tuot:  
die howent durch die helme, nâch swerten vliuȝet daȝ bluot.“

Empört über die Hohnreden sucht Markgraf Iring von Dänenland mit tausend Mann den König Etzel zu rächen. Er verwundet Hagen, findet aber dann mit seinem ganzen Gefolge den Tod. Aber auch die Burgunden sind erschöpft. Kriemhild will an allen Gnade üben, wenn ihr Hagen als Geisel ausgeliefert werde. „Keiner von uns wird das zugeben; lieber wollen wir alle sterben,“ entgegnet ihr Gernot. In der Nacht läßt Kriemhild die Unterkunftshallen der Burgunden anzünden. Die Helden können sich vor dem Verschmachten nur schützen, indem sie auf Hagens Rat den Durst mit dem Blute löschen, das aus den frischen Wunden der Erschlagenen fließt. Etwa sechshundert Burgunden überleben die entsetzliche Nacht. Am Morgen beginnt der Kampf aufs neue. Etzel und Kriemhild fordern von Rüdiger, daß er gemäß seinem Vasalleneid in den Kampf gegen die Burgunden eingreife; die Königin erinnert ihn auch an das Versprechen, welches er bei der Werbung abgegeben habe, daß er jedes ihr angetane Leid rächen wolle. Umsonst anerbietet der Markgraf dem König die Rückgabe seines Lehens. Soll er nun seinen Freunden, den Burgunden, oder seinem Herrn die Treue brechen?

„Owê mir gotes armen“, sprach der getriuwe man,  
aller mîner êren der muoȝ ich abe stân,<sup>1</sup>  
triuwen unde zühte, der got an mir gebôt.

owê got von himele, daȝ michs niht wendet der tôt!<sup>2</sup>

auch: daȝ ich diz gelebet hân. <sup>1</sup> verlustig gehen. <sup>2</sup> daß es der Tod nicht von mir [ab]wendet.

Schweren Herzens geht Rüdiger den Weg der Pflicht und kündigt seinen Freunden den Kampf an. Wehmütig gedenken beide Teile der gegenseitig gelobten Liebe und Freundschaft. Als letzte Gabe überreicht der Markgraf von Bechlarn dem Hagen noch seinen Schild, da derjenige des Tronjers arg zerhauen ist. Dann beginnt der Kampf. Rüdiger findet mit all seinen Männern den Tod. Als Hildebrand, der Waffenmeister Dietrichs von Bern, den Leichnam herausfordert, wird auch er mit seinem Gefolge in den Streit verwickelt. Von den Burgunden bleiben nur noch Gunther und Hagen am Leben; von den Gegnern werden alle bis auf Hildebrand erschlagen; dieser selbst kann nur schwer verwundet dem Blutbad entrinnen. Er bringt die Trauerbotschaft seinem Herrn. Nun greift auch Dietrich von Bern noch zu den Waffen, um seine Männer zu rächen. Nach schwerem Kampfe gelingt es ihm, die schwerverwundeten und todmüden Helden zu überwältigen. Er bringt sie gebunden vor Kriemhild, fordert diese aber auf, die Helden zu schonen. Aber die Königin kennt kein Erbarmen. Sie lässt die beiden getrennt gefangen legen. Dann geht sie zu Hagen. Sie verspricht ihm das Leben, wenn er den Nibelungenhort herbeischaffe. So lange noch einer seiner Herren lebe, werde das nie geschehen, war die Antwort. Da lässt die grimme Königin ihrem Bruder Gunther das Haupt abschlagen und bringt es dem Hagen.

Trotzig aber antwortet ihr dieser:

den schaz wei<sup>z</sup> nu nieman wan got unde mîn,  
der sol dich, vâlentine, immer gar verholn sîn. (Teufelin)

Außer sich vor Wut entreißt ihm Kriemhild das Schwert Siegfrieds und schlägt ihm damit eigenhändig das Haupt ab. Da wird es auch Hildebrand zu viel:

er sluog der küniginne einen swertes swanc. —  
ze stucken was gehouwen dô da<sup>z</sup> edel wîp.

So endet das große Fest am Hofe des Hunnenkönigs mit schwerem Leid. Bitter beklagen Etzel und Dietrich den Verlust ihrer Angehörigen und Männern. Was soll der Dichter noch erzählen, wenn fast alle den Tod erlitten haben?

Jne sage iu nu niht mère von der grôzen nôt	Kampfesnot
— die dâ erslagen wâren, die lâzen ligen tôt —,	Verlassenen
wie ir dinc an geviengen sît der Hiunen diet. <sup>1</sup>	
hie hât da <sup>z</sup> maere ein ende: da <sup>z</sup> ist DER NIBELUNGE LIET.	

<sup>1</sup> was seither durch der Hunnen Volk geschehen ist. Diet = Volk stammt vom Altdeutschen theodâ = Volk.

Aus diesem Worte schuf die Kirche die lateinische Form theodiscus, das sich noch in Theoderich = „reich (mächtig) an Volk“ erhalten hat. (Theodor = Gottes Gabe ist griechischen Ursprungs.) Die gleiche Bedeutung wie Theoderich hat der Eigenname Dietrich. — „Jne“ = „ich nicht“ enthält die ursprüngliche Verneinung ne, auch en (enkan) oder n. Im Mittelhochdeutschen kommt sie für sich allein selten vor, sondern ist fast immer von „niht“ begleitet, das mehr und mehr zur eigentlichen und ausschließlichen Negation wird.

In anderer Fassung schließt das Lied mit der Strophe:

Ich enkan iu niht bescheiden, waž sider dâ geschach:  
wan rîter unde vrouwen weinen man dâ sach, als daß man  
dar zuo die edeln knechte, ir lieben friunde tôt, und auch ... beweinen sah.  
hie hât daž maere ein ende: ditze ist der Nibelunge nôt.

Der Nibelungen Not ist allen großen Handschriften als Kunstdichtung „Die Klage“ angehängt, welche den tieftraurigen Ausgang des Nibelungenliedes wehmütig ausklingen lässt. Der Kriemhild wird vergeben, weil sie alle Blutschuld nur aus Treue auf sich geladen habe:

Dem getriuwen tuot untriuwe wê!

### Das Gudrunlied.

Wir verdanken dieses zweite große Volksepos einem österreichischen Volkssänger, der es 1210—1215 abgefaßt haben soll. Es ist in einer einzigen vielfach überarbeiteten Handschrift erhalten, die Kaiser Maximilian (1493—1519) hat anfertigen lassen. Nach ihrem Fundort, dem Schloß Ambras in Tirol, wird sie Ambraser Handschrift genannt. Sie befindet sich jetzt in Wien.

Das Gudrunlied, ein „wazzermaere“, führt uns an die Gestade der Nordsee. Wie das Nibelungenlied beruht es zum Teil auf Sagen. Die Hauptsache der Dichtung ist wie dort die Schilderung der Treue einer Frauengestalt. Aber das Gudrunlied erzählt die Geschichte dreier Geschlechter; es ist höfischer und christlicher gehalten und klingt friedfertig aus. Der Inhalt zerfällt in drei Teile:

1. Hagen, der Sohn des Königs Sigebart von Irland, wird als 7jähriger Knabe während eines Festes von einem Greifen entführt. Er entfällt einem jungen Greifen und kann sich flüchten. In einer benachbarten Höhle wohnen drei Königsstöchter, die auch geraubt worden sind. Mit diesen wächst er auf. Einem tot ans Ufer gespülten gewappneten Ritter nimmt

er Waffen und Rüstung ab. Damit erlegt er die Greifen. Vom Blut eines wunderbaren Tieres, Gabilun, gewinnt er übermenschliche Kraft. Endlich naht ein Schiff. Hagen zwingt die Schiffsleute, nach Irland zu fahren. Mit Freudentränen empfangen ihn Vater und Mutter. (Erkennungszeichen goldenes Kreuz auf der Brust.) Siegebant überläßt ihm die Krone, und die schönste der drei Königstöchter, Hilde von Indien, wird seine Gemahlin.

2. Hildes Entführung. Ihre Tochter, auch Hilde genannt, ist eine große Schönheit. Um sie werben viele Fürsten, namentlich Hetel von Hegelingen. Die Werbung ist aber sehr gefährlich; denn Hagen, der „vâlant“ (Teufel) aller künnege, läßt alle aufhängen, die im Kampfe nicht stärker sind als er. Hetel sendet daher einige Vasallen, den Dänenfürsten Frute, den herrlichen Sänger Horand und den weißbärtigen Helden Wate. Diese, als Kaufleute verkleidet, wissen das Vertrauen der Königsfamilie und (Horand durch seinen prächtigen Gesang) das Herz der Königstochter zu gewinnen. Hilde läßt sich von ihnen entführen. Ihr Vater verfolgt dann aber die Räuber, und am Waliser Strand, im Lande der Hegelingen, entspinnt sich ein erbitterter Kampf. Dieser wird dann schließlich geschlichtet, und Hagen willigt auch in die Vermählung Hildes mit Hetel ein.

3. Gudrun. Deren Tochter Gudrun, die ihre Mutter an Schönheit noch übertrifft, wird auch von mehreren Fürsten zum Weibe begehrt. Nach vorausgegangenem Kampf verlobt ihr Vater sie mit Herwig von Seeland. Diesem wird von einem neidischen Nebenbuhler der Krieg erklärt. Während nun Hetel ausgezogen ist, um seinem zukünftigen Schwiegersohne zu helfen, überfällt ein anderer abgewiesener Freier, Hartmut von der Normandie, mit seinem Vater Ludwig das schutzlose Land der Hegelingen und raubt Gudrun mit 62 andern Jungfrauen. Zwar setzt Hetel den Normannen eilig nach; allein in der Schlacht auf dem Wülpensand (Insel an der Scheldemündung) wird er von Ludwig erschlagen. In der Dunkelheit gelingt es den Räubern, mit ihrer Beute zu entkommen. Von den Hegelingen sind so viele gefallen, daß sie die Niederlage erst rächen können, wenn ein neues Geschlecht herangewachsen ist. Als die entführte Gudrun sich weigert, sich mit Hartmut zu vermählen, wird sie von dessen Mutter Gerlinde sehr hart behandelt. „Und willst du nicht die Freude, so werde dir das Leid“, ruft sie ihr zu. Gudrun, getrennt von ihren Leidensgefährtinnen, muß schmachvolle Magddienste tun, den Ofen heizen, mit ihren Haaren

den Staub wegwischen und die Zimmer reinigen. Eine harte Bank ist ihr Lager, Wasser und Brot sind ihre Nahrung. Hartmut selbst sucht zuerst durch Güte die Zuneigung der von ihm Geliebten zu gewinnen. Da sie aber Herwig treu bleibt, will er die „Dirne“ durch harte Arbeit mürbe machen. Fortan muß Gudrun der Königin Gewänder an den Strand tragen und bei Wind und Wetter, in Schnee und Kälte dort waschen. Ihre edle Freundin Hildburg erlangt es durch ihre Bitten, daß sie an der schweren Arbeit teilnehmen darf. Mehr als sechs Jahre müssen sie so für Gerlinde und den ganzen Hofhalt waschen. Aber fest und unerschüttert bleibt Gudruns treues Herz. (Nach König.)

Endlich ist ein neues Geschlecht der Hegelinge herangewachsen. Eine starke Flotte ist gebaut worden, und ein großes Heer wird zum Rachezug gegen die Normannen ausgerüstet. Als Gudrun und Hildeburg eines Tages am Meeresstrande die Wäsche besorgen, schwimmt ein weissagender Vogel heran und verkündet ihnen ein nahes, großes Glück. Als die beiden Königstöchter, nur schlecht bekleidet und barfuß, am folgenden Tage bei rauhem Wind im Märzenschnee wieder am Strande waschen, fahren Herwig und Ortwin, Gudruns Bruder, von der in der Nähe ankernden Flotte als Kundschafter ausgeschickt, in einer Barke heran. Nachdem Ortwin die beiden Frauen ausgefragt hat und sich Herwig und Gudrun durch ihre Verlobungsringe zu erkennen gegeben haben, erzählen die beiden Ritter von der bevorstehenden Befreiung. Herwig möchte die Anverlobte am liebsten sofort entführen; aber Ortwin lässt es nicht zu. Mit dem Versprechen, daß vor dem Morgengrauen vor der Burg ein gewaltiges Heer stehen werde, nehmen die beiden königlichen Helden Abschied — und, solange sie können, folgen der Mädchen Augen ihnen durch die Wogen. Überglücklich über die nahende Befreiung wirft Gudrun die Wäsche in die Flut. Als sie spät abends ohne die Gewänder heimkehrt, soll sie auf Befehl Gerlindens zur Strafe mit Dornruten gezüchtigt werden. Um dieser Schmach zu entgehen, tut Gudrun dergleichen, wie wenn sie sich nun anders besonnen habe und daß sie sich mit Hartmut vermählen wolle. Die Strafe wird ihr erlassen; aber als Gerlinde davon hört, daß Gudrun übermütig lache, ahnt sie Unheil und warnt ihren Sohn. Als der Morgen graut, steht vor der Burg das mächtige Heer der Hegelinge. Eine gewaltige Schlacht beginnt. Der alte König Ludwig wird von Herwig erschlagen. Gerlinde will dafür die

Gudrun töten lassen, Hartmut aber verhindert es. Dafür erwirkt Gudrun auch, daß Hartmut, der im Kampfe mit Wate zu unterliegen droht, von diesem weggedrängt und geschont wird. Er gerät mit achtzig seiner Ritter in Gefangenschaft; die andern kommen alle um. Die Burg wird vom ergrimmten Wate gestürmt; alles wird niedergemacht; selbst die kleinsten Kinder in der Wiege werden nicht geschont. Gerlinde, von einer Dienerin verraten, erleidet den Tod durch Wate; hingegen Ortrun, Hartmuts Schwester, wird geschont. Nachdem die Hegelingen noch das übrige Land der Normannen erobert und die Burgen zerstört haben, kehren sie mit reicher Beute beladen wieder nach Hause. Große Festlichkeiten werden gerüstet zur Hochzeit Herwigs mit der lieblichen Gudrun. Sie selbst macht dann die Anregung, zur Aussöhnung des Hasses Ortrun mit dem tapfern Ortwin zu vermählen; Hartmut verlobt sich mit ihrer treuen Freundin Hildeburg und Sigfried von Morland (einst ihr eigener Freier) mit Herwigs Schwester.

„Vier bräutliche Paare werden vereint, Leid und Trauer wandeln sich in Freude, der Völker Streit und Hader in Frieden und brüderliches Bündnis zu Schutz und Trutz.“ (König.)

\* \* \*

Auffällig ist die Ähnlichkeit der Anfangsstrophe mit derjenigen des Nibelungenliedes:

Eȝ wuohs in Irlande ein rîcher künic hêr;  
geheiȝen was er Sigebant, sîn vater der hieȝ Gêr:  
sîn muoter diu hieȝ Uote und was ein küniginne.  
durch ir hôhe tugende sô gezam dem rîchen wol ir minne.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Ob ihrer hohen Tugenden geziemte wohl dem Herrscher ihre Minne (verdiente sie wohl, daß der König sie liebte).

Der Ausdruck „rîch“ sein, der jetzt den Sinn hat, sich im Besitze vielen Geldes oder vieler Geistesgaben befinden, hatte ursprünglich, da das Geld noch keine so große Rolle spielte, die Bedeutung: mächtig sein, ein Herrscher sein, in seinem Einfluß weit reichen. Unser Name „Heinrich = Heimrich“ hieß daher ursprünglich „mächtig in seinem Heim.“ — „Gezam“, jetzt geziemte, war damals starkes Imperfekt von zêmen = ziemen; ähnlich war luht (luhte: jâ lüht ir von ir waete vil manec edel stein) dazumal stark konjugiert.

#### Horands Gesang:

Dô sprâchen Hagenen helde: „herre, lât vernemen:  
niemen lebet sô siecher, im möhte wol gezemen  
hoeren sîne stimme, dîu gêt ûȝ sînem munde.“  
„daȝ wolde got von himele“, sprach der künec, „daȝ ich sie selbe kunde.“

Dô er drîe doene sunder vol gesanc,  
alle, die eȝ hörten, dûhte es niht sô lanc,  
sie hetenȝ niht geahitet einer hande wile,  
obe er solde singen, daȝ einer möhte rîten tûsent mile.

Diu tier in dem walde ir weide liezen stêñ;  
die würme, die dâ solden in dem grase gên,  
die vische, die dâ solden in dem wâge vliezen,  
die liezen ir geverte: jâ kunde er sîner fuoge wol geniezen.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Fürwahr, er konnte sich über seine Kunst sehr freuen.

Da sprachen Hagens Helden: „Herr, meinet Ihr nicht auch?  
So siech ist doch wohl keiner, daß solcher Lieder Hauch,  
Wie seinem Mund entströmen, nicht stillte Schmerz und Klage.“  
„O hätt' auch ich“, sprach Hagen, „so hehre Himmelsgabe.“

Als er der Lieder dreie so wunderherrlich sang,  
All denen, die es hörten, schien da die Zeit nicht lang.  
Gleich einem Augenblick nur hätten sie's gefunden,  
Und wenn er auch gesungen wohl an die tausend Stunden.

Die Tiere in dem Walde die Weide ließen steh'n,  
Und das Gewürm im Grase vergaß das Weitergeh'n;  
Die Fische, die sonst munter die kühle Flut durchschießen,  
Hielten verwundert inne: sie wollten seine Kunst genießen.

Aus Gudrun's Verlobung mit Herwig:

Durch der vrouwen liebe gescheiden wart der strît.  
sich schutten ȝ den ringen die sturmmüden sît.<sup>1</sup>  
nâch harnasches râme sie wuoschen sich mit brunnen.<sup>2</sup>  
dô wârens wol getâne: man mochte in ze lebene wol gunnen.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Die Kampfesmüden zogen darauf den Panzer aus. <sup>2</sup> Von des Harnisches Schmutz wuschen sie sich mit Quellwasser. <sup>3</sup> Dann sahen sie wieder sauber aus: man mochte ihnen das Leben wohl gönnen. — Sich schutten ȝ den ringen = „sich schütteln aus den Ringen“, weil es Ringpanzer waren. Brunnen bezeichnete ursprünglich vor allem eine Quelle oder einen klarfließenden Bach, weil das Wasser namentlich einem solchen entnommen wurde.

Nachdem Gudrun zwischen Hetel und Herwig Frieden gestiftet hat, verlobt sie sich mit Herwig.

Mit lieplichen blicken er sach ir under d'ougen.<sup>1</sup> [Leugnen].  
si trüege in ime herzen, daȝ redete si vor den liuten âne lougen (ohne

<sup>1</sup> in die Augen = ins Gesicht; vergl. einem nicht mehr unter die Augen kommen.

„Geruochet\* ir mich minnen, vil schoeneȝ magedîn,  
mit allen mînen sinnen sô wil ich immer sîn,  
swie ir mir gebietet. mîne bûrge und mîne mâge  
daȝ sol iu alleȝ dienen, daȝ mich des, vrouwe, hin ze iu niht betrâge.\*\*  
Und wollet Ihr mich minnen, viel schönes Mägdelein,  
Mit allen meinen Sinnen würd' ich wohl immer sein,  
So wie Ihr mir gebietet. All meine Städt' und Leute,  
Die hätten Euch zu dienen. Wie drob mein Herz sich freute!

\* Geruhet. \*\* Euch gegenüber würde mich das nicht verdrießen.  
„mâge“ sind die ferneren Verwandten.

Sie sprach: „ich gihe<sup>1</sup> iu gerne, daß ich **iu** wese<sup>2</sup> holt.  
.... (4. Zeile): **du** solt immer haben mit mir wünne.

<sup>1</sup> Präsens von jehen = sagen. erklären, zu gestehen. <sup>2</sup> bin (Infinitiv im mhd. wesen od. sîn = sein).

Aus der Schlacht auf dem Wülpensande. Wie blutig die Schlacht ist, welche die Hegelingen den Normannen liefern, um Gudrun und die andern geraubten Jungfrauen zu befreien und die Räuber zu bestrafen, wird z. B. durch folgende Strophe veranschaulicht:

Als si daß stat erwurben, man sach des meres vluot  
von den, die dâ sturben, gevar als daß bluot  
bî in allenthalben in rôter varwe vliezen  
sô wîte, daß eþ niemen mit einem sper wol möhte überschiezen.

Als sie das Gestade erreichten, sah man des Meeres Flut  
Von denen, die dort starben, beinahe überall gefärbt  
Wie Blut in roter Farbe fließen,  
So weit, daß niemand imstande gewesen wäre, es mit einem Speer  
zu überschießen. (Man beachte die Anschaulichkeit.)

„Stat“ hängt mit „stehen“ zusammen und hat den Sinn, „was fest steht“, also das Festland. „Vluot“, ahd. fluot, findet sich in „fließen“, bezeichnet also das Fließende, ebenso das Substantiv Fluß. Ursprünglich scheint es noch eher die Bedeutung gehabt zu haben: „obenauf schwimmen, vom fließenden Wasser getrieben werden“. In diesem Sinne haben wir noch die Wörter Floß und Flotte = das Schwimmende. Es drang einst als germanisches Lehnwort in die romanischen Sprachen ein und wurde dann etwa um 1400 als Fremdwort aus dem Italienischen „flotta“ zurückentlehnt. Das Adjektiv „flott“, z. B. in „flott leben und müßig gehn“, steht natürlich damit im Zusammenhang. Es ist im 17. Jahrhundert aus der niederdeutschen Seemannssprache eingedrungen. Wer „flott“ lebt, schwimmt auf den Wogen des Lebens obenauf.

„Der tac der was zergangen“; die Nacht macht dem Kampf ein Ende. „Die grimme müelichen liezen dô den strît“ (mit Mühe: Die Heißergrimmten ließen nur ungern von dem Streit). Um der Rache Watens zu entgehen, wendet Ludwig eine List an:

Er riet in sînen listen: „nu leget iuch zetal,<sup>1</sup>  
iuwer houbet ûf die schilde, und habet grôzen schal.<sup>2</sup>  
sô mugen des niht waenen<sup>3</sup> die von Hegelingen,  
obe ich; kan gevüegen,<sup>4</sup> daß ich iuch von hinnen alsô bringe.“

Dô volgte Ludewige mâge unde man  
trumben und pusûnen lûte man vernam,  
sam daß lant dâ waere gewaltidîche ir eigen.<sup>5</sup>  
sîne starke liste begunde Ludewic dô zeigen.<sup>6</sup>

Man hörte dâ allenthalben gebraht<sup>7</sup> unde wuof.<sup>8</sup>  
 do verbôt man den kinden den weinenden ruof:  
 die des niht wolten lâzen, daž man die alle ertrancte:  
 swelhe<sup>9</sup> man dâ gehörte, daž man die in die ünde sancte.<sup>10</sup>

Swaz si gehaben mohten, daž wart in ûf getragen.<sup>11</sup>  
 si liezen dâ die tötten, die in wâren erslagen.  
 in gebrast vil vriunde: daž was in vil swaere.  
 des liezen si ir kocken hinder in dâ vil manegen laere.<sup>12</sup>

Mit alsô grôzen listen kômens ûf den sê,  
 die von Ormanie.<sup>13</sup> den vrouwen den was wê,  
 daž si verswîgen muosten daž varen von ir mägen.<sup>14</sup>  
 des westen<sup>15</sup> niht die helde, die noch ûf dem Wülpewerde lâgen.

<sup>1</sup> nieder. <sup>2</sup> und erhebt ein großes Geschrei. <sup>3</sup> so vermuten die Hegelinge wohl nicht. <sup>4</sup> falls ich es so einrichten kann. <sup>5</sup> als ob sie das Land mit (Gewalt) Heeresmacht erobert hätten und es „ihr eigen“ wäre. <sup>6</sup> Hierdurch offenbarte sich die große (List) Schlauheit Ludwigs. <sup>7</sup> Lärm, Geschrei. <sup>8</sup> Wehgeschrei, Klage. <sup>9</sup> welche immer . . . <sup>10</sup> in das Meer versenken (vergl. l'onde = die Welle). <sup>11</sup> Ihre ganze Habe wurde auf die Schiffe getragen. <sup>12</sup> Die ihnen erschlagen worden waren, die Toten ließen sie dort liegen. Mancher Freund mangelte ihnen; darob war es ihnen sehr schwer. Manches ihrer Schiffe ließen sie daher leer am Strand zurück. <sup>13</sup> Normandie. <sup>14</sup> daß sie ihren Landsleuten von der Wegfahrt keine Kunde geben konnten. <sup>15</sup> wußten.

Als die Hegelinge am Morgen die List merken, rät Wate von der doch aussichtslosen Verfolgung ab. („Waž hilfet, ob man île? — Si sint von hinnen wol drîzic mîle.“)

Das Wiedersehen. Gudrun und Hildeburg „waschen ûf dem grieze“. (Sand, Kies [vergl. mundartlich Grie], ital. greto = steiniger Sand des Ufers, frz. grès = Sandstein, grêle = Hagel. Die Bedeutung Grieß, Grießmehl erst seit dem spätmhd. [griežmë]). Herwig und Ortwin „vunden di vil armen weisen in snêwe und auch in îse.“ „Diu schoenen meidîn bidemten vor der kelte“ (bebten).

Ofte erblihte Herwîc die juncvrouwen an.  
 si dûhte in sô schoene und auch sô wol getân,  
 daž ež im in sînem herzen harte siuften brâhte.<sup>1</sup>  
 er gelîchte si ze einer, der er vil ofte güetliche gedâhte<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Daß mancher schwere Seufzer im Herzen ihm erwachte.

<sup>2</sup> Verglich er sie doch einer, an die er ach! so oft in Liebe dachte.

Juncvrouwe bezeichnete damals überhaupt eine junge „Dame“, ob diese verheiratet war oder nicht; eine etwas bejahrtere hieß vrouwe. So heißt es hier z. B. vrou swester, vrouwe Kûdrûn, vrou Hildeburc, trotzdem beide unverheiratet sind. Das Wort Jungfrau bietet uns übrigens ein Beispiel dafür, daß früher das Eigenschaftswort anders behandelt worden ist. Sowohl beim

beifügenden wie beim aussagenden Adjektiv konnte nämlich im Werfall aller Geschlechter und im 4. Falle des sächlichen die Endung weggelassen werden. Nachklänge hieran haben wir noch in: gut Wetter, lieb Mütterchen (Alfred Huggenberger: Mütterchen: „Wach auf, wach auf, lieb Mütterlein, || Du mußt es besser haben!“), klein Roland (Uhland: Herein zum Saal klein Roland tritt, als wär's sein eigen Haus), vierfältig Tuch (zur Wat), sein seufzend Mutterland, schön Suschen. Beispiele für das unveränderte nachgestellte Eigenschaftswort sind: mein Vater selig, mein Bruder hehr, aus dem Bronnen frisch, ein Schloß lustsam, meine Augen blau, ihr Sänger frei, die Wächter treu, in meinem Prunksaal reich, du Schwester mein (aus Klein Roland). In Jungfrau, Junker (junchêrre), Junggeselle, Edelmann, Edelstein, Neumann, Altmann, Altmeister, Freiherr, Schönbrunn, Kurzweil, Gelbschnabel, Wildschwein, Frohsinn, Langmut haben wir Zusammenschreibungen des unflektierten Adjektivs mit dem Substantiv.

Nachdem Ortwin und Herwig erfahren haben, wer die beiden „Waschfrauen“ sind, geben sie sich ihrerseits zu erkennen.

(Herwig.) Er umbeslôz mit armen die hêrlichen meit.  
in was ir beider maere liep unde leit.  
er kuste, in weiȝ wie ofte, die küniginne rîche,  
si unde Hildeburg, die ellenden maget minniclîche.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Die unglückliche, liebliche Maid.

Das Mhd. ellende aus dem Ahd. eli-lenti = alle Lande hat einen Bedeutungswandel durchgemacht. Es will heißen, daß jemand durch alle Länder ziehen muß, weil er, aus seiner Heimat verbannt, heimatlos, verstoßen, nirgends geduldet wird. So ist es begreiflich, daß sich daraus der Sinn „unglücklich“, ein „Unglückseliger“ entwickeln konnte. Es ist aber auch ebenso zu begreifen, daß man sich dachte, ein Verbannter, ein Heimatloser müsse ein Verbrechen begangen haben; sonst wäre er nicht verstoßen worden, und so bezeichnet „Elender“ einen schlechten Menschen.

Am folgenden Tag ist dann die Leidenszeit der Gudrun, dieser deutschen Penélope, endlich beendet.

Besitzt das Gudrunlied, die „Nebenonne der Nibelungen“, nicht deren tragische Gewalt und düstere Größe, so zeichnet es sich doch wie jenes Epos durch herrliche Einzelschilderungen aus und ist nicht weniger als das Nibelungenlied ein hohes Lied ausdauernder und unbeugsamer Liebe und Treue.

## Kunstdichtungen.

### A. Epen.

Die höfischen Kreise und der Adel bevorzugten das vom französischen Geschmack beeinflußte und die ritterlichen Sitten verherrlichende Kunstepos. „Fremdiu maere und fremde namen hât diu âventiure“, sagt Wirnt von Gravensberg im „Wigalois“. Die deutsche Sprache ist zu wenig vornehm und zu wenig ausdrucksfähig. So dichtet ein unbekannter Verfasser ums Jahr 1200:

Tiuschiu zunge diu ist arm:  
 swer darin wil tihten,  
 sol diu rede sich rihten,  
 sô muoʒ er wort spalten  
 und zwei zesamene valten.  
 Daʒ taete ich gerne, kunde ich daʒ  
 meisterlicher unde baʒ.

Begründer des höfischen Epos ist Heinrich von Veldeke; den Höhepunkt erreichte diese Dichtungsart in den Dichtungen des Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und

### Hartmann von Aue.

Diesem letzteren (ca. 1170—1210 [bis 1220]) haben wir den Erec, den Gregorius auf dem Stein, den armen Heinrich und den Iwein zu danken.

Der arme Heinrich, ein Vorfahr seines Lehnsherrn, vom Aussatz befallen, erhält den ärztlichen Bescheid, daß er nur durch das Blut einer reinen Jungfrau gerettet werden könnte. Die Tochter des Pächters will sich für ihn opfern; aber Heinrich nimmt im letzten Augenblick das Opfer nicht an. Durch das Flehen des Mägdeleins wird er dann doch gesund und heiratet seine Wohltäterin.

\* \* \*

Ein ritter sô gelêret was  
 daʒ er an den buochen las  
 swaʒ er dar an geschriben vant.  
 der was Hartman genant,  
 dienstman was er ze Ouwe.

Bezeichnend ist, daß es als etwas Außerordentliches galt, wenn ein Ritter lesen konnte. Auffällig ist auch: „daʒ er an den buochen las.“ In seinem Buche „Vom deutschen Sprachunterricht“ schreibt Hildebrand darüber: „Warum damals an, jetzt in? Das Geschriebene, Gedruckte steht doch in dem

Buche? Ja, wenn dieses geschlossen auf dem Bücherbrette steht, aber auch, wenn man darin liest? Rascher deutlich wird es bei einem brieve (auch Urkunde): in dem Briefe steht das und das, wenn er geschlossen ist; liest man ihn aber, so liegt er vor uns als Fläche, an welcher die Schrift steht, wie ein Gemälde an der Wand, nicht in der Wand (vergl. am Boden, an der Decke, am Berge, am Himmel, neben im Himmel usw.). Und so wurde denn damals auch das Buch gedacht, nicht für sich dort auf dem Brette, ohne lebendige Beziehung zum Menschen, sondern im Gebrauch, also geöffnet vor dem Leser liegend.“ Vom jungen Herrn Heinrich schreibt der Dichter:

sîn herze hâte versworn (weggeschworen.) Aus seinem Herzen hatte er valsch und alle törperheit, alle Falschheit und alle Roheit verbannt und behielt auch faste den eit fest (vollständig, ganz und gar) staete unz an sîn ende. dauernd, stets; unz = bis an

Törperheit = Dörferheit, Dorftum, also so, wie man sich in den Dörfern benimmt, wo man den „städtischen Anstand“ nicht kennt, noch „ungebildet und roh“ ist. Das Wort hat sich noch erhalten in Tölpel (Tolpatsch), eigentlich Dorfbewohner. Dessen baurisches, etwas ungeschlachtes und unbeholfenes Wesen führte dazu, dem Begriff mehr und mehr einen verächtlichen Nebensinn zu geben, und so bezeichnet „Tölpel“ nun einen ungebildeten, dummen „Kerl“.

Heinrich, der die miselsuht (den Aussatz) hat, erhält vom Arzt in Salerno den Bescheid:

ir müesent haben eine maget	
diu vollen érbaere	ehrbar, keusch
und auch des willen waere	
daž si den tôt durch iuch lite.	

bar vom Verb bérān = tragen, aus baere, ahd bari = „tragend“ entstanden, steht hier im Sinne „noch die jungfräuliche Ehre besitzend, also keusch sein“. Fruchtbar = Frucht tragend. Bahre, Bürde = was zu tragen ist, gebären = Leibesfrucht hervorbringen. Eimer = einbar = Gefäß mit einer Handhabe zum Tragen, sowie Zuber = zwibar = Gefäß mit zwei Trag-Handhaben besitzen den gleichen Stamm.

Nach Hause zurückgekehrt, erzählt er einmal den Pächtersleuten vom Bescheid des Arztes. Das Töchterchen, voll Mitleid mit dem armen Mann, entschließt sich, für den Kranken zu sterben.

dô sî cir vater füezen lac	
und auch ir muoter, sô sî pflac,	so wie sie zu tun pflegte
und sî beide entsliefen,	
manegen süft tiefen	Seufzer

holte sî von herzen.  
 umbe ir herren smerzen  
 wart ir riuwe alsô grôz  
 daž ir ougen regen begož  
 der slâfenden füeže.

Betrübnis, Schmerz

Kulturhistorisch ist interessant, daß die Pächterfamilie jedenfalls keine einschlafigen Bettten besessen hat; sonst hätte die fast erwachsene Tochter nicht zu den Füßen von Vater und Mutter geschlafen. Beachtenswert ist auch das anschauliche Bild: „daž ir ougen regen begož der slafenden füeže.“

Der Vater sucht die Tochter von ihrem Vorhaben abzubringen:

Er sprach: „tohter, dû bist ein kint  
 und dîne triuwe die sint  
 ze grôz an disen dingen.  
 du enmaht es niht für bringen  
 als dû uns hie hâst verjehen.  
 dû hast des tôdes niht gesehen.

Hingebung

du vermagst es nicht zu vollbringen,  
 was du uns hier gesagt (bekannt) hast.

Umsonst redet auch die Mutter ihrem Kinde ins Gewissen (also auch hier gibt es nichts Neues unter Sonne!).

Diu muoter weinende sprach,  
 dô sî der tohter ernst ersach:  
 „gedenke, tohter, liebež kint,  
 wie grôz die arbeite sint  
 die ich durch dich erliten hân,  
 und lâ mich bežern lôn enpfân  
 dan ich dich hoere sprechen.  
 dû wilt min herze brechen.

Mühsale, Beschwerden (vgl. Nibelungenlied)

als ich dich da anssprechen höre.

In „enpfân“ = entfân haben wir ein Beispiel der sehr häufig vorkommenden Assimilation; statt entdecken: entdecken (endecken), entbinden: entbinden (enbinden). Da vor Lippenlauten (Labialen) n häufig zu m wurde, so hat sich enpfân zu empfân (empfahen) umgebildet; aus an(e) bôž (bôžen = schlagen, stoßen, also worauf man schlägt [ane]), entstand ambôž, aus inbîž (worein man beißt), die Form imbiž.

Interessant ist dabei die Offenbarung der mittelalterlichen Geistesanschauung: das Mägdelein will lieber „rein“ sterben und sich dadurch die Seligkeit erwerben, als durch der „werlte süeze“ Gott entfremdet werden.

Der Herr Heinrich und die Pächterstochter kehren gesund zurück.

sî ist iemer ungeschrieben,  
 diu fröude die sî hâten,  
 wan sî got hete berâten  
 mit lieber ougenweide;

immer

(ausrüsten, versorgen). Als Gott ihnen diesen lieblichen Anblick verschafft hatte.

die gâben in dô beide  
 ir tohter unde ir herre  
 eȝ enwart nie fröude merre  
 danne in beiden was geschehen,  
 dô sî hâten gesehen  
 daȝ sî gesunt wâren.  
 si enwesten wie gebären. Sie wußten nicht, wie sie sich gebaren (ihrer Freude Ausdruck geben) sollten.  
 ir gruoȝ wart spâhe undersniten (sonderbar, seltsam) Ihr Gruß war von vielen eigentümlichen  
 mit vil seltsaenen siten. Gemütsbezeugungen seltsam unterbrochen.  
 ir herzeliep wart alsô grôȝ Herzensfreude  
 daȝ in daȝ lachen begoȝ  
 der regen von den ougen.

Durch die Selbstüberwindung ist Herr Heinrich leiblich  
 rein, gesund und glücklich geworden.

### Aus dem Parzival von Wolfram von Eschenbach (1175 bis etwa 1250).

Wolfram von Eschenbach, ein adeliger Franke aus Bayern (Eschenbach bei Ansbach), war ein Dichter in des Wortes eigentlichster Bedeutung. „Leien munt nie baȝ gesprach“, sagt von ihm Wirnt von Gravenberg. Da er weder lesen noch schreiben konnte,

Swaȝ an den buochen stêt geschriben,  
 des bin ich künstelôs beliben —  
 ine enkan deheinen buochstap —

pflegte er nämlich, was er dichtete zu diktieren (dictare lat. Lehnwort des 16. Jahrhunderts, daneben tihten = schreiben, schriftlich abfassen, erfinden, ersinnen). Von seinen drei Hauptdichtungen Parzival (ca. 1215), Titurel und Willehalm ist die erste weitaus die bedeutendste. Sie umfaßt 827 Abschnitte zu 30 Versen, also 24 810 Verse.

Parzivals Vater, Gahmuret, kommt schon, bevor Parzival das Licht der Welt erblickt hat, im Kampfe um. Herzeloide, die Mutter „zôch jâmers balt ûȝ ir lande in einen walt“. Dort soll Parzival aufwachsen, ohne das männermordende Waffenhandwerk kennen zu lernen. Aber der heranwachsende junge Mann schneidet selber Pfeil und Bogen und geht auf die Vogeljagd.

swenne er aber den vogel erschôȝ,  
 des schal von sange ê was sô grôȝ,  
 sô weinde er unde roufte sich.

Auf einem Weidgang begegnet er drei Rittern, die ihm in ihren strahlenden Rüstungen wie Gottheiten erscheinen: der knappe wânde sunder spot, wâhnte, Spaß (glaubte allen Ernstes) daȝ ieslicher waere ein got.

Meist durch ein folgendes, später geschwundenes j, aber auch durch w, r, l und n fanden schon vor der zweiten Lautverschiebung Konsonantenverdopplungen, Geminaten, statt. Dadurch entstand innerhalb der gleichen Wurzel ein Wechsel zwischen b : bb (p, pp), n, nn und viele andere, z. B. Knabe, Knappe; Rabe, Rappen (als Gepräge zuerst ein Rabenkopf), Han (Hahn), Henne.

Ein vierter Ritter, der den andern folgt, sagt ihm, daß König Artus die „Ritterwürde“ erteile und zeigt ihm Rüstung und Waffen. Nun will Parzival zu König Artus. Er bittet seine Mutter um ein Pferd und eine Ausrüstung.

Si dâhte: „in wil im niht versagen:  
eȝ muoȝ aber vil boese sîn.“

— — — — —  
tôren kleider sol mîn kint  
ob sîme liehnen lîbe tragen.  
wird er geroufet unt geslagen,  
sô kumet er mir her wider wol.“

Parzival nimmt Abschied; „Herzeloide“ stirbt vor „Herzeleid“, als er ihren Blicken entschwindet. Bald besteht er die ersten Abenteuer. Sigune, Herzeloides Nichte, klärt ihn über seine Herkunft auf. Nachdem er den roten Ritter Ither besiegt hat, zieht er über sein Narrenkleid dessen Rüstung an. Von König Gurnemanz, dem er seine Erlebnisse erzählt hat, wird er väterlich darauf aufmerksam gemacht:

„ir redet als ein kindelîn,  
und dann im ritterlichen Anstand unterrichtet:

ir ensult niht vil gevâgen  
— — — — —  
lât derbärme bî der vräveli sîn Laßt Erbarmen bei der  
— — — — — [Kühnheit sein  
und lât iu liep sîn diu wîp:  
daz tiwert jungen mannes lîp. das macht des jungen  
[Mannes Leben wertvoll.

In Pelrapeire befreit er die in Schönheit strahlende Königin Kondwiramur und wird ihr Gemahl. Bald will er seine Mutter aufsuchen und neue Abenteuer bestehen:

im was diu wite z'enge  
und och diu breite gar ze smal.

Dabei gelangt er auf die Gralsburg.

in enpfiegen rîter junc unt alt.  
vil kleiner junchêrrelin  
sprungen gein dem zoume sîn: gegen  
si habten sînen stegreif. Steigreif, Steigbügel.

Ein reiches Mahl findet statt; aber tiefe Trauer herrscht. Der Gastgeber, der König Anfortas, ist todwund. Durch eine einfache Frage nach der Ursache der schweren Verwundung könnte ihn Parzival von den Qualen erlösen; aber eingedenk der Mahnung des Gurnamanz unterläßt er sie, sogar auch dann, als ihm sein Gastherr ein prächtiges Schwert schenkt.

Ôwê da, er niht vrâgte dô!  
des pin ich für in noch unvrô.

Unter der Verwünschung eines Knappen verläßt er am folgenden Morgen die Gralsburg.

„Ir sult varen der sunnen ha,“ (erfahren) Ihr seid nicht wert, daß sprach der knappe: „ir sit ein gans. [euch die Sonn' bescheint. möht ir gerüret hân den flans, Mund, Maul und het den wirt gevâget! [verschmäht. vil priss iuch hât betrâget. Viel Ehr' und Ruhm habt ihr

Auf seiner Fahrt trifft er wieder Sigune, die ihn darüber aufklärt, was er versäumt hat. Durch Gawan kommt er zu König Artus und wird in dessen Tafelrunde aufgenommen. Da erscheint Kundrie, die Gralsbotin, im Kreis und überschüttet Parzival mit Schmähungen.

tavelrunder ist entnihtet: Die Tafelrunde ist entehrt,  
der valsch hât drane gepflihtet. Ein Falscher ihr angehört.

ir vil ungetriuwer gast!  
sin nôt iuch solte erbarmet hân.

gein der helle ir sit benant Ihr seid zur Hölle schon bestimmt  
ze himele vor der hôhsten hant: Im Himmel von des Höchsten Hand;  
als sit ir üf der erden, So seid Ihr's auch auf Erden,  
versinnent sich die werden. Erkennen Euch die Edeln recht. (werten)  
ir heiles pan, ir saelden fluoch, Vom Heil verbannt, vom Glück verflucht,  
des ganzen prises reht unruoch! Und alles wahren Ruhmes bar, (Vernachlässigung)  
ir sit manlicher êren schiech, Seid Ihr so ohne Mannesehr'. (schiech = scheu  
und an der werdekeit sô siech, Un an inn'rer Wûrd' so krank, [verzagt)  
kein arzet mag iuch des erneren. Daß Euch kein Arzt mehr helfen kann.

Tiefgebeugt nimmt Parzival bald Abschied. Nach vielen Jahren des Umherziehens, der Reue und des Zweifels kommt er, innerlich geläutert, wieder an den Hof des Königs Arthur. Kundrie bringt ihm die Botschaft, daß er zum Gralkönig bestimmt sei. Endlich wird er auch wieder mit Kondwiramur und ihren Kindern vereinigt.

Swes leben sich sô verendet, Wessen Leben so endet,  
da, got niht wird gepfendet Daß die Seele durch die Schuld  
der sôle durches libes schulde, Des Leibes nicht Gott entfremdet (entzogen) wird,  
und er doch der werde hulde Und der doch die Huld der Welt  
behalten kan mit werdekeit, In Ehren behalten kann,  
da, ist ein nützliu arbeit. Der hat nützliche Arbeit geleistet.

So ist Parzival durch tumpheit (Blödigkeit) und zwîvel zur saelde (Glückseligkeit) gelangt. (Vergl. Goethes Faust: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“)

**Aus Tristan und Isolde.** Von Gottfried von Straßburg  
(ca. 1215).

Auch die Sprache des dritten großen epischen Dichters ist derjenigen der Volksepen und der Hartmanns von der Aue und Wolframs von Eschenbach ähnlich. Gottfrieds Werk ist unvollendet; offenbar ist er früh gestorben. Tristan und Isolde ist wie Hero und Leander, sowie Romeo und Julia das Lied der Liebe.

Tristan ist der Sohn von Riwalîn und Blanscheflur, dem Königspaar von Parmenien. Wie sich dieser einst in die schöne Blanscheflur verliebte, erzählt Hartmann folgendermaßen:

Der gedanchafte Riwalîn  
der tete wol an im selben schin,  
dâz der minnende muot  
reht alse der frîe vogel tuot,  
der durch die frîheit, die er hât,  
ûf daz gelimde zwî gestât;

als er des lîmes danne entsebet  
und er sich ûf ze flühte hebet,  
sô klebet er mit den füezen an.  
sus reget er vedern und wil dan:  
dâ mite gerüret er daz zwî  
an deheimer stat, swie kûm eß sî,

eßn binde in unde mache in haft;  
sô sleht er danne ûz aller kraft  
dar unde dar und aber dar,  
unz er ze jûngeste gar  
sich selben vehtende übersiget  
und gelîmet an dem zwîge liget.

— — — — —  
als ergieng eß Riwaline.

Der gedankenvolle Riwalîn  
An ihm haben wir ein Beispiel,  
Daß es einem Liebenden (liebende Sinn)  
Wie einem freien Vogel ergeht.

auf den geleimten Zweig steht (mit  
[Vogelleim bestrichen]).  
(entseben = inne werden)

(umsonst, davon)  
er berührt damit den Zweig  
an irgend einem Ort, und wenn es kaum  
(der Fall) ist (wie leicht es auch sei),  
es bindet ihn und hält ihn fest;

(dahin, dorthin) her und hin und hin  
(zuletzt) bis er zuletzt [und her,  
sich kämpfend selbst besiegt  
und festgeleimt dann an dem Zweige  
[liegt.

So erging es Riwalin.

(Ausgabe von Bechstein.)

Riwalin fällt im Kampf. Blanscheflur stirbt bei der Geburt des Tristan. Dieser wird vom Hofmarschall Rual sorgfältig erzogen. Mit 7 Jahren erhält der Knabe einen „wîsen man“ als Lehrer, mit dem er in fremde Länder zieht, um fremde Sprachen zu lernen. Auch Bücher muß er zur Hand nehmen.  
„daz was sîn êrstiu kere Kehre, Wendung  
ûz sîner frîheite :  
dô trat er in daz geleite Von da an gaben ihm (unfreiwillig, aufgezwungen)  
betwungenlicher sorgen. aufgezwungene Sorgen das Geleite.

Daneben lernt er das Saitenspiel und wird in allen ritterlichen Waffenübungen unterrichtet. Als er vierzehn Jahre alt ist, kehrt er zu Rualin zurück, wird aber bald von norwegischen Kaufleuten geraubt und kommt zu seinem Oheim Marke. Erst nach vier Jahren gelingt es Rual, seinen Pflegesohn wieder zu finden. Er erzählt die Geschichte Tristans. Rual zieht hierauf mit Tristan in die Heimat und erobert sein Erbland zurück. Als er dann wieder zu Marke nach Kurneaval zurückgekehrt ist, besiegt er Morold, den Herzog von Irland, der von Marke einen großen Tribut verlangt hat, im Zweikampf, wird aber durch Morolds vergiftetes Schwert am Schenkel verwundet. Nur Morolds Schwester Isolde kann die Wunde heilen. Als Harfenspieler verkleidet, unter dem Namen Tantris, unterweist er der Herzogin Tochter, die auch Isolde heißt, gewinnt ihre Liebe und wird geheilt. Von neuem bei seinem Oheim erzählt er diesem von der Schönheit der Fürstentochter und erhält den Auftrag, für ihn um die junge Isolt zu werben. Wieder verkleidet begibt er sich nach Irland. Im Kampf mit einem Drachen büßt er fast das Leben ein. Als er von Isolde gepflegt wird, bemerkt diese zufällig die Lücke in seinem Schwerte und erkennt daraus in ihrem Gaste den Mörder ihres Oheims. Sie eilt zur Mutter.

„diȝ ist der mordaere  
Tristan, der dinen bruoder sluoc.  
nu habe wir guoter state genuoc,  
daȝ wir uns an im rechen  
und diȝ swert durch in stechen:  
eȝ enkumet uns beiden niemer baȝ.“

Gelegenheit  
es bietet sich uns nie mehr  
eine bessere Gelegenheit.

Die Mutter will nicht.

„Nein tohter“, sprach diu muoter dô,  
„eþ enstt nu leider niht alsô, angehen, sonst verstehen  
dz wir uns mgen gerechen,  
wir enwellen danne brechen  
unser triuwe und unser re.

ich hân in, swiež darzuo sî kommen,  
gänzliche in mînen fride genommen.“

Isolde lässt von ihren Racheplänen ab. Sie nimmt die Werbung für Marke an. Die Mutter übergibt Brangäne, der Kammerfrau Isoldens, einen Liebestrunk, den diese den Neuvermählten statt des Weines reichen soll. Auf der Heimfahrt trinken Tristan und Isolde den Zaubertrunk im Glauben, es sei Wein. Brangäne kommt zu spät, es zu verhindern.

„owê mir armen!“ sprach si, „owê!  
daž ich zer werlde ie wart geborn!  
ich arme, wie hân ich verlorn  
mîn êre und mîne triuwe!

ouwê Tristan unde Jôsôt,  
diž tranc ist iuwer beider tôt!“

Tristan und Isolde, in glühender Liebe zueinander entfacht, hintergehen Marke, der es lange nicht glaube kann. Endlich flieht Tristan. Um seine Liebe zu vergessen, sucht er die Neigung einer andern Isolde, der Tochter des Herzogs von Arundel, zu gewinnen. Nach und nach wird ihm diese wirklich lieb. Wie er sich dessen bewußt wird, beklagt er sich und die Geliebte. — Hier bricht die Dichtung ab. — Ulrich von Türheim (1240) und Heinrich von Freiberg (1300) haben versucht, das Werk fortzusetzen. Darnach vermählt sich Tristan mit Isolde von Arundel. In einem Zweikampfe wird er von einem giftigen Speer (!!) getroffen und siecht dahin. Er glaubt, daß nur seine erste Geliebte, die Isolde von Kurneaval, ihn heilen könnte. Auf seinen Wunsch soll man sie kommen lassen. Ein auf dem sie heranführenden Schiffe aufgezogenes weißes Segel soll von weitem ihr Herannahen verkünden. Auf Tristans Frage aber antwortet seine Gemahlin, sie sehe ein schwarzes Segel; da bricht sein Herz, er stirbt. Als Isolde von Kurneaval ihn als Leiche findet, fällt sie ohnmächtig nieder. Bald darauf stirbt sie. (Nach Marold.)

In der „Schwertleite“ macht Gottfried von Straßburg eine sehr wichtige Abschweifung und schreibt über die zeitgenössischen Dichter. So äußert er sich folgendermaßen über Hartmann von der Aue:

Hartman der Ouwaere,  
ahî, wie der diu maere  
beid' ûzen unde innen  
mit worten und mit sinnen  
durchverwet und durchzieret!  
wie er mit rede figieret (gestaltet, Figuren macht)  
der âventiure meine! (Meinung, Sinn)  
wie lüter und wie reine  
sîne kristalliniu wortelin  
beidiu sint und iemer müezen sîn!

si koment den man mit siten an,  
si tuont sich nähe zuo dem man  
und liebent rehtem muote  
swer guote rede ze guote  
und ouch ze rehte kan verstân,  
der muož dem Ouwaere lân  
sîn schapel und sîn lôrzwî.

Hartmann von der Aue  
o, wie der die Märe  
durch Form und Inhalt,  
Wort und Gedanken,  
färbt und zieret.  
Wie er durch wohlgewählte Worte  
den Sinn der Geschichte herauszuheben  
Wie klar und rein [weiß!  
sind seine kristallinen Wörter,  
nach Sinn und Schönheit stets richtig  
[gewählt!

Sie treten mit feinen Sitten an uns  
und schmeicheln sich ein [heran  
und tun dem rechten Gemüte wohl.  
Wer immer einer Rede Güte  
und ihren Sinn recht erfassen kann,  
der reicht Hartmann von der Aue  
den Ehrenkranz und Lorbeerzweig.

## Lyrik.

Der deutsche Minnegesang ist von der französischen Lyrik, die schon am Schluß des 11. Jahrhunderts in voller Blüte stand, angeregt und beeinflußt worden. Er umfaßt Natur- und Liebeslieder. Der Frauendienst, der vorzugsweise Gegenstand des Minnegesangs war, verlor unter französischem Einfluß bald seine vorwiegend ideale Natur und wurde „romantisch“. Warb früher der Mann voll Selbstgefühl und waren nur die Frauen empfindungsvoll, hingebend und besorgt, kannten nur sie den Liebeschmerz und die Liebestränen, so wurde nun die Frau zur Herrin; sie wurde die Versagende, er der Dienende, Schmachttende. Der größte Teil der „Lieder“ wurde natürlich mündlich verbreitet. Die bedeutendste Liederhandschrift ist die große Heidelberger, sogenannte Manessische Liederhandschrift, die 7000 Strophen von 140 Sängern enthält.

Minnelieder unbekannter Dichter:

Dû bist mîn, ih bin dîn:  
des solt dû gewis sîn.  
dû bist beslozz'en  
in mînem herzen.  
verlorn ist daž slüzzelin:  
dû muost immer drinne sîn.

\* \* \*

In liehter varwe stât der walt,  
der vogele schal nu doenet.

Diu wunne ist worden manicvalt.

des meien tugent kroenet.

Senede liebe: wer waer alt, Die Herrlichkeit (Vorzüglichkeit) des Mai

dâ sich diu zît sô schoenet? wird durch sehnende Liebe gekrönt.

her Meie, iu ist der bris gezalt: [(Ehre),  
der winder sî gehoenet. Herr Mai, euch gebührt das größte Lob  
Dem Winter Spott und Schande (Hohn).

### Der von Kürenberg. (Mitte des 11. Jahrhunderts.)

Klage einer Frau:

Ich zôch mir einen valken mère danne ein jâr.  
dô ich in gezamete, als ich in wolte hân,  
und ich im sîn gevidere mit golde wol bewant,  
er huop sich üf vil hôhe und flouc in anderiu lant.

Sit sach ich den valken schône fliegen:  
er fuorte an sînem fuože sîdîne riemen,  
und was im sîn gevidere alrôt gulđîn:  
Got sende si zesamene die geliep wellen gerne sîn!"

\* \* \*

Aller wîbe wunne diu gêt noch megetîn.  
als ich an si gesende den lieben boten mîn,  
jô wurbe ich, gerne selbe, waer e, ir schade niet.  
in wei, wiech ir gevalle: mir wart nie wîp alsô liep.

Die schönste aller (Jungfrauen) „Frauen“ ist noch eine Jungfrau.  
Also sandte ich einen Liebesboten zu ihr,  
Fürwahr, gelänge es mir, sie zu gewinnen, so hätte sie es nicht zu bereuen.  
Ich weiß nicht, wie ich ihr gefalle: . . . . .

Dietmar von Aist (ca. 1200).

Eþ stuont ein frouwe alleine und warte über heide unde warte ir liebes. so gesach si valken fliegen: „sô wol dir, valke, daþ du bist! du flugest, swar dir liep ist: du erkiusest dir in dem walde einen boum, der dir gevalle. alsô hân och ich getân: ich erkôs mir selbe einen man; den welten mîniu ougen. daþ nîdent schoene frouwen. owê, wan lânt si mir mîn liep? joh engerte ich ir deheiner [trûtes niet.“	blickte wartete, harrte des Geliebten. wohin Ich erkor mir einen Mann, (wählten) Der mir gefiel. Des neiden mich die schönen Frauen. O weh, warum lassen Sie mir meinen [Liebsten nicht? Begehrte ich doch auch nie ihren Trau- testen.“ (den Trautesten von irgend einer.)
--	--

\*

Ahî! nu kumet uns diu zît,  
der kleinen vogellîne sanc.  
ez gruonet wol diu linde breit,  
zergangen ist der winter lanc.  
nu siht man bluomen wol getân,  
an der heide uobent sie ir schîn  
des wirt vil manic herze frô:  
des selben troestet sich da3 mîn.

## Walther von der Vogelweide (ca. 1200).

Nur aus seinen Werken bekannt. Die einzige geschichtliche Aufzeichnung, die wir über ihn besitzen, datiert vom 12. November 1203. Unter diesem Datum hat der Passauer Bischof, Wolfger von Ellenbrechtskirchen, der nachmalige Patriarch von Aquileja, in seine Reiserechnungen einen Betrag von fünf Solidi eingesetzt, die ein Geschenk waren an den Sänger Walther von der Vogelweide (zur Anschaffung eines Pelzmantels).

## Frühling und Frauen.

Sô die bluomen ûz dem grase dringent,  
same<sup>1</sup> si lachen gegen der spileden sunnen,  
in einem meien an dem morgen fruo,  
und diu kleinen vogellîn wol singent  
in ir besten wîse, die sie kunnen:

waž wünne mac sich dâ genôzen zuo? <sup>2</sup>  
 eʒ ist wol halb ein himelrîche.  
 sulp wir sprechen, waž sich deme geliche,  
 sô sage ich, waž mir dicke baž  
 in mînen ougen hât getân  
 und taete ouch noch, gesaehe ich daʒ.<sup>3</sup>

Swâ ein edeliu schoene frouwe reine,  
 wol gekleidet unde wol gebunden,<sup>4</sup>  
 durch kurzewile zuo vil liuten gât,<sup>5</sup>  
 hovelichen hochgemuoet, niht eine,<sup>6</sup>  
 umbe sehende ein wênic under stunden,<sup>7</sup>  
 alsam der sunne gegen den sternen stât:<sup>8</sup>  
 der meie bringe uns al sîn wunder,<sup>9</sup>  
 waž ist dâ sô wunneclîches under<sup>10</sup>  
 als ir vil minneclîcher lîp?<sup>11</sup>  
 wir lâzen alle bluomen stân,  
 und kapfen an daʒ werde wîp.<sup>12</sup>

Nû wol dan welt ir die wârheit schouwen,  
 gêñ wir zuo des meien hôchgezîte!<sup>13</sup>  
 der ist mit aller sîner krefte komen.<sup>14</sup>  
 seht an in und seht an schoene frouwen,  
 wedereʒ daʒ ander überstrîte;<sup>15</sup>  
 daʒ bežzer spil, ob ich daʒ hân genomen.<sup>16</sup>  
 owê! der<sup>17</sup> mich dâ welen hieʒe,  
 deich<sup>18</sup> daʒ eine durch daʒ ander lieʒe,  
 wie rehte schiere ich danne kür!<sup>19</sup>  
 hêr Meie, ir müeset merze sîn,  
 ê ich mîne frouwen dâ verlür.

Wenn zwischen Gräsern bunte Blumen schimmern  
 Und lächelnd grüßen in der Sonne Flimmern  
 Zum blauen Maienhimmel, früh am Tag;  
 Wenn wieder Vöglein jubeln auf den Zweigen,  
 Froh, ihres Liedes Meisterschaft zu zeigen:  
 Ist eine Pracht, die dieser gleichen mag?  
 Du wandelst wie durch selige Himmelsauen —  
 Und doch, soll ich, was schöner noch zu schauen,  
 Euch nennen, was noch mehr entzückt

Mein durstig Auge,  
 Wie einst, so heute, als ich es erblickt?  
 Denkt, eine holde Frau in schönem Kleide,  
 Im blonden Haare Blumen als Geschmeide,  
 Mit andern freuen sich an Spiel und Tanz,  
 Sie wage kaum, sich flüchtig umzuschauen,  
 Umgeben sittsam rings von zücht'gen Frauen  
 Wie eine Sonne in der Sterne Kranz —  
 Und trüge auch der Mai auf seinen Händen  
 Die Wunder dieser Welt, sie uns zu spenden,  
 Ihr Liebreiz übt noch mehr Gewalt.

Lebt wohl, ihr Blumen!  
 Ich seh' nur ihre herrliche Gestalt.

Müht ihr euch stets noch um die volle Wahrheit?  
 Bring' uns des Lenzes Siegeszug denn Klarheit!  
 Mit aller Macht fährt er jetzt stolz zu Tal.  
 Betrachtet ihn und dann die holden Frauen,  
 Und prüft genau, wer schöner anzuschauen;  
 Ob ich getroffen eine gute Wahl.  
 Muß eins von beiden meine Sehnsucht stillen;  
 Laß' ich das eine um des andern willen;  
 Ob es auch schmerzt, ich wähle frei:  
 O, holde Fraue!  
 Euch laß' ich nicht, eh' würde März aus Mai.

Nach Max Nußberger.

<sup>1</sup> Und sie gleichsam. <sup>2</sup> Welche Wonne kann dem noch gleichen. . . . was mir in meinen Augen besser gefallen hat und mir auch noch besser gefiele, sähe ich es. <sup>4</sup> und das Haar bekränzt (mit schönem gebende = Kopfschmuck, Kopfbinde). <sup>5</sup> der Kurzweil wegen in große Gesellschaft geht. <sup>6</sup> sittsam, mit hohem Sinn, nicht allein. <sup>7</sup> sich bisweilen ein wenig umsehend. <sup>8</sup> wie die Sonne sich vor den Sternen abhebt. <sup>9</sup> der Mai möge uns alle seine Wunder hervorzaubern. <sup>10</sup> was ist da so Wonnereiches dabei. <sup>11</sup> als ihre liebreizende Gestalt. <sup>12</sup> gaffen, würdige (und betrachten voll Bewunderung das herrliche Weib). <sup>13</sup> geh'n wir an des Maien hohes Fest. <sup>14</sup> er ist mit aller Macht gekommen. <sup>15</sup> welches das andere (an Schönheit) überbiete. <sup>16</sup> ob ich wohl das Schönere gewählt habe? <sup>17</sup> Wenn einer. <sup>18</sup> daß ich. <sup>19</sup> Wie schnell würde ich doch das Richtige wählen.

### Maienlust.

Muget ir schouwen, waž dem meien  
 wunders ist beschert?  
 seht an pfaffen, seht an leien<sup>1</sup>,  
 wie daž allež vert<sup>2</sup>!  
 grôž ist sîn gewalt;  
 ine weiž<sup>3</sup>, obe er zoubre künne:  
 swar er vert<sup>4</sup> in sîner wünne,  
 dâ n'ist niemen alt.

Uns wil schiere wol gelingen<sup>5</sup>:  
 wir suln sîn gemeit<sup>6</sup>,  
 tanzen, lachen und singen  
 âne dörperheit.<sup>6</sup>  
 wê, wer waere unfrô?  
 sit die vogele alsô schône  
 schallent mit ir besten dône,  
 tuon wir ouch alsô!

Wol dir, meie, wie dû scheidest  
 allež âne haž<sup>7</sup>!  
 wie wol dû die boume kleidest,  
 und die heide baž<sup>8</sup>!

Wollt ihr schauen, wie dem Maien  
 Wunder hold erblühn?  
 Seht der Wandrer frohe Reihen  
 Eilen durch das Grün.  
 Frühling hat Gewalt  
 Über tausend Zauberbronnen.  
 Zieht er ein mit seinen Wonen,  
 Da ist niemand alt.

Wehmut soll uns nicht bezwingen;  
 Laßt uns fröhlich sein.  
 Laßt uns tanzen, lachen, singen —  
 Ritterlich und fein.  
 Wer ist heut' betrübt?  
 Alle Vögel jubeln wieder  
 Ihre schönsten Maienlieder.  
 Drum ein Gleiches übt!

Wohl dir, Mai! O, wie beglückest  
 Alles du mit deinem Blüh'n;  
 Wie du schön die Bäume schmückest  
 Und die Au mit deinem Grün!

diu hât varwe mē<sup>9</sup>  
 „du bist kurzer, ich bin langer!“  
 also striten s'ûf dem anger,  
 bluomen unde klê.

Überall, welch' Blütenschnee!  
 Auf dem Anger streiten um die Ehre,  
 Wer am größten, schönsten wäre,  
 Blumen mit dem roten Klee.

Nach Max Nußberger.

<sup>1</sup> leien (v. gr. lāós = Volk) = Leute aus dem Volke (sonst Nichtgeistliche, Nichtfachleute). <sup>2</sup> fährt (wie sie alle ins Freie zieh'n). <sup>3</sup> ich weiß nicht. <sup>4</sup> hinzieht. <sup>5</sup> uns wird alles wohl gelingen. <sup>6</sup> freudig, hochgemut. <sup>7</sup> ohne Art der Dörfler (bäurische Art, Tölpelhaftigkeit (Bedeutungswandel!). <sup>7</sup> Feindseligkeit. <sup>8</sup> Das alte Adverb zum Adjektiv bezzer. <sup>9</sup> Die hat jetzt mehr Farbe.

## Traumdeutung.

Dô der sumer kumen was  
 und die bluomen durch daꝫ graꝫ  
 wünnecliche ensprungen,  
 aldâ die vogele sungen:  
 dar kom ich gegangen  
 an einen anger langen,  
 dâ ein lüter brunn enspranc;  
 vor dem walde was sîn ganc,  
 dâ diu nahtegale sanc.

Bî dem brunnen stuont ein boum;  
 dâ gesach ich einen troum.  
 ich was von der sunnen  
 gegangen zuo dem brunnen,  
 daꝫ diu linde maere<sup>1</sup>  
 mir küelen schaten baere<sup>2</sup>.  
 bî dem brunnen ich gesaꝫ,  
 mîner swaere<sup>3</sup> ich gar vergaꝫ:  
 schier entslief ich umbe daꝫ.

Dô bedûhte mich zehant,  
 wie mir dienten alliu lant,  
 wie mîn sîle waere  
 ze himel âne swaere  
 und der lîp hie solte  
 gebâren, swie er wolte.  
 dâ newas mir niht ze wê:  
 got der walde's, swie'z ergê,  
 schoener troum enwart nie mî.

Gerne sliefe ich iemer dâ,  
 wan ein unsaeligu krâ  
 diu begonde schrîen.  
 daꝫ alle krâ gedîen<sup>4</sup>,  
 als ich in des günne!  
 si nam mir michel<sup>5</sup> wünne.  
 von ir schrîen ich erschrac:

wan daꝫ dâ niht steines lac,  
 sô waer eꝫ ir suonetac<sup>6</sup>.

Einstens, als der Sommer kam  
 Und die Blumen wonnesam  
 Blühten auf der Heide,  
 Da kam im Wanderkleide  
 Schlendernd ich gegangen,  
 Wo die Vögel sangen  
 Und ein laut'res Brünnlein sprang.  
 Es lief des Waldes Saum entlang,  
 Wo der Nachtigall Lied erklang.

Dort, bei einem Lindenbaum  
 Träumt ich einen schönen Traum.  
 Aus der Sonne heißem Schein  
 Entfloß ich zu dem Brünnelein  
 Unter der Linde Krone,  
 Daß ich im Schatten wohne.  
 Als ich an dem Bache saß  
 Und des Kummers ganz vergaß,  
 Schließt ich ein im grünen Gras.

Nahte mir ein Traumbild gleich.  
 Ich besaß ein mächtig Reich.  
 Meine Seele Gott zustrebte  
 Und dann himmelwärts entschwebte;  
 Doch dem Leibe ward gegeben  
 Neues, ungebund'nes Leben.  
 Alles Leid vergaß ich da,  
 Weiß der Himmel, wie's geschah,  
 Nimmer schönern Traum ich sah.

Länger hätte ich gelauscht,  
 Als dem Blätterdach entrauscht  
 Mit Gekrächz ein Rabe.  
 Daß all die Hölle habe!  
 — Ich möcht' es allen gönnen; —  
 Hätt' ich doch herrlich träumen können.  
 Nun war erschreckt ich durch ihr  
 [Schrei'n:

Hätt' ich zur Hand doch einen Stein,  
 Fürwahr ich möcht' dem Tod sie weih'n!

Wan ein wunderaltez wîp  
diu getrôste mir den lîp:  
die begonde ich eiden.<sup>7</sup>  
nû hât si mir bescheiden,  
waž der troum bediute.  
daž hoeret, lieben liute:  
zwêne und einer daž sint drî;  
dannoch seite s'mir dâ bî,  
daž mîn dûme ein vinger sî.

Doch es tröstete mich bald  
Runzelweiblein aus dem Wald.  
Als ich sie verpflichtet,  
Hat sie mir flugs berichtet,  
Was mein Traum bedeute.  
Hört nun das, ihr lieben Leute:  
„Eins“, sagte sie, „und zwei sind drei!“  
Und fügte dann noch wichtig bei,  
Mein Daumen auch ein Finger sei.

Nach Max Nußberger.

<sup>1</sup> herrliche Linde. <sup>2</sup> von bërn = (Frucht) tragen, (hervor) bringen, spenden. <sup>3</sup> Beschwerden, Kummer, Sorgen. <sup>4</sup> gedien = gedîhen (möge es allen Krähen so gehen, wie . . .). <sup>5</sup> große (sie raubte mir große Wonne). <sup>6</sup> Sühnetag. <sup>7</sup> in Eid und Pflicht nehmen (die beschwore ich, mir zu weissagen).

## Winterüberdruß.

Diu werlt was gelf, rôt unde blâ,<sup>1</sup>  
grüen in dem walde und anderswâ,  
kleine vogele sungen dâ.  
nû schiêt aber diu nebelkrâ.  
pflicht s'iht ander varwe? jâ:  
s'ist worden bleich und übergrâ.  
des rimpfet sich vil manic brâ.<sup>2</sup>

Ich saž ûf einem grünen lê;<sup>3</sup>  
da ensprungen bluomen unde klê  
zwischen mir und einem sê.  
der ougenweide<sup>4</sup> ist dâ niht mê:  
dâ wir schapel brâchen ê,<sup>5</sup>  
dâ lît nû rîfe unde snê.  
daž tuot den vogellinen wê.

Die tôren sprêchent: „snâ, snî!“  
die armen liute: „owê, owî!“  
des bin ich swaere als ein blî.<sup>6</sup>  
der wintersorge hân ich drî:<sup>7</sup>  
swaž der und der andern sî.<sup>8</sup>  
der wurde ich also schiere frî;<sup>9</sup>  
waer uns der sumer nâhe bî.

Ê dann ich lange lebt alsô,  
den krêbz wolt ich ê ežzen rô.  
sumer, mach uns aber frô!  
dû zierest anger unde lô.<sup>10</sup>  
mit den bluomen spilte ich dô,  
mîn herze swebte in sunnen hô.<sup>11</sup>  
daž jaget der winter in ein strô.<sup>12</sup>

Dem Blumengarten glich die Welt beinah,  
Grün war Wald, wohin man sah.  
Die kleinen Vöglein sangen da;  
Nun schreit die Nebelkräh: Krah, krah!  
Ob sich die Welt entfärbte? Ja!  
Sie ist nun grau, öd' fern und nah;  
Viel Brauenrümpfens drum geschah.

Ich saß auf einer grünen Höh';  
Da sproßten Blumen auf und Klee  
Zwischen mir und einem See.  
Bald schwand die Augenweid', o je!  
Wo wir Kränze brachen eh',  
Da liegt nun Eis und tiefer Schnee,  
Das tut den kleinen Vöglein weh.

Die Kinder rufen: „Schnee! Hihi!“  
Die Armen ach, wie klagen sie.  
D'rob bin ich traurig wie noch nie.  
Viel Sorg' der Winter mir verlieh;  
Sie alle jedoch und auch die  
Der andern, bald verschwänden sie,  
Wär' nur der Sommer wieder hie.

Eh' ich noch länger lebte so,  
Die Krebse äß ich lieber roh.  
Sommer, mach uns wieder froh.  
Du zierest Anger, Feld und Loo.  
Beim Blumenspiel mein Leid entfloß,  
Wie war ich damals herzensfroh.  
Nun lieg' betrübt ich auf dem Stroh.

Ich bin verlegen als Esau:<sup>13</sup>  
 mîn sleht hâr ist mir worden rû.<sup>14</sup>  
 süezer sumer, wâ bist dû?  
 já saehe ich gerne veltgebû.<sup>15</sup>  
 ê deich lange in solher drû  
 beklemmet waere, als ich bin nû,  
 ich wurde ê münch ze Toberlû.<sup>16</sup>

O ich verkomm bei dieser Ruh';  
 Verwahrlost seh' ich aus dazu.  
 Süßer Sommer, wo bist du?  
 Wärst du schon da, ich jauchzt: „Juhu!“  
 Doch jetzt, mach' ich verdrießlich: „Puh!“  
 Und kämest Sommer bald nicht du,  
 Würd' ich noch Mönch zu Toberlu.

Nach Simrock.

<sup>1</sup> blau. <sup>2</sup> manche Augenbraue. <sup>3</sup> Hügel. <sup>4</sup> Anblick, Augenfreude.  
<sup>5</sup> Da, wo wir einst zu Kränzen Blumen brachen. <sup>6</sup> Liegt mir so schwer  
 wie Blei auf. <sup>7</sup> (nicht drei, sondern) manche. <sup>8</sup> welches sie nun aber  
 auch immer sein mögen. <sup>9</sup> Ich würde alsbald frei davon. <sup>10</sup> Gebüscht,  
 Wald. <sup>11</sup> in sonn'ger Höh (ich wäre glücklich). <sup>12</sup> Strohhalm (Aber all'  
 das macht der Winter zu nichte). <sup>13</sup> (Durch das lange Liegen) sehe ich  
 so vernachlässigt aus wie Esau. <sup>14</sup> Mein glattes (schlichtes) Haar ist rauh  
 geworden. <sup>15</sup> Fürwahr, wie gern säh' ich bestelltes Feld. <sup>16</sup> Eh' daß ich  
 länger in solcher Falle, Eingeklemmt bliebe, wie ich es nun bin, Würd'  
 lieber ich Mönch zu Toberlu (damaliges, seit 1219 zu Meißen gehörendes  
 Zisterzienserkloster).

## Lob Deutschlands.

Auf- ge- sang	1. {	Ir sult sprechen: „willekommen!“	Heißt mich froh willkommen sein,
	Stollen {	der iu maere bringet, daß bin ich.	Der euch Neues bringet, der bin ich;
Ab- ge- sang	2. {	allez, daß ir habt vernomen,	Eitle Worte sind's allein,
	Stolien {	daß ist gar ein wint: nû fräget mich!	Die bis anhin ihr vernahmt: nun fraget mich.
		ich wil aber miete:	Doch ihr sollet Lohn gewähren.
		wirt mîn lôn iht guot,	Wenn ihr diesen dann nicht scheut,
		ich sag' iu vil lihete, daß iu sanfte tuot.	Will ich euch gar manches sagen, was die Herzen euch erfreut.
		seht, waž man mir êren biete!	Sagt, wie wollt ihr mich nun ehren?

Ich wil tiuschen vrouwen sagen  
 solhiu maere, daß si deste baz  
 al der werlte suln behagen.  
 âne grôze miete tuon ich daß.  
 waž wold' ich ze lône?  
 si sint mir ze hêr;  
 sô bin ich gefüege und bite si nihles mîr.  
 wan daß si mich grüezen schône.

Ich hân lande vil gesehen,  
 unde nam der besten gerne war;  
 übel müeze mir geschehen,  
 künde ich ie mîn herze bringen dar,  
 daß im wol gevallen  
 wolde fremeder site.  
 nû waž hulfe mich, ob ich unrechte strite?  
 tiuschiu zuht gât vor in allen.

Stolz will ich der deutschen Frauen  
 Ruhm verkünden, daß sie alle Welt  
 Noch viel lieber wünscht zu schauen,  
 Und ich nehm dafür nicht Gut noch Geld  
 Soll ich Lohn verlangen von den Süßen?  
 Sind sie doch zu hehr:  
 Drunn bescheid' ich mich und bitt' sie nicht um mehr,  
 Als mich freundlich stets zu grüßen.

Lande hab' ich viel gesehen,  
 Und viel Schönes sah ich allerwärts;  
 Doch es möge Übles mir geschehen,  
 Wenn sich je bereden ließ' mein Herz,  
 Daß ihm wohl gefalle  
 Fremder Lande Brauch.  
 Wenn ich zu Unrecht stritte, frommte es mir anch?  
 Deutsche Sitt' geht über alle.

Von der Elbe unz an den Rin  
und her wider unz an Ungerlant  
mugen wol die besten sin,  
die ich in der werlte hân erkant.  
kan ich rehte schouwen  
guot gelâz und lîp,  
sam mir got, sô swüere ich wol, daß hie diu wîp  
bezzer sint dann ander frouwen.

Tiusche man sint wol gezogen,  
rehte als engel sint diu wîp getân.  
swer si schiltet, der'st betrogen;  
ich enkan sîn anders niht verstân.  
tugent und reine minne,  
swer die suochen wil,  
der sol kommen in unser lant: da ist wünne vil.  
lange müeze ich leben dar inne!

Von der Elbe bis zum Rhein  
Und zurück bis her ins Ungarnland  
Mögen wohl die Besten sein,  
Die ich irgend auf der Erde fand.  
Kann ich meinem Auge wohl vertrauen,  
Art und Schönheit recht zu schauen,  
Schwür bei Gott ich, daß in deutschen Gauen  
Die liebwertesten wohl sind von allen Frauen.

Wohlerzogen ist der deutsche Mann,  
Deutsche Fraun sind engelschön und rein.

Töricht, wer sie schelten kann:  
Dieses ist die Ansicht mein.

Tugendhaftigkeit und reine Minne,  
Wer die sucht und liebt,  
Komm' in unser Land, wo es noch beide gibt:  
Lebt' ich lang nur noch darin!

Nach Simrock.

## Jugenderziehung.

Nieman kan mit gerten  
kindes zuht beherten:<sup>1</sup>  
den man z'êren bringen mac,  
dem ist ein wort als ein slac.<sup>2</sup>  
dem ist ein wort als ein slac,  
den man z'êren bringen mac:  
kindes zuht beherten  
nieman kan mit gerten.

Hüetet iuwer zungen:  
daß zimt wol den jungen.  
stôz den rigel für die tür,  
lâ kein boese wort dar für.  
lâ kein boese wort dar für,  
stôz den rigel für die tür:  
daß zimt wol den jungen.  
hüetet iuwer zungen.

Hüetet iuwer ougen  
offenbâr und tougen:<sup>3</sup>  
lânt si guote site spehen<sup>4</sup>  
und die boesen übersehen.  
und die boesen übersehen  
lânt si, guote site spehen:  
offenbâr und tougen  
Hüetent iuwer ougen.

Hüetet iuwer ôren,  
oder ir sint tôren.  
lânt ir boesiu wort dar in,  
daß gunêret<sup>5</sup> iu den sin.  
daß gunêret iu den sin,  
lânt ir boesiu wort dar in,  
oder ir sint tôren:  
hüetet iuwer ôren.

Hüetet wol der drîer  
leider alze<sup>6</sup> frîer.  
zungen, ougen, ôren sint  
dicke schalchhaft, z'êren blint.<sup>7</sup>  
dicke schalchhaft, z'êren blint  
zungen, ougen, ôren sint:  
leider alze frîer  
hüetet wol der drîer.

<sup>1</sup> hartmachen [Die Kinder gut erziehen]. <sup>2</sup> Für den ist ein Wort so viel wie ein Schlag. <sup>3</sup> heimlich. <sup>4</sup> spähen [Laßt sie nur das Gute heraus suchen]. <sup>5</sup> verunehrt. <sup>6</sup> allzu. <sup>7</sup> boshaft, zum Bösen geneigt, für Ehrgefühl nicht empfänglich.

## Der Kampf um die Krone.

Ich saz üf eime steine  
und dahte bein mit beine;  
dar üf sast ich den ellenbogen:  
ich hete in mîne hant gesmogen  
daꝝ kinne und ein mîn wange.  
dô dâhte ich mir vil ange,  
wie man zer welte solte leben:  
deheinen rât kond ich gegeben,  
wie man drieu dinc erwurbe,  
der keines niht verdurbe,  
diu zwei sint êre und varnde guot,  
daꝝ dicke einander schaden tuot;  
daꝝ dritte ist gotes hulde,  
der zweier übergulde.  
die wolde ich gerne in einen schrîn:  
jâ leider desn mac niht gesîn,  
daꝝ guot und weltlich êre  
und gôtes hulde mîre  
zesamene in ein herze komen:  
stîge unde wege sint in benomen:  
untriuwe ist in der sâze,  
gewalt vert üf der strâze:  
fride unde reht sint sêre wunt.  
diu drieu enhabent geleites niht, diu zwei enwerden ê gesunt.

deckte  
setzte  
geschmiegt  
sehr sorgfältig darüber nach,  
Doch keinen Bescheid  
Von denen keines das andere verdürbe.  
Zwei davon sind Ehre und irdisches [fahrendes] Gut,  
Die oft einander schaden.  
Die mehr wert ist als die beiden andern.  
Die hätte ich gerne in einem Schrein.  
Doch leider kann es nicht sein,  
Daß Gut und weltliche Ehre  
Und zudem Gottes Huld einkehre  
[Zusammen] in ein Menschenherz.  
Weg und Steg sind ihnen benommen:  
Untreue lauert im Hinterhalt,  
Gewaltsamkeiten gehen auf der Straße vor sich,  
Friede und Recht liegen schwer darnieder [wund].  
Jene drei finden kein Geleite, so lange die beiden nicht gesund  
werden.  
[Jene drei können nicht gedeihen, solange es mit diesen beiden  
nicht besser wird.]

Ich hörte ein wazzer diezen  
und sach die vische fliezen;  
ich sach, swaꝝ in der werlte was,  
velt unde walt, loup, rôr und gras.  
swaz kriuchet unde fluget  
und bein zer erde biuget,  
daꝝ sach ich, unde sage iu daꝝ:  
der keineꝝ lebet âne haꝝ.  
daꝝ wilt und daꝝ gewürme  
die strîtent starke stürme;  
sam tuont die vogele under in;  
wan daꝝ si habent einen sin:  
si diuhten sich ze nihte,  
sien schüefen starc gerichte:  
si kiesent küngege unde reht,  
si setzent hêrren unde kneht.  
sô wê dir, tiuschiu zunge,  
wie stêt dîn ordenunge !

rauschen  
Und sah die Fische schwimmen  
Feld, ...

Keines von ihnen lebt ohne Haß [im Frieden mit den andern]

Die streiten heftige Kämpfe untereinander aus,  
Ebenso machen es unter sich die Vögel;  
Nur in einem Punkt sind sie verständig:  
Sie würden sich als verloren [nichts] betrachten,  
Wenn sie nicht ein starkes Recht schüfen.  
Sie wählen ...

daʒ nû diu muck ir künec hât,  
und daʒ din êre alsô zergât!  
bekêrâ dich, bekêre!  
die cirkel sint ze hêre,  
die armen künegē dringent dich:  
Philippe setze en weisen üf und heiʒ si treten hinder sich.

Daß nur die Mücke ihren König hat,  
Und daß deine Ehre so vergeht.

(Kronen) Die Könige sind zu übermütig,  
und sie bedrängen dich:  
Philipp setze die Krone auf und weise sie zurück.

[„Arme künige“ heißen sie, weil der römische Kaiser deutscher Nation als das weltliche Oberhaupt der Christenheit gilt, somit auch die Könige der andern Länder (gemeint sind z. B. Richard Löwenherz von England und Philipp August von Frankreich) ihm als untergeordnet zu gelten haben.]

### Walthers Klage. (An Leopold VI. von Österreich).

Mir ist verspart der saelden tor;  
dâ stêr ich als ein weise vor:  
mich hilfet niht, swaʒ<sup>1</sup> ich dar an geklopfe.  
Wie möhte ein wunder grôezer sîn?  
eʒ regent bêdenthalben mîn,  
daʒ mir des alles niht enwirt ein tropfe.  
Des fürsten milte üʒ Österrîche  
frôut dem süezen regen geliche  
beidiu liute und auch daʒ lant.  
er ist ein schoene wol gezieret heide,  
dar abe man bluomen brichet wunder:  
und braeche mir ein blat dar under  
sîn vil milte rîchiu hant,  
sô möhte ich loben die süezen ougenweide.  
hie bî sî er an mich gemant.<sup>2</sup>

Mir ist versperrt des Glückes Tor.  
Als Waise stehe ich davor;  
Nichts hilft mir all mein ungeduldig Klopfen.  
Geht es mir nicht recht wunderlich?  
Es regnet reichlich rings um mich;  
Doch mir trifft es nicht einen Tropfen.  
Dem süßen Himmelsregen gleich  
Labt unser Fürst aus Österreich  
Freigebig seine Leut', sein Land.  
Er ist wie eine bunte Frühlingsheide,  
Wo man nach Herzenslust sich Blumen pflückt.  
Und brâch' ein Blättlein seine milde Hand,  
Ein einz'ges mir aus all der Augenweide,  
Ihn preisend, dankt ich hoch beglückt.  
Weiß er wohl auch, daß Not mich drückt?

Nach Max Nußberger.

<sup>1</sup> wie sehr ich auch. <sup>2</sup> hiermit sei er an mich gemahnt.

### Bitte an Friedrich II.

Von Rôme vogt, von Pülle künec,  
lât iuch erbarmen,  
daʒ man mich bî rîcher kunst lât  
alsus armen.  
gerne wolde ich, möhte eʒ sîn, bî  
eigem fiure erwärmen.  
Zâi! wiech danne sunge von den vogellinen  
von der heide und von den bluomen, als ich wilent<sup>1</sup> sanc!  
swelch schoene wîp mir denne gaebe  
ir habedanc,  
der lieze ich liljen unde rôsen üz  
ir wengel schînen.<sup>2</sup>

Schirmvogt von Rom, Apuliens König,  
habt Erbarmen,  
Laßt nicht bei reicher Kunst mich  
so verarmen;  
Gern möcht am eig'nem Herde ich  
erwärmen.  
Dann säng ich von den Vöglein wieder  
Und von der Blumenpracht der Heide,  
Und dankt's mir eine holde Frau voll  
Freude,  
So weiht' ich ihr die schönsten Lie-  
der.

Sus kume ich spâte und rîte fruo: Nun komm' ich spät und reite früh,  
 „gast<sup>3</sup>, wê dir, wê!“ ein armer Gast, o weh!  
 sô mac der wirt<sup>4</sup> wol singen von Doch gern besäng im eig'nen Heim  
 dem grüenen klê. ich Lenz und Blütenschnee.  
 die nôt bedenket, milter künec, da; O Herr, denkt mein, euch lohnet dann  
 iuwer nôt zergê.<sup>5</sup> des Glückes Fee.

Nach Simrock.

<sup>1</sup> ehedem. <sup>2</sup> der ließe ich Lilien und Rosen aus den Wangen scheinen.  
<sup>3</sup> Fremdling. <sup>4</sup> Hausherr. <sup>5</sup> denkt an meine Not, milder (gütiger, frei-  
 gebiger) König, daß dann eure Not auch vergeh'. (Friedrich II. stand im  
 Kampf mit Kaiser Otto IV. und später mit den Päpsten.)

### Das Reichslehen.

Ich hân mîn lêhen, al die werlt,	Ich hab' mein Lehen! Alle Welt, ich
ich hân mîn lêhen!	hab' mein Lehen!
nû enfürhte ich niht den hornunc	Nun trotz' ich aller rauhen Winter-
an die zêhen	stürme Wehen,
und wil alle boese herren deste	Will vor des Geizes Türen bettelnd
minre <sup>1</sup> flêhen.	nimmer stehen.
Der edele künec, der milte künec	Des edeln Königs milder Hand dank'
hât mich berâten,	ich dies alles.
da; ich den sumer luft und in dem	Im Sommer werd' ich kühl und warm
winter hitze hân.	im Winter liegen;
mîn nâchgebûren dunke ich vîrre <sup>2</sup>	In meiner Nachbarn Achtung bin ich
ba; getân:	hoch gestiegen,
si sehent mich niht mîr an in	Die mich für einen Narren hielten
butzen wîs <sup>3</sup> , alsô si tâten.	besten Falles.
Ich bin ze lange arm gewesen ân	Zu lange lag ich in der Armut bitt'rer
mînen danc.	Haft;
ich was sô volle scheltens, da; mîn	Vergiftet war das heiße Wort der
âten stanc <sup>4</sup> :	Leidenschaft.
da; hât der künec gemachet reine,	Dank dir, o König, hat mein Lied
und dar zuo mînen sanc.	nun wieder reine Kraft.

Max Nußberger.

<sup>1</sup> Steigerung des Adjektivs: lützel; minner, minre; minnest, min(ne)ste (mindeste!); hier adv. = weniger. <sup>2</sup> adj. = fern, adv. = von fernher, von weitem (hier = viel). <sup>3</sup> als einen Popanz. <sup>4</sup> daß mein Atem stank (daß ich durch die Art, wie ich redete, ein rechter Stänker war).

### Einst und jetzt.

Owê, war sint verswunden alliu wohin	
mîniu jâr!	
ist mir mîn leben getroumet oder	
ist e; wâr?	
da; ich ie wânde, da; iht waere,	War das, von dem ich wâhnte, daß
was da; iht?	es etwas wäre, wirklich etwas?
dar nâch hân ich geslafen und en-	
wei; es niht.	

nû bin ich erwaht und ist mir unbekant,  
 daß mir hie vor was kündic als mîn ander hant.  
 liut unde lant, dâ ich von kinde bin erzogen,  
 die sint mir frömde reht, als ob eß sî gelogen.  
 die mîne gespilen wâren, die sint verdrlossen  
 traege und alt.  
 vereitet ist daß velt, verhouwen ist der walt:  
 wan daß daß wazzer fliuet, als eß wilent flôz,  
 für wâr, ich wânde mîn unglücke wurde grôz.  
 mich grüejet maneger trâge, der mich kande ê wol.  
 diu werlt ist allenthalben ungenâden vol.  
 als ich gedenke an manegen wünneclichen tac,  
 die mir sint enpfallen gar als in daß mîr ein slac:  
 iemer mîre ouwê!  
 Owê, wie jaemerliche junge liute tuont!  
 den unvil riuwecliche ir gemüete ê stuont,  
 die kunnen nû wan sorgen: wê, wie tuont si sô?  
 swar ich zer werlte kêre, dâ ist nieman frô:  
 tanzen, singen, daß zergât mit sor- gen gar:  
 nie kristenman gesach sô jaemer- liche schar.  
 nû merkent, wie den frouwen ir gebende stât;  
 die stolzen ritter tragent dörper- liche wât.  
 uns sint unsenfte brieve her von Rôme komen:  
 uns ist erlonbet trûre und fröude gar benomen.  
 daß müet mich inneclichen [wir lebten ie vil wol],  
 daß ich nû für mîn lachen weinen kiesen sol.  
 die wilden vogele betrüebet unser klage:

Das, was ich vorher wie meine andere Hand kannte.  
 wo ich von klein auf aufgewachsen bin  
 [verbrannt] Verwüstet ist.. abgeschlagen  
 Wenn nicht das Wasser flösse, wo es einst auch geflossen ist,  
 So würde für mich wahrlich das Leben noch trauriger.  
 mürrisch, lässig; kannte  
 Unheil, Mühsal, Elend  
 Wenn  
 Die sind für mich verschwunden, wie im Meer ein Schlag verschwindet.  
 [ohne viel Betrûbnis] Die einst sehr fröhlichen Sinnes waren,  
 niuwan = nichts als  
 Wohin ich auch immer schaue,  
 Sogar das Tanzen und Singen gehen in Sorgen auf  
 jammervolle  
 Haarschmuck [Gebinde]  
 bäuerische Kleidung  
 ganz und gar, vollständig.  
 Das schafft mir großes Leid wählen

wā̄ wunders ist, ob ich dâ von vil Ist es da ein Wunder, daß ich des-  
gar verzage? — wegen sehr verzagt bin?

wā̄ spriche ich tumber man durch  
mînen boesen zorn?

swer dirre wünne volget, der hât Wer der Wonne dieser Welt folgt, der  
jene dort verlorn: hat jene [des Himmels] verloren.  
iemer mère ouwê!

Owê, wie uns mit süezen dingen ist O weh, wie sind vergiftet uns des  
vergeben!

ich sihe die gallen mitten in dem  
honege swaben:

die werlt ist üzen schoene, wîz, grüen  
unde rôt,

und innen swarzer varwe, vinster finster wie der Tod  
sam der tôt.

swen si nû habe verleitet, der verleitet [irre geführt].  
schouwe sînen trôst:

er wirt mit swacher buoze grôzer  
sünde erlöst.

dar an gedenkent, ritter! ēz ist  
iuwer dinc:

ir tragent die liehten helme und  
manegen herten rinc,

dar zuo die vesten schilte und diu  
gewihten swert.

wolte got, waer ich dèr sigenünfte Sieges [Siegnehmens] wert  
wert!

sô wolte ich nôtic man verdienen dürftig, arm  
rîchen solt.

joch meine ich niht die huoben noch Doch Huben [Heimwesen]  
der hêrren golt:

ich wolte saelden krône êweclichen Seligkeit, Glückes  
tragen:

die möhte ein soldenaere mit sîme  
sper bejagen.

möht ich die lieben reise gevaren  
über sê,

sô wolte ich denne singen wol, und  
niemer mère ouwê.

niemer mère ouwê!

Die Klage, welche hier von Walther von der Vogelweide über das Rittertum angestimmt wird, hatte bald noch mehr Berechtigung. Immer tiefer sank die Ritterschaft, immer mehr wuchs das Ansehen des Bürgerstandes. Das Minnelied, ursprünglich nur die Verherrlichung der Liebe, wurde zum Minnespiel, verlor jeden sittlichen Ernst und damit auch seine Daseinsberechtigung. An die Stelle der ritterlichen Minnesänger traten

die bürgerlichen Meistersänger, die namentlich Gedichte religiösen Inhalts verfaßten [1300 — 1500]. Mehr und mehr verbreitete sich auch die Volksposie.

### Werner von Teufen (am Irchel; ca. 1220).

Vröut iuch beide, junge und alt:  
Winter kalt  
hinnen ist gescheiden;  
schouwent an den walt:  
Velt und anger stet bekleit,  
bluomen breit,  
siht man uf den heiden;  
daʒ ist mir geseit;  
Bluomen wîʒ  
dur grueniu rîs  
brehent unde smierent<sup>1</sup>:  
iuch zierent,  
ir jungen, niht ane vliʒ!

<sup>1</sup> = smielen(t) = lächeln.

### Hadlaub (etwa 1300—1340).

(In der Manesse'schen Sammlung 52 seiner Lieder.)

Swem ist mit edelem sange wol,  
des herze ist vol  
gar edeler sinne.  
sanc ist ein sô gar edeleʒ guot:  
er kumt von edelem sinne dar.  
dür frouwen clâr  
dür edel minne,  
von dien zwein kumt sô hôher muot.  
waʒ waer diu welt, enwaern wip nicht sô schoene?  
dür sî wirt sô vil süeʒekeit,  
dür sî man wol singt unde seit  
sô guot gereit (bereit[et])  
und süeʒ gedoene:  
ir wunne sanc ûz herzen treit.

### Aus „dem Renner“ (1296 — 1300).

Lehrgedicht von Hugo von Trimberg (Schulmeister in Teuerstadt, Vorort von Bamberg). Das Gedicht durchgeht die verschiedenen Gebiete des menschlichen Lebens mit Lob und noch häufiger mit Tadel. Trotz dem geringen poetischen Wert erfreute es sich wegen seines allgemeinen Inhaltes und der volkstümlichen Haltung lange Zeit großer Beliebtheit. Gegen 50 Handschriften.

### Von manigerleie sprâche.

Swert tiutsche wil eben tihten,  
der muoʒ sîn herze rihten  
ûf manigerleie sprâche.  
Swert wênt, daʒ die von Ache  
reden als die von Franken,  
dem sûln die miuse danken.  
Ein ieglich lant hât sînen site,  
der sînem lantvolke volget mite:  
an sprâche, an mâʒe und an gewande  
ist underscheiden lant von lande.  
Der werlte dinc stêt über al  
an sprâche, an mâʒe, an wâge, an zal.

Redeweisen  
wähnt, Aachen

der soll sich Dank bei den Mäusen holen.

Überall sind die weltlichen Verhältnisse gestellt auf die Sprache, das Maß, das Gewicht und die Münze.

Ein jeglich mensche sprichet gern  
die sprâche, bî der eȝ ist erzogen:  
sint mîniu wort ein teil gebogen  
gein Franken, nieman sî daȝ zorn,  
wenne ich von Franken bin geborn.  
Ouch sol man noch besunder danken  
eins sprichwortes allen frumen Franken:  
man sprichet gern, swen man lobet hiute,  
er sî der alten frenkischen liute.

Die wâren einveltic, getriuwe, gewêre;      wehrhaft, zuverlässig  
wôlte got, daȝ ich alsam wêre!  
sîn vaterland nieman schelten sol,  
sînen wirt, sînen herren: daȝ zimt wol,  
ist aber niht tugent in den drîn,  
schiltet man si denne, daȝ lâȝe ich sîn,  
Frankenland hât êren vil.

Griechisch sei „aller sprâche lêrerîn“, jüdisch der „sprâche  
muoter über alliu land“, lateinisch aber „aller sprâche künigîn  
über alle die werlt.“

Swâ diȝ buoch vert durch diu lant  
in Swâben, in Düringen, in Beiern, in Franken,  
da sôln tiutsche liute danken  
mîner sôle mit irm gebete,  
mit almuosen, mit anderre guotete,  
daȝ ich vil fremder lêre in hân  
in **tiutscher** zungen kunt getân,  
die manic jâr vor und dennoch hiure  
in tiutscher sprâche wâren tiure.

## Aus dem „Edelstein“.

### Von dem ende diss buoches.

„Der Edelstein“ ist eine Sammlung von 100 Fabeln des Predigermönches Ulrich Boner, der von 1324—1349 urkundlich als in Bern lebend nachgewiesen ist. Dieses Fabelbuch erfreute sich großer Beliebtheit; es wurde 1461 als das erste deutsche Buch gedruckt, dessen Druckjahr bekannt ist.

Hundert bîschaft<sup>1</sup> hab ich geleit  
an diȝ buoch, die nicht bekleit  
sint mit kluogen worten:  
einvalt an allen orten  
und ungezieret sint mîn wort,  
doch hânt si kluoger sinnen hort.

Ein dürre schal dik in ir treit<sup>2</sup>  
 ein kernen grôzer süezekeit;  
 ein kleiner garte dik gebirt  
 die vrucht, der man getroestet wirt.  
 Slechtiu wort und slecht geticht  
 diu lobt man in der welt nu nicht.

Wels wort krump sint gevlochten,  
 der hât nu vast gevochten.<sup>3</sup>  
 Wem slechtiu<sup>4</sup> wort niut nütze sint,  
 kein nutz er von den krumben nimt.  
 Eþ predigt manger hôhen rât,  
 der doch sich selben nicht verstât.  
 Der wol daþ swert gebrûchen kan,  
 dem ist eþ nütz: vil manig man,  
 treit sper, meþzer unde swert,  
 diu doch sint kleines nutzes wert  
 in sîner hant. Ein ende hât  
 daþ buoch, daþ hie geschriben stât.

<sup>1</sup> Gleichnisse, Fabeln, lehrhafte Erzählungen (habe ich in diesem Buche niedergelegt). <sup>2</sup> Eine dürre Schale trägt oft ... in sich. <sup>3</sup> Wessen Worte krumm geflochten sind, der hat nun fest gefochten: es wird nur dessen Rede beachtet, der in möglichst gewundener und gezielter Weise sich ausdrückt. (Boner stellt damit den gesuchten, unnatürlichen Wörtern und Wendungen sein einfaches, volkstümliches, schweizerisch gefärbtes Deutsch gegenüber.) <sup>4</sup> schlicht.

### Aus dem Vorwort zu dem „Buch der Natur“.

(Prosa-Werk 1349/50 mit Vorrede in Versen.)

Wie eines vollendet schönen Weibes Wert nicht vom Kleide abhängt, so bleibt auch wahre Erkenntnis und Wissenschaft dieselbe, in welcher Sprache man sie auch darstelle. Der Gedanke liegt aber im Herzen verschlossen, und nur rechte Rede kann das Schloß völlig öffnen.

Eþ sprichtet manig man,  
 mein tummer sin sei<sup>1</sup>, daþ ich trag  
 die kunst von lateinischer sprâch in däutscheu wort behülltet<sup>2</sup>.  
 ich würk daþ ich dâ kan;  
 wen des verdrieþ, der sei ân clag<sup>3</sup>  
 und vlieh mein wunderleicheu werch, seit im dar ab nu wülltet.<sup>4</sup>

Eþ truog Jeronimus  
 von hebraisch in lateines wort  
 ganz waþ diu wibel sinnes hât<sup>5</sup> und auch von andern zungen;  
 sam truog Boethius  
 von kriechisch in lateines hort<sup>6</sup>  
 mit fleiþ waþ Aristotiles het in die kunst gedrungen.<sup>7</sup>

Alsô trag ich ain puoch  
von latein in däutscheu wort,  
daž hât Albertus maisterleich gesamnet von den alten.  
gelust dich des, daž suoch:<sup>8</sup>  
ež ist von manger dingen hort,  
diu uns gar wirdicleichen sint in der nâtûr behalten.<sup>9</sup>

Von Konrad v. Megenberg (1309—1374).

<sup>1</sup> mein dummer Sinn sei (es sei ein Zeichen von Beschränktheit).  
<sup>2</sup> in die Hülle deutscher Worte. <sup>3</sup> der sei ohne Klage (der beklage sich nicht). <sup>4</sup> und flieh' mein wunderbares Werk, da ihm darob nur ekelt. <sup>5</sup> den ganzen Inhalt der Bibel. <sup>6</sup> in den lateinischen Wortschatz. <sup>7</sup> was Aristoteles in die Kunst (Wissenschaft) zusammengedrängt hatte. <sup>8</sup> so sieh' es durch. <sup>9</sup> Es ist darin ein Schatz von vielen Dingen, die uns gar herrlich in der Natur aufbehalten sind.

Das Buch der Natur ist besonders deswegen wichtig, weil durch dasselbe die Alleinherrschaft der lateinischen Sprache in der Wissenschaft angefochten wird. Es war in zahlreichen Handschriften verbreitet und wurde schon 1475 gedruckt.

**\* Aus Halbsuters Sempacherlied** (zirka Mitte des 15. Jahrhunderts).

2. Es kam ein Herr gezogen von Wilisouw  
uß der statt,  
Da kam ein imb geflogen, in d'linden er Bienenschwarm  
g'nistet hat,  
He, der im an'n wagen flog,  
Als derselbig herr wol für die linden zog. an der Linde vorbei
3. „Das dütet frömde geste“, so redt der  
gmeine man.  
Da sach man, wie die veste dahinden Festung, brannte  
z'Wilisouw brann.  
He, si redtend uß übermuot:  
„Die Schwizer wend wir töten, das jung  
und alte bluot!“
4. Sie zugend mit richem schalle gen Sursee mit klingendem Spiel  
in die statt,  
Dieselben herre alle, so da die landschaft  
hatt.  
„He, und kost es lib und leben,  
Die Schwizer wend wir zwingen und inen  
einen herren geben!“
5. Sie fiengend nun an ziehen mit ir kost- Gewand, Rüstung  
lichen wat,  
Des völklin fieng an fliehen gon Sempach  
in die statt,  
He, das uf den äckern was; war  
Den herzog sach man ziehen mit einem  
heer, was groß.

6. Was frowen sie begriffend, sie namens Die Frauen, welche sie ergreifen konnten,  
 zuo der hand,  
 Hand inen abgeschnitten ob dem gürtel  
 ir gewand,  
 He, und ließend's so lasterlich stan, schmählich  
 Da batens gott von himmel, er sötts nit  
 ung'rochen lan!
- — — — —
18. Si bundend uf ir helme und woltend's  
 fürhin tragen; vorwärts  
 Vo'n schuocher huwend s' d'schnäbel, man  
 hett gefüllt zwen wagen.  
 He, der adel wolt vornen dran,  
 Die armen gmeinen puren, die muoßtend  
 dahinden stan.
- — — — —
27. Des adels heer was veste, ir ordnung dick  
 und breit,  
 Verdroß die fromen geste. Ein Winkel-  
 ried, der seit:  
 „He, wend ir's g'nießen lan  
 Min arme kind und frouwen, so wil ich  
 ein frevel b'stan.
28. Trüwen, lieben Eidgnossen, min leben  
 verlür ich mit;  
 Si hand ir ordnung bschlossen, wir mö-  
 gend's in brechen nit:  
 He, ich wil ein inbruch han,  
 Des wellind ir min geschlechte in ewikeit  
 genießen lan!“
29. Hiemit do tet er fassen ein arm voll  
 spießen b'hend,  
 Den sinen macht er ein gasssen, sin leben  
 hat ein end.  
 He, er hat eins löwen muot,  
 Sin tapfer, manlich sterben was den vier  
 waldstetten guot.
30. Also begonde brechen des adels ordnung  
 bald  
 Mit houwen und mit stechen. Got siner  
 selen walt!  
 He, wo er das nit het getan,  
 Müoßt menger frome Eidgnosse sin leben  
 verloren han.

\* Aus „Isenhofers Schmachlied auf die Eidgenossen“.

1443. Isenhofer, ein Österreicher, war Vogt in Feldkirch.

1. Woluf, ich hör ain nüw gedön,  
der edel vogel sang!  
ich trüw, es kom ain ganze schön,  
unwetter hat sin gang  
gerichsnet uf der haide,  
die bluomen sint erfroren.  
dem adel alls ze leide  
hand puren zesamen geschworen.
2. Die wulken sind zeberg gedruckt:  
das schafft der sunnen glanz.  
den puren wirt ir gwalt gezuckt:  
daz tuot der pfawenschwanz.  
Blüemi, laß din lüejen!  
gang hain, hab din gemach,  
es gerät die Herren müejen,  
trink uß dem mülibach!
3. Belilibist du dahaima,  
da hetist guoti waid,  
dich betrüepti nieman  
und beschäch dir nüt zelaid!  
du gerätst zewit ußbrechen,  
das tuot dem adel zorn;  
last nit von dinem stochen,  
man schlecht dich uf die horn!
4. Du hast ain fart din Schwanz gereckt  
hin an den Zürichsee.  
damit so hast du sie erschreckt,  
die schmach, die tuot in we!  
wer nun den andren hab betrogen?  
ich reden als die toren:  
mich dunkt, der pund hab sich  
gebogen,  
den sie hand zsamen geschworen.
5. Nun luogend zuo üch selber,  
Zürich, in üwer statt  
da lüejend küe und kelber,  
wie man's verboten hat!  
rütend uß den grunde,  
der das unkrut gebirt!  
ir gelebend noch die stunde,  
daß es üch fröwen wirt.
6. Die puren tribend wunder,  
ir übermuot ist groß!  
Schwiz und Glaris bsunder,  
nieman ist ir genoß.  
si tragend iez die krone  
für ritter und für knecht;  
wirt in nun der lone  
das ist nit wider recht.
- ich traue, ich hoffe  
Ein Unwetter hat auf der  
Heide seine „Rache“ ausgelassen (?)
- in die Höhe gedrängt
- Pfauenschwanz (Zeichen für) = Österreich.  
Blüemi (Kuhname) = Schweizerkuh; Brüllen  
hei = heim, halt dich ruhig,  
Verzichte darauf, die Herren zu belästigen,
- fängst an  
verursacht
- schlägt  
auf einem Kriegszug, einmal
- ihnen
- wie
- Da brüllen . . (eidgenössisch Gesimte  
Wie sehr man es
- Ihr werdet noch die Stunde erleben,  
treiben es außerordentlich, tun sehr groß
- Niemand ist ihnen ebenbürtig (ist wie ihresgleichen)
- Wird ihnen  
So ist es nichts als recht

7. Ich mein iez die von Berne:  
 tuond ouch, als üch denn dunkt:  
 „uns zündt ain nüwer sterne,  
 haiter ist sin funk!“  
 ir haind vil mengen puren,  
 gewunn es sinen gang,  
 si brächen üch durch die muren,  
 si sparten es nit lang.

— — — — —  
 27. Man hat in lang vertragen  
 gewalt und übermuot:  
 ain fürsten haind's erschlagen,  
 darzuo mäng edel bluot,  
 vertriben sind die fromen  
 als von der puren spot,  
 das ir haind's ingenomen,  
 nun helf's uns rechen got!

Ihr Berner tut auch, als ob euch  
 ein neuer Stern zündete! Aber ihr  
 habt viele Bauern, die, wenn es  
 so fortginge, euch bald durch  
 eure eigenen Mauern brechen  
 würden.

Ihre Besitzungen haben sie eingenommen  
 rächen.

**\*Das alte Tellenlied.** (Wahrscheinlich aus dem Jahr 1474).  
 (Darnach wäre Uri das Stammland der Eidgenossenschaft.)

Von der eidgnoschaft so wil ich heben an,  
 desglichen hort noch nie kein man;  
 in ist gar wol gelungen,  
 si hand ein wisen festen pund;  
 ich wil üch singen den rechten grund,  
 wie die eidgnoschaft ist entsprungen.

hörte  
 ihnen  
 Bund

Ein edel land, guot recht als der kern,  
 das lit beschlossen zwüschen berg  
 vil fester dann mit muren.  
 Do huob sich der pund zum ersten an,  
 si hand den sachen wislich getan  
 in einem land, heißtt Ure.

Nun merkent, lieben herren guot,  
 wie sich der pund zuom ersten anhuob,  
 und land üch nit verdrießen:  
 wie einer muoßt sim eignen sun  
 ein epfel ab der scheitel schon  
 mit sinen henden schiessen.

Der landvogt sprach zuo Wilhelm Tell:  
 „nun luog, daß dir din kunst nit fel,  
 und vernim min red gar eben:  
 triffst du in nit am ersten schutz,  
 fürwar es bringt dir kleinen nutz  
 und kostet dir din leben.“

ganz genau

Do bat er got tag und nacht,  
 daß er den epfel zum ersten traf;  
 es kond si ser verdrießen.  
 Das glück hatt er von gotes kraft,  
 daß er von ganzer meisterschaft  
 so hoflich konnte schiessen.

(!)

geschickt

Alsbald er den ersten schutz hat gtan,  
ein pfil hat er in sin göller getan:  
„hett ich min kind erschossen,  
so hatt ich das in minem muot —  
ich sag dir für die warheit guot —  
ich wölt dich han erschossen.“

Domit macht sich ein großer stoß,  
do entsprang der erst eidgenoß,  
si wolten die landvögt vertrieben;  
die schüchten weder got noch fründ:  
wenn eim gefiel wib oder kind,  
so woltend si muotwill triben.

Übermuot tribend si im land —  
böser gwalt der wert nit lang —  
also findet man's verschrieben.  
Das hand des fürsten vögt getan,  
drum ist er umb sin herrschaft kan  
und us dem land vertrieben.

Also meld ich üch den rechten grund:  
si schwuoren alle ein trüwen pund,  
die jungen und auch die alten.  
Got laß si lang in eren stan.  
fürbaß hin als noch bishar:  
so welln wir's got lan walten!

Streit, Aufruhr

cha = gekommen

fürderhiu noch (besser) mehr als bis jetzt.

\* Aus W. Oechsli: Quellenbuch zur Schweizergeschichte. Verlag:  
Schultheß u. Co., Zürich.

## Aus der Chronik des Laurencius Boßhart.

(Chronik 1529—1532 abgefaßt.)

(Dieser war vor der Einführung der Reformation Chorherr auf dem Heiligberg bei Winterthur; † 1532.) — Herausgegeben von Dr. Kaspar Hauser, Winterthur. Basel 1905. Basler Buch- und Antiquariatshandlung.

**Die pestilenntz regiert.** In dem jar (gemeint ist 1519) was ein grosser sterbet ze Winterthur an der pestilenntz und stürbend by fünfhundert menschen, jüng und allt. (Winterthur hatte damals etwa 2500 Einwohner.)

**Von der ersten ee der priester.** [1524] Alls nün die mess und das fegfür abbganngen und man geflissen was, das gotswort ze lesen, kam auch das herfür, das die priester sollten eefrowen han. Do hat her Mathis Hirsgarter, pfarrer zü Winterthür, anno 1524 vor der faßnacht ein öffentlich hochzit mit seiner eefrowen; die was vom geschlecht ein Kellerin von Oberwinterthür. Und demnach alle priester, so ze Winterthür in der statt und uff dem lannd waren, griffend zür ee. Etlich namend ir metzen;

ettliche muoßtend by verlierung irer pfründen die metzen von inen thuon oder sy zur ee nemen; dann die oberhand wolt han, das die priester unstraefflich wärynnnd.

**Von einer großen widerwetickeit.** [Deutscher Bauernkrieg 1525].

Anno domini 1525 glich nach dem nüwen jar hat angefanngen ein ungehörte empörung und ufruor unnder den püren in allem tütschen lannde, namlich im Frannckenland, Schwabenlannd, Thüringen, Sachsen, Peyern, Elsaß, auch im Kleckew (Klettgau) wider ire herren und obern, geistlicher und weltlicher, der meynüng, das sy nieman zins noch zaechenden geben und gar nieman gehorsam sin wollten. Wie wol im anfang ir anschlag ein hüpsch ansehen hat, ze leben nach dem evangelio, das alle ding gmain sollten sin, und das wir alle mit einander brueder und schwestern wärind, einen gott, der unnsrer vatter und her wäre, hettend. Damit ward der welt vil gwünnend lüt und land, zerbrachend vil clöster und mechtiger schlösser; aber all ir sach nam ein bloß ennd; dann sy bliben nit uff irem ersten fürnämen, das sy weltind leben nach dem evangelio. [Folgen noch andere Abschnitte].

**Vom Züricher läger ze Capel.** [1529]. Item man hat niemand gestattet roübens oder undertribens der früchten uff dem feld, es syg höw, korn, haber und annders der fründen oder fygenden. Unnsere herren hand oüch essen und trincken gnuog in das läger gefertiget, ... und zürichwins gnuog umb ein zimlichen pfening. Aber mit dem trincken fürkommen, das yederman sin anzal wins zür notdürfft würde, damit verhuet, das nieman unbillich in trünckenheyt handlete, daruß unfrid enntsprünge.

**Aus zwei zeitgenössischen Gedichten:** [Die Krieger aus den V Orten „truogend tannestli mit krys an iren parettten.“]

Tannast im huot  
tribt übermuot,  
tuot niemer guot!  
es straf dann d'ruot  
das unrecht guot,  
oüch ellennd bluot  
mit schwert und gluot.

Mich macht graw,<sup>1</sup> das der pfaw  
und der stier  
oüch sünst vier  
sind vereint.  
wer hets gemeint?  
[die doch für war  
Gar menge Jar  
Gewaesen sind  
Recht erplich find.]

<sup>1</sup> Gibt dem Unwillen Ausdruck, daß die V Orte mit dem alten Erbfeinde der Eidgenossenschaft, mit Österreich, das Ferdinandische Bündnis schlossen. Der Schluß wurde 1550 hinzugefügt.

**[Von einer großen Teuerung (1530).]** ... dwil zü disen herten thüren jaren wir gnüg mit unsern armen lüten ze schaffen hond, verbüten sy (d. h. die Herren von Zürich!) ir lannd allen walhen, ziginern und frömbden lanndtstrichern.

\* \* \*

Deß solltū din leptag ingedennck sin  
Einer söllichen thüre an brot und win,  
Die wir ein zyt hannd gelitten und gesaehen,  
Ich darfs frölich für war verjaehen.

Das undanckbarkeit ein böß laster ist,  
Darümb uns gott strafft zü diser frist.  
Wir sonnd gott dancken umb win und brott,  
Das er uns erloese uß aller nott. Amen.

[2. Mai 1531]. Am Zinstag git man ze Thoeß allweg die spend allen armen. Do hat man am Zinstag nach dem Meytag vj<sup>e</sup> [600] armen menschen gespißt mit brot.

**Von einer finsternus deß mons.** [6. Okt. 1530]. Am sechsten tag Octobris, gaegen mitternacht umb die zwöllfe, ward der mon gar verfinstret. Wir waerdent gnügsamlich von got durch sonn, mon, thüre und pestilentzen gewarnet, ja beruefft zü besserung, aber niemant nimpts ze hertzen; deßhalb ze sorgen ist, viel grösster uebel sygen wir warten, das über uns gan werde.

**Von der ersten schlacht am Albis.** [10. Okt. 1531, als Schlacht zwischen den V Orten und Zürich meist als Schlacht bei Kappel bezeichnet].

... So bald Joerg Göldlin [der Hauptmann der Zürcher] mit sinem fennlin und lüten kam, liessend ettlich sich sehen, machtent allso ein gezeück, das die von Zürich iren forteil übergabent, yltent über ein graben, kament allso in ein riet. Do fiel ein hüff der fünff Orten über zwerchs in die Züricher ordnung, und fiennng man an, einanndren ze schlahren. Es was niemans by den Zürichern, der die ordnung machte oder ihre knaecht anwiese. Es stuond yederman so tick ineinannder, das sich niemants weerent mocht. Man schoß hefftig zü beider sit, und unnsrer geschütz gieng wolstaet grossen schaden, [aber grosse verwuerryg (?) ist da gesin],<sup>1</sup> durch welche ein flücht under denen von Zürich ward, allso das die von Zürich mitsampt den iren übel verlorn hannd an guet, buchsen und lüten. Namlich von Zürich uss der stat sind umkommen hündert und drissig man, deren lx (60)<sup>2</sup> man uss beiden raeten waren. Oüch sind vil gelerter priester, ob achtzehn, umkommen, namlich der wogelert tapfer meister Ulrich Zwingli . . . .

[<sup>1</sup> Durchgestrichen, teils durchgekratzt von fremder Hand. <sup>2</sup> Ist gestrichen und durch 25 ersetzt.]

**[Schlußbetrachtung].** . . . Jtem wie im nechst verganngnen krieg im 1531 jar uns ein grosse schmach an lüten, eer und guot beschaehen ist, deren wir und unnsere kindskinder niemer me in die ewigkeit nit vergessen sölltend; aber deß boesen fasols ist so vil unnder uns, die gern widerümb hettind die haefen mit fleisch, boellen und knobloüch, ja oüch die grossen pfründen vom bapst mit grossem nachteil der eer Christi und minderung der seelen heil . . . .

Laurenz Boßhart starb wahrscheinlich an der Pest: „alles das, das laeben hatt, starb der glichen an einem schnellen tod, das ganntz erschrockentlich was“.

## Zwei Lieder Ulrich Zwinglis.

### Im Anfang der Krankheit.<sup>1</sup>

Hilf, Herr Gott, hilf  
In dieser Noth !  
Ich mein, der Tod  
Syg an der Thür.  
Stand, Christe, für,  
Denn du ihn überwunden hast.  
Zu dir ich gilf:<sup>2</sup>  
Ist es din Will,  
Züch us den Pfl  
Der mich verwundt,  
Nit laßt ein Stund  
Mich haben weder Ruh noch Rast !  
Willst du dann glich  
Todt haben mich  
Inmitts der Tagen min,  
So soll es willig syn.  
Thu, wie du willt,  
Mich nüt bevilt.<sup>3</sup>  
Din Haf<sup>4</sup> bin ich :  
Mach ganz, ald<sup>5</sup> brich.  
Denn nimmst du hin  
Den Geiste min  
Von dieser Erd,  
Thust du's, daß er nit böser werd,  
Ald andern nit  
Befleck ihr Leben fromm und Sitt.

<sup>1</sup> Der zürcherische Reformator U. Z. [1484—1532] wurde im ersten Jahr seiner Tätigkeit in Zürich [1519] von der Pest aufs Krankenlager geworfen. <sup>2</sup> von gelpfen = aufschreien. <sup>3</sup> beviln = zu viel, lästig werden. <sup>4</sup> Gefäß. <sup>5</sup> oder.

### Gebet.<sup>1</sup>

Herr, nun heb den Wagen selb!  
Schelb<sup>2</sup> wird sust  
All unser fahrt.  
Das brächte lust  
Der widerpart,  
Die dich  
Veracht so freventlich.

Gott, erhöch den namen din  
In der straf  
Der bösen böck!  
Dine schaf  
Widrum erweck,  
Die dich  
Lieb haben inniglich !

Hilf, daß alle Bitterkeit  
Scheide feer,<sup>3</sup>  
Und alte treu  
Wiederkeer  
Und werde neu;  
Daß wir  
Ewig lobsingen Dir.

<sup>1</sup> 1529 im Lager zu Kappel gedichtet. <sup>2</sup> schief [eig. scheel (ndd.); schelb z. B. noch erhalten in der Appenzeller Mundart].

<sup>3</sup> fern.

## Der armen Frow Zwinglin Klag.

Von Martin Usteri in der Sprache vom Anfang des  
16. Jahrhunderts abgefaßt.

1. O Herre Gott, wie heftig schluog  
Mich dines Zornes Ruthen!  
Du armes Hertz, ist's nit genuog,  
Kannst du noch nit verbluoten?  
Ich ring die Händ: käm doch myn End!  
Wer mag myn Elend fassen?  
Wer mißt die Not? Myn Gott, myn Gott,  
Hast du mich gar verlassen?

2. Ich fürcht die Nacht, ich fürcht den Tag,  
Ich schüch mich vor den Lüten;  
Ich hör nur Jammer, Angst vnd Klag,  
Nur Bschuldigen vnd Stryten,  
Man ficht mich an: dyn Mann hats than  
Les ich in vielen Ougen,  
Es pocht der Hohn: das Alt muoß koh'n !  
Bald offenbar, bald tougen.
3. Was klagt ihr mir der Uewern Todt?  
Hab ich nit gnuog ze tragen?  
Ach, üwer Not ist och myn Not,  
Vnd meeret myne Klagen!  
Wer suocht das Korn am Schleyendorn?  
Bym steinin Bild Erbarmen?  
Was suocht denn Ihr Trost, Hilf by mir?  
Ich bin die ärmst der Armen !
4. Vnd kumbt die lange Abendzyt,  
Wo Kopf vnd Oug ermatten,  
Erschreckt mich in der Einsamkeit  
Ein jecklich Ton vnd Schatten.  
Ich süftz: o Nacht, wärst du verbracht,  
Möcht doch dyn Dunkel wychen!  
Entschlafen koum, plagt mich der Troum  
Mit ytel, Bluot vnd Lychen.
5. Ich renn in Stryt, ich souch, vnd kann  
Durch Spiess vnd Schwerter dringen,  
Find Mann, Sün, Bruoder, Schwestermann  
In Bluot vnd Tode ringen.  
Man zeigt mir och den schwarzen Rouch  
Sich hoch zum Himmel schwingen,  
Ich seh die Rott mit Hohn und Spott  
Ihr Grewelthat vollbringen.
6. Es gellet och das Jammergeschrey  
Mir stäicklich in Oren:  
Uf, Waffen, Waffen, Alls herby!  
Ach Gott, wir hand verloren!  
Uf Wyb vnd Mann! louf, louf wer kann!  
Der Feynd ist vor den Thoren.  
So helf vns Gott, Alls Alls ist todt!  
Louft, louft zur Mur vnd Thoren!
7. Ich rannt hinus, fragt wen ich sach;  
Vnd fürchtet doch die Märe.  
Ich Thörin, ach ich wußt es ja,  
Daß er nit widerkehre!  
Des Sternes Ruoth, die Luft in Bluot  
So grusamcklich entzündet,  
Die Klag der Ewl, das Nachtgehewl,  
Hatts sattsam schon verkündet.

8. Er wußt es auch, doch wollt er mich —  
 Ich wollt ihn nicht erweichen.  
 Doch da syn Roß so rücklings wich,  
 Thät er wie wir erbleichen.  
 Die Kind vnd mich, wie brünstiglich  
 Hat er uns noch umbfangen!  
 Sah stets zurück, syn letzter Blick  
 Ist mir durchs Hertz gegangen.
9. So schwinget sich, wie ein Gekett,  
 Um mich nur Angst und Jammer.  
 Entflüch ich dann der Lagerstett,  
 Ze süfzen in der Kammer,  
 So schlycht mir, ach, das Regli nach,  
 Vnd weint: kannst du nicht schlafen?  
 Zwingt mich zu Bett. — So bluoten stett  
 Die Wunden, die mich trafen.
10. Hör ich das erste Hahnengschrey,  
 So prys ich mynen Herren:  
 Gottlob, die Nacht ist bald vorby,  
 Der Tag will widerkehren!  
 Er zeigt mir doch die Kindlein noch,  
 Sy mindern doch die Läre.  
 Wie oft voll Forcht hab ich gehorcht,  
 Ob ich s' noch athmen höre!
11. Ein Engelskuß hat s' aufgeweckt,  
 Drum sy so freundlich lachen.  
 Ein jeglichs dann syn Köpflin streckt,  
 Vnd späht, ob ich erwachen.  
 Dann henken s'sich mit Bitt an mich:  
 Ach, hör doch auf zu schreyen! —  
 O Mutterhertz, du armes Hertz,  
 Kann dich noch was erfreuen?
12. Du bindest mich ans Leben noch,  
 Du trybst den Tod zurücke,  
 Du lüpftest des Kumbers ysin Joch,  
 Daß es mich nicht erdrücke!  
 Du roufst: fortan luog d'Waislin an!  
 Was soll uns jnen werden?  
 Sy sind ein Pfand uns Huldrychs Hand,  
 Vnd hand nur dich auf Erden!
13. Ja, diesen Schatz, mir anvertruwst,  
 Ich will jn truw verwalten!  
 Den Tempel, den er aufgebaut,  
 Den sollend sy erhalten.  
 Auf syner Bahn führ ich sie an,  
 Daß er durch sie sich neuwe,  
 Vnd Huldrych im Himmelrych  
 Sich ihr vnd myner frewe.

14. Komm du, o Buoch! du warst syn Hort,  
 Syn Trost in allem Uebel.  
 Ward er verfolgt mit That und Wort,  
 So griff er nach der Bibel.  
 Fand Hilf by ihr. — Herr, zeig ouch mir  
 Die Hilf in Jesu Nañen!  
 Gib Muoth und Stärk zum schweren Werck  
 Dem schwachen Wybe! Amen.

### Aus dem „Vermahnlied an die Eidgenossenschaft“.

Von einem Berner fliegenden Blatt des 16. Jahrhunderts.

O ußer welte Eydgnoschafft  
 hab Gott vor ougen tag und nacht,  
 er het üch gän ein fryes land,  
 in dem ir alli notturfft hand.  
 Sünd grüst zum striit, wann kompt die zyt  
 und fürchtend tusend tüfel nüt;  
 bruchend nur ewer schwert mit muot,  
 so Gott will, wird dann 's end schon guot.

### Aus dem „Bicoccalied“.

Bei Bicocca [1522], in der Nähe von Mailand, kämpften die Eidgenossen [im Solde Franz I. von Frankreich] gegen die Kaiserlichen unter Prosper Colonna. [Landsknechte unter Frundsberg]. Die Kaiserlichen [Heer Karls V] hatten sich stark verschanzt; aber die Eidgenossen wollten trotzdem von vorn angreifen. Beim Sturm fielen über 3000 Mann, worauf sich die Eidgenossen zurückzogen. In einem Lied spotteten die Landsknechte über die Niederlage der Schweizer. Die Antwort auf dieses Spottlied ist das Bicoccalied des Berners Niklaus Manuel.

Botz marter<sup>1</sup> Kyeri Velti<sup>2</sup>  
 du hast vil lieder gmacht;  
 rümpst dich in aller welte,  
 du habest gwunnen ein schlacht;  
 du lüegst als wyt dir's mul ist  
 und rüempst dich dynr eignen schand;  
 der graben het dirs leben gfrist,<sup>3</sup>  
 keins lanzknechts gwer noch hand.

Ir dorfftend euch nit rüeren  
 und blibend in dem nest,  
 wie wohl ihr jetzund füren  
 groß tryumpf, pracht und fest;  
 hand wir die Flucht all troffen,  
 da wir vom graben kamend,  
 warumb sind ir denn nit nahen gloffen  
 in tusend tüfels namen?

Du nennst uns allzyt Heine  
 in dynem lugelied  
 und sprichst: Albrecht von Steine  
 und Arnold Winkelried<sup>4</sup>  
 und ander fromm' Eidgnossen,  
 die heigend vil wunden ghan;<sup>5</sup>  
 sie sind vom G'schütz erschossen,  
 Gott wollt ihre seelen han!

Hettend ir sie by leben  
 und iren kreftēn funden,  
 ihr hettend ihn nit geben  
 halb sovil stich und wunden;<sup>6</sup>  
 ich hab sie oft gesehen  
 die Helden unverzagt,  
 es het einer üwer zehn  
 mit nassen lumpen g'jagt.

<sup>1</sup> alter Fluch. <sup>2</sup> Kyeri oder Chueri [Konrad] und „Velti“ (Valenti) wurden spottweise die Landsknechte, „Heini“ oder „Ruedi“ die Schweizer-Söldner genannt. <sup>3</sup> Der Graben hat dir das Leben gerettet. <sup>4</sup> Die beiden Führer der Eidgenossen. <sup>5</sup> gemeint sind: Stich- und Schlagwunden. <sup>6</sup> Niklaus Manuel wirft den Landsknechten vor, sie haben den halb erschossenen und den toten Schweizern noch Stich- und Schlagwunden beigebracht.

### Aus dem Gedichte: Die Wiese.

Von Johann Peter Hebel [1760—1826].

Aber wie de gosch, wirsch alliwil größer und schöner.  
 Wo di lieblichen Othem weiht, wie färbt si der Rase  
 Grüner rechts und links, wie stöhn in chräftige Triebe  
 Neui Chrüter do, wie schießen in prächtige Gstalte  
 Blumen an Blumen uf und geli saftigi Wide!  
 Vo di'm Othem g'nährt' stöhn rothi Erdberi-Chöpfli  
 Millione do und warten am schattige Thalweg.  
 Vo di'm Othem g'nährt, stigt rechts an sunnige Halde  
 Goldene Lewat uf in Feldere Riemen an Rieme.  
 Vo di'm Othem g'chüelt, singt hinter der Hürste verborge  
 Freudig der Hirte-Bueb, und d'Holz-Ax tönet im Buchwald.  
 's Mambecher Hätteli chunnt, und wulligi Häli\* vo Zell her. \* Zicklein, Schäflein.  
 Alles lebt und webt, und tönet in freudige Wiise;  
 Alles grünt und blüeicht in tusigfältige Farbe;  
 Alles isch im Staat und will mi Meiddeli grüße.  
 Doch de bisch ke Meiddeli meh, jez sag i der Meidli.

### Aus dem Gedichte: Die Vergänglichkeit.

Von Johann Peter Hebel.

Du guete Burst, 's cha frili sy, was meinsch?  
 's Chunt alles jung und neu, und alles schliicht  
 Sim Alter zue, und alles nimmt en End,  
 Und nüt stoht still. Hörsch nit, wie's Wasser ruuscht,

Und siesch am Himmel obe Stern an Stern?  
 Me meint, vo alle rüehr si kein, und doch  
 Ruckt alles witors, alles chunt und goht.  
 Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'witt!  
 De bisch no jung; närsch, i bi au so gsi;  
 Jez würd's mer anderst, 's Alter, 's Alter chunnt;  
 Und woni gang, go Gresgen oder Wies,  
 In Feld und Wald, go Basel oder heim,  
 s' Isch einerlei, i gang im Chilchhof zue, —  
 Briegg, alder nit! — Und bis de bisch wien ich,  
 E gstandne Ma, se bini nümme do,  
 Und d'Schof und Geiße weiden uf mim Grab.  
 Jo wegerli und 's Huus wird alt und wüest;  
 Der Rege wäschte der's wüester alli Nacht,  
 Und d'Sunne bleicht der's schwärzer alli Tag.  
 Und im Vertäfer popperet der Wurm.  
 Es regnet no dur d'Bühne ab, es pfift  
 Der Wind dur d'Chlimse. Drüber tuesch du au  
 No d'Auge zue; es chöme Chindeschind  
 Und pletze dra. Z'letzt fuult's im Fundement  
 Und 's hilft nüt meh. Und wemme nootno gar  
 Zweituusig zelt, isch alles z'semme g'keit.  
 Und 's Dörfli sinkt no selber in si Grab.  
 Wo d' Chilche stoht, wo's Vogts und 's Heere Huus,  
 Got mit der Zit der Pflueg.

## Die Marktweiber in der Stadt.

Von Johann Peter Hebel.

1. I chumm do us 's Rotshere Hus,  
   's Isch wohr, 's sieht proper us;  
   Doch isch's mer, sie heigen o Müeh und Not,  
   Und allerlei schweri Gedanke,  
     „Chromet süeßen Anke!“  
   Wie's eben überall goht.
2. Jo weger, me meint, in der Stadt  
   Sei alles sufer und glatt;  
   Die Here sehn eim so lustig us,  
   Und 's Chrüz isch ebe durane,  
     „Chromet jungi Hahne!“  
   Mengmol im pröperste Hus.
3. Und wemme gchämpft muß ha,  
   Goht's, meini, ehnder no a  
   Im Freie dusse, wo d'Sunn o lacht  
   Und Bluemen und Aehri schwanke,  
     „Chromet süeßen Anke!“  
   Und d'Sterne flimmere z'Nacht.

4. Früeh, wenn der Tag verwacht,  
Was isch's nit für e Pracht!  
Der lieb Gott, meintme, well selber cho,  
Er seig scho an der Chrischone,  
„Chromet grüeni Bohne!“  
Und chömm jez enanderno.
5. Und d'Vögeli meine's o,  
Sie werde so busper und froh  
Und singe: „Herr Gott dich loben wir!“  
Und 's glitzeret ebe z' send ane  
„Chromet jungi Hahne!“  
's Isch wohr, me verlueget si schier.
6. Und faßt e frische Muet  
Und denkt: Gott meint's jo guet,  
Sust hett der Himmel kei Morgerot;  
Er willis nummen o üebe,  
„Chromet geli Rüebe!“  
Mer bruche ke Zuckerbrot.
7. Und innewendig am Tor  
Het menge d'Umhäng no vor,  
Er schlöft no tief und s'traumt em no  
Und ziehn sie der Umhang fürsi,  
„Chromet schwarzi Chirsi!“  
Se simmer scho alli do.
8. Drum merke sie's selber schier  
Und chömme zum Pläsier  
Uf's Land und hole ne frische Muet  
Im Adler und bim Schwane,  
„Chromet jungi Hahne!“  
Und 's schmecktene zimli guet.
9. Und doch meint so ne Her,  
Er seig weiß Wunder mehr,  
Und lueget ein numme halber a.  
Es dunkt mi aber, er irr si;  
„Chromet süeßi Chirsi!“  
Mi Hans isch au no e Ma.
10. Rich sin si, 's isch kei Frog,  
's Geld het nit Platz im Trog.  
Mir tuet bim Bluest e Büeßli weh,  
Bi ihne heißt es: Dublone,  
„Chromet grüeni Bohne!“  
Und hen no alliwil meh.
11. Was chost en Immis nit?  
's Heißt numme: Mul, was witt?  
Pastetli, Strübli, Fleisch und Fisch,  
Und Törtli und Makrone.  
„Chromet grüeni Bohne!“  
Der Platz fehlt uffem Tisch.

12. Und erst der Staat am Lib !  
 Me cha's nit seh vor Chib.  
 Lueg numme di chospere Junten a !  
 I wott, sie schenkte mir sie.  
 „Chromet schwarzi Chirsi !“  
 Si chönnte mini drum ha.
13. Doch isch eim s'Herz biträebt,  
 Se gib em, was em bleibt,  
 Es schmeckt em nit und freut en nit ;  
 Es goht eim wie de Chranke.  
 „Chromet süeßen Anke !“  
 Was tuet me denn dermit ?
14. Und het me Chrüz und Harm,  
 Sen isch me ringer arm ;  
 Me het nit viel und brucht nit viel  
 Und isch doch sicher vor Diebe,  
 „Chromet geli Rüebe !“  
 Z'letzt chunnt me o zum Ziel.
15. Jo gell, wenn's Stündli schlacht ?  
 He jo, 's bringt jedi Nacht  
 E Morgen, und me freut si druf.  
 Gott het im Himmel Chrone,  
 „Chromet grüeni Bohne !“  
 Mer wen do das Gäßli uf !

### Der Friesenwäg. [Saanen].

Von J. J. Romang.

Der Chüjer seit zum Meisterchnächt:	
„I ds Tal embry grad wollt ich gschwind.	taleinwärts
Es blanget mich na Wyb u Chind ;	
Jetz acht mir zu mym Sachli rächt.	
Un Eis vor allmu muest mir losen,	vor allem
Süst bist du z'Hand in bösen Hosen :	
Bschlüüß d'Stalltür nit, i wollt's nit han,	
La's wyt u wagen offen stahn.	sperroffen
Es ist nit Bluug, es ist mir Ärist,	Täuschung, Trug ; Ernst
Üns Stiefeli ist hie etwärinst	Verkleinerungsform zu Stafel,
Grad buwes ufen Friesenwäg ;	Alpweide, Alphütte
Drum bschlüüß nit, ol süst bist nit zwäg !	etwärinst = quer
Vor schüüfter gruuusam alter Zyt	furchtbar, schauderhaft
Ist ds Friesenvolch i ds Ländli chon,	
Het Bhusig hie u Triftig gnon ;	ruhiger Aufenthalt, fester
Wahar das 's chon ist, weiß mu nit.	Wohnsitz
Härgägen ghört van Zyt zu Zyten	
Mu's dütlich in den Bärgen lüten,	
Ghört rüefen u d'Harschhoren gahn ;	
Glychanhi chunt's mit Roß u Man ;	bald darauf

Si müeßen us den Grebren stygen,  
Uf sälbem Wäg, wo chon si sygen,  
Heimgahn in ds uralt Heimetland —  
Drum los, bschlüüß d'Stalltür nit de z'Hand!“

Den Meisterchnächt het 's z'lachen tan;  
Chuum was der Meister furt van Huus,  
So schnärzt u spitzlet er nen uus höhnen  
U seit: „Das ist en gschlagna Man!  
Was där mir wollt van Friesen ruunen,  
Das chan bi-n-andern Nöößren zuunen.  
Bi Gott, ich heißen nit Hans Chlupf,  
An allmu ist kei wahra Tupf;  
Un wie's grad chiami, das Giträbel,  
Ich bschlüüßen d'Stalltür mit nem Chniäbel;  
Wie eis ich uf der Gastren bin,  
Gahn ich denn chuum gan Pförtner syn.“

Die andren Chniächta syn bereit;  
Chum het sich d'Sunne z'schlafen tan,  
Syn gläähig si un ärstig dran  
U hein der Friesenwäg verleit.  
Druuf legen si in gueten Trüwen  
Sich ufen Gastrensolder z'lüwen.  
Hei sich mit linder Lischen 'deckt.  
Süst hei si gschlafen, bis sie weckt  
Urplötzlich uuf es schüüfters Chrachen-  
Du het ne gschwynet ds Gspött u ds Lachen.  
's het toset, wi-n-en Gletscherspalt  
Zur Föhnyzt albe chlopft u chnallt.

's het toset wie der Würbelluft  
Im Uustag suust im Tannewald,  
We d'Schlaglauinen abhifallt  
Un alls vergrabt i Chrach u Chluft.  
Glychanhi ghört mu Gloggenlütten,  
Harschhorentön u Rüef van Lütten,  
Ghört 's näher chon zum Stafelstall,  
Ghört von der Flüeh den Widerhall  
Van Rossen, Lütten, Wehr un Waffen —  
Jetz, ist verby für d'Chniächta ds Schlafen,  
En iedra rührt den andren an:  
„Wär steit jetz uuf, wär ist en Man?“

Es bülliget nen an der Tür  
Un rüeft mit luter Stimm drüi Mal:  
„Tüet uuf die Tür, tüet uuf den Stall!  
Wann ds Friesenvolch wollt grad derdür.“  
Das tuet dür Margg u Bei 'nen dringen;  
„Wer wollt jetz mit den Friesen schwingen?“  
Urplötzlich tuet's en luta Chrach,  
Es lüpft nen ab ds ganz Stafeldach.

Dummköpfen, Wirkung tun  
(Nooß eig. junges Stück  
Rindvieh)

Getrampel

Verschlag in der Alphütte,  
den Sennen als Nacht-  
lager dienend

flink (gleitig!), ernsthaft,  
eifrig

Fußboden der Gastren, ruhen  
kurzes Rietgras  
so

schwinden

Frühling (Ustig!)

poltern

Si gsiehn am Himmel d'Sternen schynen.  
 Der Statterbueb faht lut an grynen,  
 Der Meisterchnächt, der steit jetz uuf:  
 „I ds Herre Name, i tuen uuf.“

(Vieh)-Treibbube — weinen,  
 [eig. zanken, z. B. noch erhalten in Eberhard der Greiner (d. i. Zänker)].

Un wann er het ebbschlosse d'Tür,  
 Da chömmen Manna, toll u groß;  
 En gruusam länga Trupp u Trooß  
 Zieht där das Stafelställi där.  
 Si hei mu gueten Abend 'botten —  
 Den Meisterchnächt het's anfahn schlotten —  
 Nit hören will der Geisterzug,  
 Doch ruuscht's verby wie Vogelflug;  
 Jetz chömmen Wyber uf den Wägen,  
 In irem Arm syn Chinder glägen.  
 Der Chniächt het gsinnet: Hätt ich glan  
 Doch d'Tür den Friesen offen stahn !

stattlich

Erst wann der Tag an Himmel stoßt  
 U ds Frührot an den Gletschren strahlt  
 U där den duuchlen Tannenwald  
 Der Morgeluft du suust u tost —  
 Da syn verby am Chniächt die Lesten die Letzten  
 Van denen schüüftren Friesengesten.  
 Er het sich druuf uf d'Gastren gleit  
 U zue den andren Gspanen gseit:  
 „Der Meister het mir doch nit glogen,  
 Di Friesen syn där ds Stafel zogen  
 Mit Wyb u Chind, es ganzes Rych.“ —  
 Am Abend druuf was er en Lych.

Anmerkung: Die Geister schlagen genau den gleichen Weg ein, auf dem sie einst hergezogen sind.

### Volkssage aus dem Wallis.

[Raron]

„Es ist amal a Geishirt gsy,  
 Där het am Aletschgletscher ghietut,  
 Kei Mänschuseel no noh no by,  
 Het är so über ds Schicksal 'brietut.  
 Duo gseht är appas Wyßus cho  
 So nacher, nacher bis ganz noh.  
 Ob's as Tots old as Läbunds ist?  
 So wunderhibsch, so jung und zart,  
 Der Gang und alls va nobler Art.  
 Der Hirt het schi nit dérfu mottu. [sich regen]  
 Do chunt schi fintli mu entgägu,  
 Als wenn sch' mu appas wellti sägu.

Duo hed er dra du Lobspruch 'bottu,  
 Und duo hed sch' scharpf gigrynut und [bitterlich geweint]  
 Mu gseit, schi sy as vornäms Chind  
 Va Meiland gsy; da ligg zer Stund  
 De Chörpel tot im Bett, no warm,  
 Und d'Seel mies scho fer iru Sind  
 Hie uf dum Gletscher einsam, arm,  
 Barfuß, die zarti Huit zerfätzt,  
 Abbießu, bis 'ra Gott verzieh,  
 Daß sch' so verzärtlut heigi nie  
 Du Fuoß uf bloßu Bodu gsetzt.  
 I han die Gschicht so läng und breit  
 Dum Heer aüh 'zellt; där hed mer gseit,  
 Fer das bruuch i mi nit mit Not  
 Na toter Hand vam Fägyr zchaüffe; [nach dem Tode]  
 Wier Puuru chänne na dum Tod  
 Mit Strimpf und Schuoh zem Himmel laüffe.“

### D'Bruust. 1809.

Schweizerisches Volkslied von Jost Bernhard Häffliger.

1. 's ist imme Doorf vor Zyte  
 Schier z'mizt es Hüüsli gsy,  
 Verstreut uf älle Syte  
 Viel Hüüser groß und chly.  
 Es stoht am Hüüsli g'mohlet  
 Und g'schribe mit-enand:  
 Das Huus, genannt  
 Zum Schwytzerland,  
 Das stoht i Gottes Hand.
2. Händ d'Lüüt agfange zangge  
 Fast imme jedere Huus;  
 Wär nur hed möge glange,  
 Hed g'jagt enandre n'uus.  
 Nur i dem chlyne Hüüsli  
 Los't alls noh ufenand.  
 (Chor): Das Huus . . .
3. 's will alls enand verwütsche,  
 Me meint, es heig ke Gfohr,  
 Zletst thüend all d'Köpf verpütsche  
 Und händ frömd' Händ im Hoor;  
 Händ ihr ech müüslistille.  
 Z'mizt inne mitenand,  
 (Chor): Das Huus . . .
4. 's nimmt mänge-n jetzt unbsunne  
 Im Zorn es füürigs Schyt;  
 [Wie bald wär s'Dorf verbrunne !]  
 Doch er dänkt nit so wyt.  
 Verfolgt wie taub sy Nochber,  
 Und schüücht nid Mord und Brand.  
 (Chor): Das Huus . . .

5. Was g'lyßt e so dert inne?  
Wär schreyt scho Füürioo?  
Zäntumme foehds a brünne,  
Und eisder meeh achoo;  
Gott b'hüt das mitlist Hüüsli ;  
's hed jezt e schlimme Stand.  
(Chor): Das Huus . . .
6. 's schweert mänge alli Zeye  
Und gihd sy Nochber d'Schuld,  
Me jagt e usem Reye,  
As wenn kes Lösche gult.  
's Füür lohd si nümme dämme,  
's ganz Dorf stohd halt im Brand.  
(Chor): Das Huus . . .
7. Das Hüüsli zwüschet inne,  
Hed nid emol nur gschmürzt;  
Me meint, es chönn nid brünne,  
Wenn 's Dorf scho zämme stürzt.  
Me weiß schier gar nid z'fasse,  
Wora daß das eim mahnt.  
(Chor): Das Huus . . .
8. 's hed do und dört e Glöyße  
Ufs Hüüsli äne trayd;  
's hed mänge welle göyße,  
Me hed em 's Biß-y-glayd.  
Hätt's au es Bizli gfaklet,  
's wär doch nit cho zum Brand.  
(Chor): Das Huus . . .
9. Ihr wüssed, was das Mährli  
Ungfähr z'bidüüte hed,  
Es fasset's mänge währli  
Erst, wenn er's brünne gsehd;  
Wenn's z'spot ist scho zum Lösche  
Und s'Füür nimmt überhand.  
(Chor): Das Huus . . .
10. Drum sött halt Niemer zanke,  
Wär i dem Hüüsli wohnt ;  
Und Gott vo Härze danke,  
Daß er is eisder schoont.  
Wär ohni Gott will huuse,  
Chund sicher z'letst uf Gant.  
(Chor): Das Huus , . .
11. Mit Gott föhnd afo huuse  
Und löhnd enand mit Fried,  
's chund gwüß alls besser uuse,  
Und anderst gihds es nihd.  
Nur Gott und Rueh und Friede,  
Erthend is 's Vatterland.  
(Chor): O Huus genannt  
Liebs Schwytzerland!  
Du stohst i Gottes Hand.

### Aus dem „Bernermarsch“.

Träm, träm, träderidi! Alli Manne standet i!  
die vo 'r Emme, die vo 'r Aare, stark und frei i Not und G'fahre,  
Träm, träm, träderidi! Alli Manne standet i!

Träm, träm, träderidi! Mir wei freii Schwyzer sy!  
Rüeft is 's Land zum Schutz a d'Gränze, lue, wie d'Auge allne glänze!  
Träm, träm, träderidi! Mir wei freii Schwyzer sy!

Träm, träm, träderidi! Uese Mutz isch gern derby!  
Stelled ne a d'Spizti für: Sapperlot, er zwingt ech's düre!  
Träm, träm, träderidi! Uese Mutz isch gern derby!

Träm, träm, träderidi! Bis zum Tod mueß g'stritte sy!  
Ueser Buebe müesse säge: Si sy g'storbe üsret wäge.  
Träm, träm, träderidi! Bis zum Tod mueß g'stritte sy!

### Us em: 's Schwyzerhüsli.

Leonhard Widmer [1808—1868].

I han es Hüsli nett und blank  
Im Unterwaldnerland,  
Es ist umgeh vo Fichte schlank  
Und lehnt a d'Felsewand.

Es bebt nüd vor em Wetterstrahl,  
Wenn's ringsum bruust und stürmt;  
I glaub', im ganzen Erdetal  
Sig keis, das Gott so schirmt.

Det obe, fast am Himmel lyt's  
Und 's Vaterland, das heißt me d'Schwyz.  
Mys himmlisch Land, mys Alpeland,  
My liebi, liebi, schöni Schwyz.

### Aus dem Volkslied: Schwyzerheimweh.

Von Joh. Rud. Wyß [1781—1830]. Bern.

Herz, mys Herz, worum so trurig, und was soll das Ach und Weh?  
's ist so schön in frömde Lande: Herz, mys Herz, was fehlt der meh?

Was mehr fehlt? Es fehlt mehr alles! Bi so gar verlore hie!  
Syg es schön i frömde Lande, doch es Heimet wird es nie.

Ach, i d's Heimet möcht' i wieder, aber bald, du Liebe, bald,  
Möcht' zum Ätti, möcht' zum Müetti, möcht' zu Berg u Fels u Wald!

Möcht' uf Flüeh u Hörner styge, möcht' am heiterblaue See —  
Wo der Bach vom Felse schumet, üzers Dörfli wieder gseh!

Keine het is lieb hie usse, keine git so fründli d'Hand,  
U kes Chindli will mer lache, wi diheim im Schwyzerland!

Uf und furt! u führ mi wieder, wo's mer jung so wohl isch gsy!  
Ha nit Lust u ha nit Friede, bis ig i mim Dörfli bi!

Herz, mys Herz! i Gottes Name, 's ist es Lyde, gib di dri!  
Will's der Herr, so cha-n-er helfe, daß mer bald im Heimet sy.

### Aus: Blumen aus der Heimat.

Von Jakob Stutz [1801—1877]. Zürcher Oberland.

Chränzli vo Blume us Wiesen und Feld, Rösli vo Hägen im Wald!  
Chränzli! de machst mer so wohl und so weh, hän ich mi Lebtig kei  
süberers gseh; Blueme vo heime sind drin.

Rösli! er lachet so fründli mi a, säget mer grüseli viel, führet mi  
hei, uf die waldige Höh, löh mi mi Chinezit neu wieder gseh. Rösli  
vo heime, wie schön!

Zeiget mer, ach, e so dütli und chlor, oben am Wiesli de Hag,  
wien er voll Bluest und mit Röslene rot grad wie en Chranz um die  
Weid umme goht, wo i so glückli gsi bi.

Hän i nüt Strüübli und Chränzli dört gmacht, gjuchzet nnd gsungen  
und grüeft, Hüttli uufbauen und Öfeli dri! ach, und wie liecht und wie  
wohl ist mer gsi! 's wird mer wohl nümmen e so.

Blueme vo heime! Wärs mügli emol, blüeted er doch uf mim  
Grab! Blibt mer en Fründ, bis mis Stündli wird schlo, bitti, so setz  
mer und pflanz mer doch no Blueme vo heime uf's Grab.

### Aus der Idylle „De Herr Dokter“. [Zürcher Mundart].

Von August Corrodi [1827—1885].

Heimet, i säge, de laast nid los! — Mit heimliche Mächte  
Hebst ein immer am Bändel, wie d'Mueter s' Chind am e Schnupftuech,  
Gaht men usen i d'Wält, was gist eim mit na bim Abschid?  
Heiwehsame streust eim i's Herz, e heimlichi Hampfle  
Faht er au nid grad z'chymen a, nu, se wartet er d'Zyt ab,  
Eis Jahr, zwei oder zächni; denn faht's a druckeu und schürge  
Schwellen und wahlen im Herz, dänn trybet die Chymli i d'Höchi,  
Gnehrt vom Tau der Erinnerig a hei, vo chumbrigem Räge,  
Unglückbläschten und was es dann sei — es setzt si es Geistli  
Z'Nacht zu dim Bett, schwätzt schwizerdütsch, verzellt der vo heime,  
Zeiget der Vatter und Mueter und was d' diheime na Liebs häst,  
Maalet der d'Schneeberg vor und z'oberst uf luftiger Zinne  
Schynt 's wyß Chrüz im rote Fäld und winkt der vo wytem.

\*

\*

\*

D'Sprach?... Die lamer nid schälte, das hieß der Mueter en Schimpf tue.  
Züritütsch, dich grüez-i wider mit freudigem Herze,  
Bade-n-und schwadere wider i dine stärkede Flute!  
Züritütsch, du umhüllst-mi wider as gschmeidige Schlaufrock,

Schmiegst-di iedem Gedanken a, und schüttist es Füllhorn  
 Wort vor-mer us, für alles und iedes; und wär-i en Sprachma,  
 Wett-i vu dir e Grammatik schribe, mer wettid denn luege,  
 Weli Sprach e richeri hett, di griechisch nid usgna! . . .  
 Bist au es bitzeli ruch und säged d'Nachbere vu-der,  
 Seigist en Flüechlichratte, en ebigs Gwitter mit Hagel,  
 Blitz und Tunder und gstorbenem Vech und derige Gwalte:  
 Mögeds ja rächt ha echli, aber weißt, s'ist luter Vergeustig,  
 Gar nüt anders, vergunned-der d'Chraft und di markigi Sprachgwalt.

### Heimed.

[Schwyzer-Mundart (Einsiedeln)].

Im Bärgland ist my Heimed gsy,  
 Im stille Alpetal.  
 Ha müöße furt a bloe See.  
 O weles Parädys! —  
 Ä Heimed isch ä keini meh.  
 Mi ninnt halt d'Sunne nüd mit eim,  
 Wo i dr Heimed schynt.  
 Wo's Tschüüppli eim vergülded hät,  
 Die erste Chindeträum,  
 Und 's Muotters Aug bim Nachtgibät.

Aus dem: „Schwäbelpfyffli“ von Meinrad Lienert.

Mit gefl. Erlaubnis des Verfassers und des Verlags H. R. Sauerländer & Co., Aarau

### Hei go, nit elei lo!\* [Solothurner Mundart].

Am Chilchhof chumm i spot verby,  
 Und blybe stoh  
 Und dänke no,  
 Wär alls scho mueß do unde sy!  
 Es isch nid wyt:  
 E wyße Stei, wo's Müeti lyt.  
 Und allmol mueß i lyde dra,  
 As ig em nüt me säge cha.  
 Ha's elei glo,  
 Bi nit heicho! —  
 Jetz cha-n-i warte. wie-n-i will,  
 Und lose lang, 's blybt totestill.  
 Do fohts im Chilchturn afo schloh,  
 Es isch, i heig ne Stimm vernoh:  
 „Heigo,  
 Nit elei lo!  
 Gling glang!  
 Dänk dra dys Läbe lang!  
 Dänk dra, alli Tag und Stund,  
 As kei Tote meh umme chunnt!“

Joseph Reinhart.

## Fabrigglerma.\* [Solothurner Mundart].

1. Hi-n-und här und uf und ab,  
Sächs mol zäche Stund,  
Lueg nit uf und dänk nit dra,  
Bis der Sunndig chunnt!
2. Hi-n-und här und uf und ab,  
Früh vom Tag bis spot,  
Dänk nit, was derhinder lyt,  
's goht um's liebe Brot.
3. Hi-n-und här und uf und ab,  
Früh vom Tag bis z'Nacht,  
Wo me schöni Sache traumt  
Und me drob erwacht.
4. Ha-n-emol e Vogel gseh  
Einisch z'Nacht im Traum.  
Sind em d'Fäcke bunde gsi  
Undreme grüene Baum.

Joseph Reinhart.

\* Mit gefl. Bewilligung des Verfassers und des Verlags, A. Francke. Bern, aus „Im grüene Chlee“.

## Zur Verlobung.\* [Zürcher Mundart].

1. Was gsehn i do? Es Pärli!  
Das luegt so fründli dri.  
I lies em us den Auge,  
Es mues es Glück drin si.
2. Nüd eis, wo we-n-es Fürli  
Bim erste Huch vergahd.  
Es Blüemli, wo-n-im Bise  
Und Blast si wehrt und stahd.
3. Ganz tüf und zhinderst une  
Glänzt öppis wie-n-en Stern.  
Es sind zwei wißi Tübli,  
Säid jedes: hä di gern.
4. Sie fäcked und sie fladred,  
Jetz flüget s' uf. Wohi?  
In blaue Himmel ine.  
Det wänd s' diheime si.

Ernst Eschmann.

## Ereignis.\*

„Jä Fereli, jä Fereli,  
De tuest ja hüt we lätz!  
Dur's Hüslie uf, dur's Hüslie ab  
Was nimmst ä fürig Sätz?

„O Müetterli, o Müetterli,  
Gäll häsch es nanig gseh,  
Im Zeindli uf der Winde  
Ganz wiß, wie frische Schnee,

Do pipset's und do chrüschenlet's  
Und güggletscho echli. —  
Es Näst voll jungi Chätzli  
Und's Miggeli derbi!“

Ernst Eschmann.

\* Aus: Fäst im Hus. Versli, Rätsel, Gschichtli und Stückli von Ernst Eschmann. Verlag: Art. Institut Orell Füßli, Zürich. Abdruck unter gefl. Genehmigung des Verfassers und des Verlags.

## \* De Joggeli gohd in-'n Hennestall.

Es ist am-me-n-Ort e chlys Büebli g'see ond das Büebli hed die g'föhlt G'wanet g'khaa, as's all vom Esse-n-eweg off e-n-Abtrett hed wele.

Das Büebli heg Joggeli g'khääße ond hed halt au no nütz vo Höf-likeits- und Aastandsforme g'weßt. Er hed denn gad eppe g'sääd: „Muetter i sött off's Läubli.“ Emool ist Joggeli Vetter-Götti vo Walzehuuse-n-ine choo ond hed au dei z'Mettag g'gesse.

Vor s' zom Tisch sönd, sääd d'Muetter no zom Joggeli, wenn er denn wider off 's Häfeli mös, soll er denn gad sage: „Muetter i möcht in-'n Hennestall.“ Wo s' doo bald g'gesse gkhaa händ, hed de Joggeli all g'gigampfet ond 'zöcklet met de Bääne. Doo frooget de Vetter-Götti an-em,

worom as er all e so gnappi. De Joggeli ist off emool gaanz rüebi gsee ond hed d'Hand in-'n Rogge hendere g'hebet ond gsääd:

„I bi halt graad vor emme Wyli im Hennestall gsee.“

### \* Evas Töchtere.

Emool ha-n-i ebe-n-au am-me-n Ort en Vortrag g'khaa, ond an e paar Zilete -n-e chly fääst g'kääset.<sup>1</sup>

Wil so vil Fraue-n-ond Jumpfere dei g'see sönd, ha-n-i doo zo dene Lüüte g'sääd: „I mues doo näbes e paar Syte-n-überhopfe. die Dame, wo do hinne sönd, chönntid sös no Aastoß neh' draa.“

Wo-n-i doo über all's abe n-en Augeblick alee g'see bi. choond denn eeni am-mi zue, — jää gad e wäächi<sup>2</sup> nobli Frau — ond löoslet<sup>3</sup> mer ase-n-übersttellegezügs<sup>4</sup> i's Ohr ie:

„Losid, töörft i nüd disebe paar Blättli met hee neh', wo-n-er hüt z'Oobet überhopft händ?“

<sup>1</sup> In Bezug auf die Sittsamkeit zweideutig geredet. <sup>2</sup> schön gekleidet. <sup>3</sup> flüstern (Abstammung von „leise reden“. <sup>4</sup> in mutwilliger Weise.

### \* De Chemifeger.

Es ist a de Freie Strooß e Frau g'see, — joo gääär e rychi Frau, — aber en jede Chemifeger hed Chritz<sup>1</sup> g'khaa met-ere, will's Hoor a de Zeene g'khaa hed, anstatt off-em Chopf. I ha doo ebe-n-au möse dei here.

Sobald i zom Hus y choo bi, ha-n-i möse myni Schlappe-n-abzüe ond e paar Hoorschueh<sup>2</sup> aalegge, ond denn isch mer off Schrett ond Trett no-e g'gloffe ond hed mer vorzue zääget was i mös mache. Si ist met mer i d'Chochi ond i ali Zimmer ond i d'Wäschchochi, es ist halt ebe-n-chly e-n-oovertrauti<sup>3</sup> g'see, ond hed wele ha as d'Sach hoorg'nau g'macht weer. Di eene Chemeler<sup>4</sup> sönd denn ebe gottlos vetaubet abb-ere ond hend-esch denn oozwäädüti<sup>5</sup> z'merkid g'gee, aber i ha nütz deglyche'tue, ond ha off's Woertli 'tue wie si's hed wele haa. Z'letscht am End wo-n-i fierti g'see bi, hed's mer no Znüni ufg'stellt ond e Trinkgeld g'gee. I ha doo noo on noo meh dere Kundschaft überchoo wo's g'hääße hed i hei e so en b'sonderege Linge-n-im Omgang met derege Fraue n-ond böse Wyber.

I ha doozmol ond i spöötere Johre sogääär en Ruef überchoo off dem Gebiet, ond myni Coleege hend efange-n-ammer g'froogt wie-n-is e-n Aard au aag'schieri.

Aber i mache gääär ke G'hääämnuß droß ond nem-me-n-au ke Padent droff.

Wem-me met de Fraue frei ist ond tued graad was s' wend, so isch schuuli guet uuschoo met ene. Ali wo's dei nüd gaanz freie hend sölid's gad emool probiere; es besseret handomm! Ond im Große ganze momme halt d'Lüüt neh wie's sönd, ond teenke-n-es hei-yd all Lüüt ierni Mogge.

<sup>1</sup> Anstände. <sup>2</sup> Wollschuhe (Finken). <sup>3</sup> Mißtrauische. <sup>4</sup> Kaminfeger.

<sup>5</sup> unzweideutig.

\* Aus: J. Hartmann, Appenzeller Gschichte. Verlag von Arnold Bopp, Zürich. Mit gefl. Genehmigung des Verlages abgedruckt.

## D's Annemarei.

Annemarei! Dä Name tönt mir i de'n Ohre wi-n-es heimeligs Fürabeglütt us mym aute Dörfli u mahnet mi a di schönste Tage vo myr lustigste Buebezyt. I ha Tante müeße zu-n-im säge. Aber es isch gar nid my Tante gsi, nume 'n-en auti Jumpfere, wo mer vo Hut u Haar nüt isch verwandt gsi. Si het mi der tuusig Gottswiue-n ufgläse u si mynere-n erbarmet, vo wäge-n-i hät süssch hinger u vorfer niemer gha wo si mynere-n ahgnoh hät, u het mi erzoge wi-n-e Muetter. Es het wäge dessi säwber nid der Huufe g'ha, d's Annemarei u het nume-n-us sym Verdienstli müeße läbe. Es het houptäntisch guet chönne brodiere-n u säwbi Zyt sy di 'brodierte Pantoffle-n u Fuubettchüssi neue no bsüchiger gsi weder hüttigstags. Weder es het gruusam weneli derby usegluegt.

I cha mi fasch nid a d's Annemarei bsinne, oder i gseih's am Pfäischter hocke, mit der Brodierete-n-i syne magere gäwbschelige Häng. Die guet Hang wo mer my ersti Schnudernase 'n-abgwüscht u d's erst Päppeli g'chochet het.

Es sy sider mängs Jahr vergange u die gueti Hang isch längschte-n-uf däm heimelige Chiuchhof verwäse, aber we's mer sider hie u da eso rächt vom Tüfu nache schlächt g'gange-n-isch un es mi mängisch tüecht het, es syg nümme zum prestiere, su het es mi mängisch tüecht i gspühr se wider, u de het sich mys Eländ verschloffe-n-un i ha a d's Annemarei täicht, wi-n-es es guets un es liebs syg gsi mit mer, u de het's mi aube tüecht, d'Sach syg doch nid so bodebös un i bi wieder 'guraschierte worde.

\* \* \*

Di gueti Seew! Si het e kurlige Gloube g'ha. Z'Bredig isch si so viu i weis nie g'gange u nie het si' eso rächt vo Härze g'wätteret, wi einisch wo si mit ere Nachbersfrau isch z'Versammlig gsy. So viu i ha chönne merke-n-isch auwäg vo Gebätserhörige d'Red gsy, u das guet Annemarei isch vo dene Wundergschichtli fuchstüfuwiuds worde. „Das isch tumme verruckte Züüg“, het's gseit, „mi cha doch üsem Herrgott nid zuemuete, das er sich ume-n-es jeders Museloch söu umtue. D'Lüt söue z'ersch säwber öppis tue u we's de no nid geit, henusode, de chame de gäng no mit Bäte probiere. We-n-i bis zur hüttige Stung öppis ha wöue ha, su ha-n-i ömu no gäng säwber müeße zur Sach luege-n-un es isch no nie ke Ängu vom Himu ache cho u het mer Schmutz i d'Pfanne ta wen i nid ha vermöge z'choufe. U wär mer's angers seit versteit's nid besser! Punktum!

So het ungfähr ds Glaubesbekenntniß g'heiße, wo Annemarei em angere Morge-n-abgleit het. Aber säwb Mau wo-n-i chrankne bi gsi, da het es zue mir g'luegt wi-n-e Häftlimacher u het mer pybääpelet wi di bescht Muetter. U wo du z'Strübste für gsi isch un i usser Gfahr bi gsi un em Ostermorge-n-erwache, du het es mer es schoggoladigs Osterhäsl mit eme-ne Huttli vou gfärbtne-n Eierli vor z'Bettli gstewt gha u het gar gruusam wou g'läbt a myr chyndlige Freud. Un i cha sider di Osterhäsl neue nie meh aluege, ohne das es mir ungerem Schilehblätz a'faht gramsle; es tücht mi de aube, es zünti mer no einisch es Liechtli us myr schöne Buebezyt i mys jitzig Läbe-n-ubere.

Aus: „Mys Dörfli“ vom C. A. Loosli.

Für ü, ä, ö ist im Original gesetzt ü, ä, ö.

## Volkslied in schwäbischer Mundart.

1. Es kommt e lustigs büeble  
und singt dur wald und feald;  
so heazig und so lieble  
geit's kois maih uf der wealt.
2. Wia lacht's mit rausabäkla  
oin doch so freundli a!  
Wia golde sinket d'lökla  
ufs bluamaröckle na!
3. Sei gsichtle glitzt wia d'sonna,  
sei hauch isch bluamaduft,  
und d'äugela sind gesponna  
us bloer Himmelssluft.
4. Vergißmeinnichtla winket  
vom gstromta seiteband,  
und farbaperla blinket  
am grüena morgagwand.

### Am Vogelnescht.

Schwäbisch.

Horch, 's zwitschert was em Büschle drenn  
mit Stemmle gar so fei~!  
Ond guck, a Fenk fliëgt ab ond zue,  
fliegt us'm Busch ond nei~.

Jetz schleich herzue ond duckt de leis,  
due d'Zweigle vonanand,  
no stät, no stät, fahr sachde zue!  
En Obacht nemm dei~ Hand.

Siehscht's Neschtle en de Zweigle drenn  
von Feederle ond Heu?  
Ond siebe gelbe Schnäbele,  
di bibberet us der Streu.

Ond guck, dort kommt der alte Fenk,  
der brengt a Füederle;  
jo, jo, was oin am gernschde hot,  
des ischt doch's Müederle.

Ond guck! jetz dont se d'Schnäbel uf  
wië uf Kommandowort —  
jetz due mer's z'liëb, daß 's Alt nex merkt,  
mach d'Zweigle zue — schleich fort!

W. Stein.

### Mädele, ruck, ruck, ruck!

Schwäbisch.

Mädele, guck, guck, guck in meine schwarze Auge, du kannst dei  
lieblichs Bildle drinne schaue. Guck no recht dreinei, du mußt drinne  
sei; bist du drinne z'Haus, kommst au nimme raus. Mädele, guck, guck,  
guck in meine schwarze Auge, du kannst dei lieblichs Bildle drinne schaue.

### Und hast nie g'juchzt aus volla Brust.

Oberösterreichisch.

Und hast nie g'juchzt aus volla Brust  
und nie recht herzli g'lacht,  
und hat an Vögerln eahna G'sang [ihr]  
dir nie viel Freid'n bracht,  
und habm da a nie Bleamön g'falln [dir, Blumen]  
und nie die Stern af d'Nacht  
aft hat da insa Herrgott nie [unser]  
sei Himmötür afg'macht.

Karl Achleitner.

## Wia d'Leut sei soll'n.

Oberbayerisch.

Kopf und Herz am recht'n Fleck,  
 's Wort frisch von da Leba weg,  
 an hellen Blick, an guat'n Mag'n  
 der aa was z'widas kann vatrag'n,<sup>1</sup>  
 für d'Not und s'Unglück offen Hand,  
 a Liab fürs freie Vaterland —  
 und an Hamur<sup>2</sup> frisch, g'sund und recht,  
 kurz „deutsch“ bal d'Leut san, na' san's recht.<sup>3</sup>

P. Anzinger.

<sup>1</sup> Etwas, das ihm zuwider ist. <sup>2</sup> Humor. <sup>3</sup> so (bald), hernach.

## A Bixal afn Ruckn.

Tiroler Volkslied.

A Bixal afn Ruckn, an Gamsbärt am Huat,  
 a Dianal im Herzn, das mächt an frischn Muat.

Und a Bixal zum Schiaßn, an Raffring zum Schlägn,  
 a Dianal zum Gernhåbn muaß a frische Bua håbn.

Und kimp åft da Kirchtag, då göah ma zun Tånz,  
 da Seppal füahrt's Nanal, die Greatl da Håns.

## Mei Schätzerl.

Kärntner Lied von Thomas Koschat.

Gott Vâter in Himmel hât mei Schätzerl gern g'mögt,  
 und hât ihr ins Miaderl zwa Apflan verstêckt.  
 Drauf nimmt er von Goldflâchs an Tschüppel dervon  
 und hât ihn mein Schätzerl af ihr Köfle 'nauf 'thân.

Und dâ just von an Bamlan a schönes Kerschle aber lâcht,  
 so hât er ihr 's Goscherl gânz roth dâmit g'mâcht.  
 Doch weil dâs zur Schönheit noch âllweil nit g'längt,  
 hât er ihr stâtt Äugerln zwa Vergißmeinnit g'schenkt.

## O Diärnle tiaf drunt im Tâl.

Volkslied aus Kärnten.

O Diärnle tiaf-drunt im Tâl, jautz aufa zu mir amâl!	Mei Herz hât hâlt lei zwa Tön, die Glockn und dein Stimm so schön;
Es is jâ gâr lâng schon her, daß i dei Stimm gern hör.	und klingen die vom Tâl herauf, tuât sich der Himmel auf.

## Aus: **Unsern liabn guldanan Brautpor!**

Steiermärkisch.

„Mei liabs guldanas Brautpor !

Da heundigi Tog is sa schen, as wia wann er von Himmel wa gfolln. Don und won läßt er oan ower<sup>1</sup>, unser Hergott, an glückselign Tog. Vor funfzg Johnn is ah oana gwen.<sup>2</sup> Ees zwoa Leutl seids selm<sup>3</sup> in unserer liabn Pforkirchn vorn Oldor<sup>4</sup> gstandn, jung seids gwen, und gern hobbs Enk<sup>5</sup> ghobb, wir Odam und Ever in Poradeis. Ober Gott Lob und Donk, zan Enk is koan gstrenger Engl kema mitn glüatign<sup>6</sup> Schwert, der Enk austriebn hät; a freundlicher Engl is keman und hot Enka Lebn und Liab beschützt. Schauts, und wo zwoa Ehleut guat mitanonda lebn, Glück und Freud mitanonda toaln, Kreuz und Leid mitanonda trogn und wia guati Kamerodn zsommenholtn in oln Stuckn schauts, nochher is de Welt jo ah a Poradeis.

Seit funfzg Johnn! Wos is olls gschechn af da Welt! . . . Wos is in unsern liabn Dörfel sid der Zeit olls vagonga. Wia viel Jungselln und Jungfrauna, de ban Enker erstn Hohzat frisch und lusti sein gwen wir a Lercherl in Mai — kaum a hondvul Erdn is von eohna mehr afn Freidhof. Ober Ees zwoa seids stehnbliebn, wir a Feichtnbam und a Lindnbam nebn anondastehn — da Blitz zuckt drüba hin und trifft nit, d'Vögerla baun in Wipfeln eahna Nest und singen. Bravi Kinda hobbs aufzücht, fürs Vodaland und fürn Baurnstond; herzliabi Ehndlleut und Uhrehndlleut<sup>7</sup> sein nochgruckt, und daß da guadi Loi<sup>8</sup> nit ohkimbb, des gfreut ins.

. . . . Imeramol woas eahm unsa Hergott nit viel Freud zmochn mitn Leutn af da Welt. Ungrecht seins und foisch<sup>9</sup> und toan oanonda so viel gern peininga. Und wan er derawegn ima rechtschoffn vadriaßler is gwen, unsa Hergott, do hot er sih mit seini Ellbogn af an Wulknuplsta gloant<sup>10</sup>, hot owagschaut auf Enker Haus und hot lacherlad gsogg: „De zwoa Leutl, de gfolln ma. De sulp a guldani Hohzat dalebn . . . Und eppa gor a deamantani ah noh. De zwoa Leut gfreun mih, de loß ih banonda<sup>11</sup>.“ — Und a so hobbs in heundin Tog glückla dalebb. Gern schaut mar Enk on . . . .

Und destwegen toan mar Enk heunt ehrerbieti grüaßn. Und destwegen is da heuntigi Tog a Festtag fi di gonz Pfor<sup>12</sup>. Und wan die Pöller krochn und die Gloggan klingen, sa is dos wir a Freudngschrei und wir a Donkgebet zan liabn Gott, daß er Enk beschützt hat bis zan heuntin Tog. Und is ah zgleich a deamiatigi Bitt, daß er unsa guldanas Brautpor noh long jung und gsund bleibn lossn sult af der schen Welt.

Ih heb mei Glaserl Wein und die gonz Pfor stimbb ein, wan ih ruaf: **Unsern liabn guldanan Brautpor Glück und Segn !**“

P. K. Rosegger.

<sup>1</sup> läßt er einen herunter. <sup>2</sup> gewesen. <sup>3</sup> ihr zwei Leutchen seid damals. <sup>4</sup> Altar. <sup>5</sup> euch. <sup>6</sup> glühenden. <sup>7</sup> Enkel und Urenkel. <sup>8</sup> gute Leute nicht umkommen. <sup>9</sup> falsch. <sup>10</sup> auf ein Wolkenpolster gelehnt. <sup>11</sup> beieinander. <sup>12</sup> Pfarr(gemeinde).

## D'Liab.

Jos. Steyskal, Graz.

's Herz is a Wies'n, wo d'Liab darnat fließt,  
wie a Bach, der von Berg'n in's Tal abischießt.  
Oft kannst bis am Grund seg'n, so klar is und rein,  
so hell als ob die Sterndl'n sich badet'n drein.  
Oft ab'r thuat's rausch'n, als wurd't's nimma still,  
als wann's hätt mit den Geistern, den bös'n, ihr Gspiel.  
Und geht's amal äba, da nützt da koa Halt,  
denn es reiße d'schönsten Bleamerln dir weka mit G'walt.  
Und is um dös Bleamerln dir dann no so schwer,  
denn da Fleck, wo sö blüeh't hab'n, der bleibt nache leer.

## Wann kimmst denn hoam ?

Niederösterreichisch.

Und wia n'i no oa Bui bin g'wen	gewesen
und han i d'Schul geh müaß'n'	
da woa'n'i ollwal kreuzfidel —	
nua dös tat mi vodriaß'n :	
Wann nach da Schul i furt han woll'n	
aufs Feld ganz i da G'hoam,	im geheimen
und mi mei Muida hat dawischt	Mutter
und g'fragt: „Wann kimmst denn hoam?“	
Viel spoda woa's ; i woa'r 'oa Ma	später
und han mi ehrli g'schund'n,	
vo früahauf bis i d'spodi Nacht	
han i koa Ruah nöt g'fund'n.	
Und wann i furt bi, hat mei Wei'	
so manchmal i da G'hoam	
dö lia'm Aug'n voll Wossa g'habt	lieben, Wasser
und g'fragt: „Wann kimmst denn hoam?“	
Am Freidhof draußt zwei Grawner san,	Gräber
zwee brave Leut lieg'n drei'	liegen darin
's old Muidal is dös oani Leut	
und's onda is mei Wei.	Weib
I denk an sö, und alli Nacht	
siach i' s'voa mir in Troam,	sehe
und all' zwee schau'n mi trauri a	
und frag'n: „Wann kimmst denn hoam?“	J. F. Dürauer.

## Volkslied in obersächsischer Mundart.

Gegend von Meißen.

E liedel in ihren,  
war wi's verwiehren?  
Sengt dr vugel nich of sein'n boom ?  
der engel nich im hemmel droom?  
E freier, fruher mutt,  
e gsung und frehlich blutt,  
gieht über geld und gutt.

E trunk in ihren,  
war wi's verwiehren?  
De aarde trenkt ihr wuasser jo<sup>1</sup>,  
der amtma trenkt sei gläsel oh.  
Erbst in der wuch raacht siehr<sup>2</sup>,  
do kimmt e kännel bier  
am sunnt'ch raacht schien derfier<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> Die Erde trinkt ja ihr Wasser. <sup>2</sup> recht sehr = sehr viel.  
<sup>3</sup> schön dafür.

### Heut scheint der Mond so schön.

Egerländer [Eger und Umgebung] Volkslied.

Heunt<sup>1</sup> scheint da Mäu(n)<sup>2</sup> süā schäi(n),  
mou i za mein Mäidlä gäih(n);  
is aa da Weegh wul weit,  
gäih i'n mit latta<sup>3</sup> Freud.

Heunt leuchtn hellaf d'Stern,  
i ho ma(n) Mäidl gēān<sup>4</sup>;  
Maidell, ruck hēā za mia(r),  
s'is ja da Bou ba dia(r).

Wenn Gott mia(r) Lebm schenkt,  
wiast a scho(n) du badenkt.  
Åwa<sup>5</sup> i såg da's fei(n),  
blei(b) ma néā<sup>6</sup> treu, néā treu.

Die eingeklammerten Laute werden nur angedeutet.

<sup>1</sup> heute nacht. <sup>2</sup> Mond. <sup>3</sup> lauter. <sup>4</sup> gern. <sup>5</sup> aber. <sup>6</sup> nur.

### De Liebe.

Schlesisch.

Kee Schluß gitt's und keen Schlüssel,  
der's Herz verschlossen kinnt,  
daß nich zuletzt de Liebe  
a Eiweg gleiwel find't.

Die kimmt stuckstill geschlichen  
ei's Kämmerle zur Nacht  
und kreucht durch's Herzenstürel  
zum Troome nei ganz sacht.

Und wer se eim Gemütte  
schließt wie an Engel ein:  
der wird schunt hie uf Erden  
as wie eim Himmel sein.

Philo vom Walde.

## Mundart aus dem Odenwald [Grafschaft Erbach].

Gelegenheitsgedicht zur Einweihung eines Wirtshausschildes.  
[Zum Hirschen].

1. Ich grieß aich all, eer liewe lait,  
die eer zum fescht hait kumme seid;  
e vivat hoch! de jung und alte!  
die noch uf alte braich ebbs halte;  
die munder seen zu rechter zeit.  
un darum aa senn kumme hait.
2. Jetz gebb mer's glas her, kummerad,  
un halt nor die budell barad!  
Deß erschte glas mit purem wei,  
es soll zu aller gsundheit sei;  
deß zwatte, deß ich drinke aus,  
vivat! es gilt dem herschwertshaus! Hirschenwirtshaus
3. Hallo, baßt uf, jetz weis ichs schild,  
seht her, de hersch, e koschtba bild!  
es is e bild vum Oorewald,  
wo's jagdhorn schallt, die büchse knallt.  
Ei bravo! mäddche, aierm fleiß!  
Ar kränz verdien kaan klaane preis. Eure Kränze . . .
4. Ich hoff, es werd aich net geraie,  
der dag, an dem mer's schild eiweihe;  
es is e dag der Fröhlichkeit  
in aaner grad net gure zeit;  
drum werd es kaaner üwwel daire, deuten  
wann mer uns heit deß fescht bereire. bereiten
5. Ich bin halt mool e luschdig seel  
un selte bei dem danze fehl;  
ich bin e fraind vun muntre lierer, Lieder  
vun brave mäddche, traie brürer; treuen Brüdern  
un habb ich noch e schöppche wei,  
do kann ich erscht recht luschdig sei.

## D'r Erlkenig.

In oberelsässisch-französischer Mundart.

Vum Güschi Götthe.

Wer rittet so spot par la nuit et le vent?

Daß isch d'r Babbe mit sim enfant.

Er hat sie Sehnle güet im Arm,

Er hebt en sicher und hebt en warm.

„Mon enfant, dü bisch so bleich und so blaß,  
Worum isch die Schürle so voll angoisse?“

„Gsiehsch nitt d'r Erlkenig mit Schweif un Krone?“

„Sall isch e Nebelstreif, Gott vrdonne! . . .“

„Mon cher enfant, kumm, gang Dü mit mir,  
 Gar scheni jeux mach ich mit Dir,  
 Gar scheni Bliemle wachse am Strand,  
 Un mi Müeder hat mang guldig vêtement . . .“

„Mi Babbe, mi Babbe, un witn nit lose,  
 Was mir d'r Erlekenig verspricht für chose ?““  
 „Sig rüehig, sois tranquille, halt d'Schnute, mon fils,  
 D'r Wind macht in de Blättre sie Griß !“

„Mon cher enfant, kumm mit m'r waidli,  
 Ich will d'r zeige flotte Maidli!  
 Si tanze luschtig, wenn andri schnorche,  
 All' Sunntig z'Hünige im Storche . . .“

„Mon cher Babbe, un siehsch nitt derrte  
 's Erlkenigs Techtere um finstere Örte ?““  
 „Mon fils, sois tranquille, ich gsieh's jo gnaü,  
 Es schine die alte Widle so graü !“

„Mon enfant, mich reizt ta belle figure.  
 Un kunnsccht nitt vo salber, so brüch ich G'walt, je t'assure !““  
 „Mi Babbe, mi Babbe ! i ka der's nur saje,  
 D'r Erlekenig packt mi am Kraje !““

D'r Babbe kriegt e Ganshüt, und rittet drüf,  
 In sine bras thüet 's Kind e Schnüf,  
 Er kummt ans Hüs: O Sankt Ballinores,  
 In sine bras isch's Kind — — kapore !

Müllheimer Tageblatt.

### D'r Lufbellung. [Der Luftballon].

Elsässisch.

Klei Kind, was grinsch un lüegsch eso      greinst, weinst  
 dim Lufbellung, dim rote, no,  
 wo dü hasch lo üswitsche?

Wisch dine Träne-n-ab nur gschwind  
 un laß ne fahre mit em Wind,  
 de kasch ne nimm verwitsche.

Bol wird's nur noch e Dupfe si,  
 denn züe de Wulke fliegt er hi  
 un tüet wie sie verschwinde.  
 So gehts grad mit de Träim un Plän,  
 wo mir so schön als mängmol sähn  
 im Lewe sich ifinde.

Se lache-n-uns gar frindlich a,  
 m'r meine 's Glick erowert z'ha  
 un wänn 's als nitt lo fahre;  
 uf eimol awer nimmt's d'r Wind !  
 Wisch dine Träne-n-ab, klei Kind,  
 me müeß se-n-ewe spare.

Träumen  
 gar manchmal

und wollen es ganz  
 und gar nicht  
 fahren lassen

R. Lustig.

## Dialektlied.

E Lied im Dialekt  
 söll rusche wie en Wasserfall,  
 tar chlopfe wie en Geislechnall  
 und priggele wie Sekt.  
 's mues schmecke wie en Maiechranz,  
 und chyde wie en Chilbitanz,  
 wo Höll und Himmel weckt.  
 Schö, wie im Märli d'Osterfee,  
 und klar und frisch wie Alpeschnee,  
 söll 's sy, und doch nid gschleckt.

Otto Nägeli.

\* \* \*

## Die Mundarten.

Die letzte Entwicklungsform der gewöhnlichen Ausdrucksweise des Volkes sind unsere Mundarten. Besonders für uns Schweizer sind sie die eigentliche Muttersprache. Was wir im Hause und im Freien, bei der Arbeit und bei den Vergnügen, in Lust und Leid, denken und fühlen, drücken wir meist in der Mundart aus. In ihr kost die Mutter mit dem Kind: „Rite, rite, Rößli“, tröstet es: „Heile, heile, Säge“, lehrt es beten: „Engeli, Engeli Zitli, weck mi morn bizitli“, oder: „I g'höre-n-es Glöggli“. Viele dieser einfachen Kindersprüche reichen Jahrhunderte zurück, ja wurzeln wie die beiden zuerst genannten im uralten, heidnischen Volksglauben; sind doch z. B. die drei Mareien nichts anderes als die drei Schicksalsgöttinnen.\*

In der Mundart auch legen die Eltern und die Schule der untersten Stufen im Kinde die Grundsätze zu einem bürgerlich brauchbaren und sittlich guten Menschen: „Tüend d'Türen-uf! Es chunnt en Ma“; „Buebe, Buebe, liebi Buebe, fönd doch au kei Händel a“; „Frisch mues mis Buebli rede“; „'s ist trurig, wie's dem Joggeli gaht“; „Inestechen-umeschläh, use-

\* Anmerkung. Vergleiche dazu:

### Zum Geschweigen der Kinder.

Schweig stilla g'schwind, ma ~ loibes Kind!  
 Da Woutzl\* kummt und nimmt de mit.  
 Schweig stilla g'schwind un halt da ~ Mäul,  
 Er is schau drass'n mit sein Gäul.

\* auch Woud, Woudl = Wodan, wilder Jäger.

zieh und abelah“; „De Chämifeger gaht dur d’Straß“ usw. Schlicht und natürlich erzählen auch die Kinder selber in der Mundart von ihrer Liebe zur Mutter, dem Vater als Vorbild, von ihren Beobachtungen, ihren Erlebnissen und ihrer Phantasiewelt.

„Die lieb Seel hät mi mängi Stund  
Uf ihre Hände trät  
Und 's Schönst und 's Bescht us ihrem Mund  
Mir tüüf is Herz ie glaid.  
Das cha nu 's Müetterli.

R. Kunz.

„I will emal de Vater si“, meint ein kleiner Gernegroß; „Juhe, de Fruehlig chunnd jetz bald, De Winter mueß si striche“; „Morn ist Fastnacht, hu, wie prächtig“: „Juhe! de Märt ist wieder da!“ jauchzt es aus der Kinderbrust. Diese in echt kindlich natürlichem Geist und Empfinden gedichteten Verse sind nicht nur eine Freude der Kinder, sondern auch eine Erfrischung des Gemütes für die Erwachsenen. Aus der Tiefe der Seele steigen die Bilder unbewußt genossenen Jugendglückes.

O Jugedyt, o Jugedyt,  
Wie-n-ist dir d'Wält so hell und wyt!  
Voll Glöggli hanged alli Bäum,  
Und 's Herz voll wunderschöni Träum  
Und 's Glück a jedem Augelid,  
Nu wäisch es nid, nu wäisch es nid.

J. C. Heer.

Aber nicht nur das sich verhärtende Gemüt wird durch solche Lieder erfrischt, viele an das Tun und die Ausdrucksweise der Kinder angefügte ernstere Betrachtungen machen diese Kinderpoesie auch zu einer vorzüglichen Geistesnahrung des ganzen Volkes. Oder wird uns das folgende Kindergedicht nicht nachdenklich stimmen?

### Was de Hansli wott gäh.

Gescht hän i de Hansli gfroget:  
Los, was wottsch du gäh?  
Weisch es scho, so tue mers säge;  
's würd mi wunder näh.

Zerschte-n-isch das Bürschtli stille,  
Luegt mi nu so a.  
Entli seit's ganz zueversichtli:  
Was echt? Denk en Ma!

I ha heimli müese lache  
Ab dem churze Bscheid  
Und drufabe tenk i bi mer:  
De redsch nüd so leid.

Gäbs us alle Schwizerbuebe  
Manne frisch, voll Muet;  
Denn stiend gwüß in eusem Ländli  
Alles recht und guet. Gottfried Gretler.

Wegen ihrer schlichten Natürlichkeit eignet sich die Mundart namentlich auch für Liebeslieder. Bald in einfacher, treuherziger Weise, bald aber auch in neckischer, ja sogar derber Art geben die Liebenden ihrer Sehnsucht Ausdruck.

A dr Ost're hemmer Hochsig!  
Zwängt 'r ohni Bsinne.  
Äch und wien is will verbärge,  
's juchsed i mer inne.

\*

Los, äs Finkli pfyfft im Baum !  
Mein, 's will öppis säge.  
's Finkli rüöft: s' ist Zyt, s' ist Zyt !  
's gruont uf Wäg und Stäge.  
Vögeli, gang gleitig hei,  
Flüg zuo's Schätzlis Hüsli !  
Säg, wän's grad am Pfeister stoht,  
Grüöß di Gott, liebs Gspüsli !      Meinrad Lienert.

Weggeleit.

Won-n-ig z'Nacht zum Meitli bi,  
Ist der Moon cho zünde,  
As ig 's Hüsli hinderm Wald  
Besser chönnti finde.

Bis ig 's Hüsli funde ha,  
Isch er mer 's cho zeige.  
„Wyter, Moon, bruchsch nümme z'cho,  
Chönne's jetz eleige !“ Joseph Reinhart.

## Reimsprüche aus der Volkspoesie.

1. Meitli, i will d'r en Batze gäh,  
Wenn d'mi last es Chüßli näh.  
„Bisch du nid e närrsches Chind?  
B'halt din Batze und chüß mi gschwind.“
  2. Min Schatz ist kei Zucker,  
Wie bi-n-i so froh!  
Sünst hett' i ne g'esse,  
Jez ha-n-i ne no!“
  3. Brambeeristüdli,  
Brambeeribluest —  
Ha einist e Schatz gha,  
Jez ha-n-i e Wuest.

4. I ha-n-e schöns Schätzli,  
Wenn's mer nu blibt;  
I stell es i's Gärtli,  
'aß 's d'Spatze vertribt!
5. 's ist mer eigeli nid so leid,  
Wenn mer scho min Schatz abseit.  
Seit er mer ab, so bi-n-i froh,  
Uf en andere Iueg i scho.
6. Mit Freude si mer zäme cho,  
Mit Freude tue mer scheide;  
I will si gern d'm Hergott lo,  
Si wird em wol verleide.

Neben den Liedern, welche der Ausdruck der Liebessehnsucht und des Liebesglückes sind, neben den Trotzliedchen und neckischen Reimsprüchen gibt es natürlich auch Gedichte der Klage über den verschmähenden, treulosen oder gestorbenen Geliebten.

My Schatz ist vertloffet;  
Kei Mäntschi weiß wohi,  
Jetz g'seht's jedes Göifli,  
Wie bleich as i bi.

\*

I han em müeße true,  
Hät Auge ka chnistblo,  
Blo Auge hend guet heusche,  
Was hett em ich nüd to.

Meinrad Lienert.

Die Liebenden suchen ihren Liebeskummer in der Fremde zu vergessen. Meist ist es umsonst. Sie sind so mit der Heimat verwachsen, daß sie unausstehbar unter dem Heimweh leiden. Und ist auch vielleicht nicht die Liebe die Ursache, daß sie in andere Gegenden oder Länder gezogen sind, sondern der Wunsch, die Welt und das Leben kennen zu lernen, oder auch der Erwerb, so treibt das Heimweh doch Tausende und Abertausende wieder in die Heimat zurück oder macht ihnen den Aufenthalt in der Fremde zur Qual. Besonders uns Schweizern liegt dieses Weh im Blut. Unwiderstehlich zieht es uns zurück nach den heimatlichen Bergen mit ihren herrlichen Alpenweiden, nach den blauen Seen, sprudelnden Bergbächen, tosenden Wasserfällen, den Silberströmen, lachenden Auen, fruchtbaren Obstgärten und wogenden Getreidefeldern, den blühenden Dörfern und prächtigen Städten, dem geselligen und heimeligen Leben. So verherrlichen auch viele Schriftsprach- und Mundartlieder unser Heimatland oder Teile desselben.

## Myne Zürisee.

Gott grüetz-di, o Gott grüetz-di,  
Myne Zürisee,  
Wie han-is doch erplanget,  
Dich endli widerz'g'seh.

I myne Heiwehträume,  
Myne Zürisee,  
Han-i di tusigmale  
E deweg vor-mer g'seh.

Gottlob, iez ha-di wider,  
Wie bist so klar so, so blau,  
Daß si de Himmel spieglet  
Und d'Berg und Dörfer au.

Und bin-i dänn verwachet,  
Wie trurig bin-i g'sy.  
Jez aber ha-di wider,  
Jez g'hörst du wider my.

Und dörft i's Höchst mir weusche,  
I weusch-ti-mer nüd meh,  
Als immer bi-der z'blybe,  
Myne liebe, liebe See.

Emilie Locher-Werling.

Auch Meinrad Lienert preist die Schönheit des Zürichsees:

„Wo cha me öppis Schöners gseh,  
As afangs Mai de Zürisee  
Mit syne grüene Hügle.“

Sein „Heiwili“ ist nicht nur ein Lied der Liebe, sondern auch der Sehnsucht nach den Schwyzerbergen.

O chöti is Bärgland !	Ä gfreutri Sunne
O chöti uf d'Weid !	Chunt übere Grot.
Wo d'Alpewind umgönd,	's ist eim, mi heig Fäke;
Und wo me cha lache	's ist eim, mi sött flüge
Ab Chrüz und ab Leid.	Se wyt as d'Wält goht.

Und d'Stärnli im Weidgras,  
Und die himmelwärts,  
Und 's Stärnli im Äugli,  
Si luoged eim alli  
Vil wärmer is Härz.      Meinrad Lienert. 's Heiwili.

Ein Heimwehlied ist auch sein Gedicht:

## Sihlsee.

I gseh di lang scho i dä Träume,  
Sihlsee, Bärgwasser klar und blo;  
Und wien äs Lüftli chunt cho fäume      abnehmen  
Äs Morgenäbeli dervo;  
Und wie das a dä Tannebäume  
Ufstygt und äntli muoß vergoh,

Das git ä See für mynesglyche,  
Wo gäre bloi Wasser hend,  
Und gäre tüönd dur d'Stuude stryche,  
Wo still und heimli Rose stönd.  
Wo 's Aug voll hend vo Zaubersprüche,  
As d'Wasserfrau ufechönd.

O Seeli, vilicht g'sehn is nümme  
 Wie d'spieglist mys grün Heimedland !  
 Wie gäre köirti d'Gloggestimme,  
 Wänn s' spot druf g'speisted umenand.  
 Dä wetti wyt driuse schwimme,  
 Bis löscht im Härz dr Heiwehbrand.      Meinrad Lienert.

Verherrlicht Meinrad Lienert sein Schwyzerland, so findet Johannes Brassel das Rheintal von wunderbarer Schönheit:

### Mis Dörfli.

1. Mis herzig Dörfli dört am Rhy,  
     Lit grad mitts uf der Welt.  
     Der Herrgott hat wol gwißt, wohi  
     Er Sammagrethe stellt.
6. 's Schönst lit vor dir. Was luegst so wit?  
     Herrgott, wie's Herz oem lacht,  
     Stond d'Bömm i schöner Frühligszyt  
     I so-n-er Bluest und Pracht.
7. Du seahst ko Stroß, du seahst ko Huus,  
     Vom ganze Dörfli meh,  
     Denn über's Dach und 's Kämmi uus  
     Hangt lutter Blüeteschnée.
8. De Kerchtor nu mit guldnem Knopf  
     Luegt über Dorf und Feld,  
     Die Gwündernas streckt Hals und Kopf  
     Schier bis a's Himmelszelt.

Stolz ist auch der Thurgauer auf seine Heimat:

1. De Thurgi ist e prächtigs Land,  
     Glaub's no, soß wer i taub,  
     Ond wänn's vil Wy ond Öpfel get,  
     So häm-mer Gält wie Laub.
3. E bravi Frau ond liebi Chend,  
     E Huus ned z'groß, ned z'chly,  
     Ond z'schaffe gnueg, do cha me jo  
     Wol glücklech si deby.

Am Abend grüßt noch der Säntis, über und über rot.  
 Gilt der Gruß nicht seiner Braut? Weit und breit könnte er auch keine brävere und schönere finden.

7. Ond glaubsch es ned, so chomm im Mäi  
     I's Bluest, so wyß wie Schnée,  
     Was gelt's, du gest dänn sälber zue,  
     Es chönn nünt Schöners ge !
8. Drom isch's mer o vil lieber jo  
     Als Hüüfe Guet ond Gält;  
     Chorzm, my Ländli gäb i ned  
     Om alles i der Wält !

Und wie schön ist nicht das Glarnerländchen:

1. Üüsers Ländli ist nu chly,  
Aber schü, was will-me mih?  
Chänd, ir liebe Lüt, emal,  
Und es gfallt ech überal.
23. 's ist nüd groß, mer wüssed's schu,  
Doch mer dörfed's luege luh;  
Säged nu, ir hebed's gsih,  
Und dernah. was wänd si mih?
24. Wie-n-e Bruut im Hochsetgwand  
Ist im Summer ds Glarnerland;  
Auh der Winter staht em a.  
Mer wänd's guet in Ehre ha!

Kaspar Zwicky-Laager.

So hat fast jeder Fleck Schweizererde seine wunderbaren Schönheiten oder seine geheimeren Reize und auch ihren Verherrlicher. Und wie die einzelnen Teile, so verdient auch das Ganze gepriesen zu werden.

„Wie schön hät Üserherrged  
Nüd 's Schwyzerländli gmacht!“

röhmt Meinrad Lienert unsere Heimat. Wie wäre es da möglich, daß auf diesem eigenartigen Lande nicht auch die Leute ihr bestimmtes Gepräge erhielten, bei dem ein herbes Selbstbewußtsein nicht unwesentlich ist?

Und was ig ha vo heime,  
Das träg i mit mer no:  
Es isch e herte Schwyzergring,  
Wo meint, es göih no nit so gschwing  
Und 's Dach vom alte Schwyzerhuus  
Halt no 'n-es Wätter us.

Jos. Reinhart.

\* \* \*

Aber die Mundart ist nicht nur gleichsam der Ausdruck des Volksgemütes und des Volkscharakters, sondern sie bietet auch ein hohes wissenschaftliches Interesse. Sie bildet die Brücke zum Übergang ins Mittel- und Althochdeutsche und damit in die germanische Sprachwissenschaft; sie ist damit auch ein Schlüssel zum Verständnis der Schriftsprache. Die Mundarten sind aber auch deren unentbehrliche und unversiegliche Quellbäche.

Im großen ganzen hat sich in unsren Dialekten noch der Lautstand des Mittelalters erhalten, ja in einzelnen Gegenden haben viele Wörter fast vollständig den Charakter des Alt-

hochdeutschen bewahrt; denn je nach der größern oder kleinern Abgeschlossenheit des Gebietes, je nach den Siedelungs- und Bevölkerungsmischungsverhältnissen sind die Mundarten auf einem ursprünglicheren Stand stehen geblieben oder haben sich mehr abgeschliffen und sind namentlich auch, besonders in neuester Zeit, stark von der Schriftsprache beeinflußt worden. Die Schweiz hat sich noch als das mundartlichste Gebiet erhalten; in ihr finden wir auch, wie auf einer Musterkarte zusammengedrängt, vielfach die seltsamsten Formen.

Welch gewaltige Unterschiede sich zwischen den verschiedenen Dialekten vorfinden, ersehen wir schon aus einem kurzen Vergleich einiger Mundartproben. Unser Wort „Mutter“, niederösterreichisch Muida, Muidal, elsässisch Müeder, ist im schwyzerischen Muoter (Muotter) noch auf dem mittelalterlichen Lautstand stehen geblieben, in den meisten Gegenden der Schweiz aber zu der abgeschwächten Form „Muetter, Müetti, Müetterli“ übergegangen. Wie verschieden klingen das Glarnerische „schü“, das Schwyzerische „schöin“, das Obersächsische „schien“, das Steierische „schen“, das Thurgauische „schö“, das Zürcherische „schön“! „Chunnt, kummt, choond, kimmt, kommt; gaht, geit (geiht), gieht“, goht; nüt, nünt, nütz, nix, nex; Chileturm, Chilcheturm, Chilcturm, Chircheturm, Kerchtorn, Cherecheturm; Brambeeri, Brämer, Brämele, Brumbeeri, Bruubeier lassen sich zum Teil nur schwer als die gleichen Wörter erkennen. Z. B. nur das Wort Mond: Māno [Wallis], Mane (B.), Mu (Gl.), Mün (Gr.), Ma, Mo, Moon, läßt uns ganze mundartliche Gebiete voneinander unterscheiden. Für Ameise finden sich beispielsweise nur in der Schweiz folgende mundartliche Formen: Ämeise, Ameisa, Ameisse, Ämese, Ämesse, Ämeß, Ammässe, Omese, Äbese, Anbeisa, Ambeisse, Ambeißli, Ambeißki, Ampeisse, Umbeisse, Umpeisse, Umbeise, Abeisi, Abeissi, Handbeißi, Hambeißi, Hampeißi, Humbeiße, Höbeiße, Empeis(s)le, Enggeisle, Ambeißge, Hambeißge, Ambeizgi, Ambetzgi, Ambitzgi, Hambitzgi, Ambitzli, Ambeßli, Ämbesse, Imbiße, Wumbitzgi, Wurmbitzgi, Wurmeßli, Wurmeisi, Wurmeißi, Wurmäusli, Wurmasle, Wurmbasle, Wurmbäseli, Umbasle, Humbasle, Hobäsle, Obäsle, Wombasle, Wurmwasle, Wambusle.

Wie mannigfaltig sind die Mundart-Ausdrücke für das Veilchen (*viola adorata* oder *arvensis*). Von dem ursprünglich lateinischen Wort haben sich folgende Abarten gebildet: Viöli, Viöli, Viönli, Vihönli, Vinönli, Vinehönli, Vinehöndl, Vigenönli, Visenöndi, Viserenöndl, Vigeli, Veigeli, Veili, Veietli, Veiöli,

Guviönli, Guvhönli, Gufenönli, Gufehönli, Gufenöli, Gifenönli, Vigenönli, Aviönli, Haviönli, Affenöli, Affihöndl, Ofenöndl, Schmöckerönl.

Da ist es begreiflich, daß oft ein Dialekt auch einem Mundart-Sprechenden nur schwer oder gar nicht verständlich ist und er einem Hochdeutschen wie eine ganz fremde Sprache klingt; denn wie bei einer Fremdsprache ist sogar von einer Mundart zur andern der Wortschatz zum Teil ein anderer, während die Differenz im Wortklang meist noch viel größer ist.

Meiner Mundart sind z. B. folgende Wörter fremd oder werden in anderem Sinne angewendet: Abäkbock (Scheitstock), abegusle=herunterhäkeln, Aatrauf=Dachtraufe, Uustag[Ustig]=Frühling, arig=seltsam, änze=tadeln, abflachse=durchprügeln, abläschle=ablocken, Äcke=Nacken, ääke=jammern, Ääki=Jammerer, Quälgeist, albe=ehemals, aräble=anfahren (anrempeln), Artefüfi=Schwarzwurzel, Arleb=Schulferien, Bachteli=Glockenblume, bafle=schwatzen, Bafli=Plappermaul, bärze=ächzen, stöhnen, batte=nützen, (etwas) abtragen, beite=warten, pfirre=heranschwirren, -wirbeln, pfose, pfosle=trippeln, pfüpfe=fast herausplatzen mit Lachen, kichern, bjorne=heulen, zetern, byste=pusten, keuchen, Bekilöiter=Geschirrflicker, Bluug=Täuschung, Trug, bräisle=schmoren, Buote=Schnupftabakdose, bloog=durchsichtig, zart, bröige=die Stimme verstellen, Bünnerposterli=Vogelscheuche, buschig=rührig, regsam, B'stöckt=Jauchegrube, prägle=rösten, schmoren, brodeln, prasseln, pralatzge=flunkernd-, prahlerisch reden, bryse=schnüren, durchziehen, nesteln, Brysnadle=Durchziehnadel, Brätsch=Klaps, Prügel, brätsche=prügeln, klatschen, chädere=schreien, zanken, chafle=schmieren, sudeln, Chafli=Schmierfink, chare=schmieren, chäre=klagen, chirble=röcheln, rasselnd atmen, Chyster=Heiserkeit, chysterig=heiser, chlöne=wehklagen, jammern, Chlöti=Klotz, Grobian, Chlupf=(plötzlicher) Schreck, chlüpfig=leicht zu erschrecken, Chniepi=saumseliger Mensch, Chnüder=Knirps, Wicht, chosle=im Wasser herumpantschen, schmutzige Arbeit verrichten, sudeln, Chosli=Schmierfink, Chidli=Pflanzenschoß, Pflanzenstengel, d'Chappe schrote=den Text lesen, den Meister zeigen, Chrumme=Schweinekoben, chuppe=schmollen, Chlack=Spalte, Schrund; Riß, Sprung (an der Hand), Chrache=tiefe, enge Schlucht, Täber=Aufregung, Verwirrung, Kopflosigkeit, dampe=schwatzen, plauschen, Damp=Geschwätz, tanggle=kneten, däsele=liebkosen, schmeicheln, dorfe=plaudern, Tonner=Taglöhner, Tagmergof=Taglöhners-

kind, *tromsig* = quer, verkehrt, *Trümel* = Lippe, *Tschäder* = Geklapper, *Gerassel*, *tschaagge* = einherschleichen, sich schleppen, *tschalpe* = (einher) schlurfen, *Tschalpi* = Tropf, *Nachtreter*, *tschärbis* = quer, verkehrt, *tschärpele* = einherschleichen, -trippeln, *tuble* = schmollen, trotzen, *Tubli* = Schmoller, *Trotzkopf*, *düderle* = verlauten lassen, verblümt auf etwas anspielen, *Tümpfi* = Beute, *Bug*, *Dußla* = Buckel, *dreiße* = säumen, *zögern*, *tyre* = schlendern, *fääsche* = (ein)wickeln, *Fääschi* = Wickelzeug, *Fäschiband* = Wickelzeug, *eitue* = gleichwohl, *etsches* = etwas, *frue* = froh, *flüttere* = flattern, *Flüderröckli* = Backfisch, *fäume* = abnehmen, *Gänterli* = Schränkchen, *Gali* = Flegel, *Tölpel*, *Gimpel*, *Ghüder* = Kehricht, *Plunder*, *Ghürsch* = Wirrwarr, Durcheinander, *Gitzgnäpper* = Geizhals, *glarig* = bunt, *grell*, *glarigrot* = knallrot, *Gloschli* = Unterrock, *grauere* = schlummern, *Günsch* = Endefinken, *Ghüti* = Schar, ä *Cheuggi* = eine Entschiedene, *Resolute*, *G'spüslig* = Gespons, *Schatz*, *glyßele* = verstohlen blicken, *gschmuecht* = elend, *blöde*, *ghye* = seelisch angreifen, *gnäiste* = Funken sprühen, *galandriere* = appretieren, (bildl.) zurechtstutzen, fein machen, *G'schläsmets* = Rauchfleisch, *g'schläsmig* = welk, *Grompere* = Grundbirnen, *Kartoffeln*, *jöisle* (jeseln) = klagen, *Hoschtet* = Baumgarten, *Härgummel* = Kartoffeln, *hüntschi* = stark, *Hootsch* = Schlampe, *hootschig* = nachlässig, liederlich, *kantsem* = zutraulich, *kurlig* = sonderbar, *seltsam*, *Lanzig* = Lenz, *Loubfläcke* = Sommerprossen, *Löufterli* = Fensterflügelchen (Schiebfensterchen), *müpfe* = stoßen, *puffen*, *Mektig* (Meckti) = Mittwoch, *muere* = morgen, *miecht* = matt, *maugle* = dämmern, *medig* = wahrhaftig, bei Gott, *mulblette* = Mundharmonika spielen, *Rystetschupp* = Flachshaar, *räuke* = erröten, *röisch* = entschlossen, *Söl* = Narr, *Scharöti* = Gesichtsrose, *schytter* = gebrechlich, *altersschwach*, *Schminggel* = Zierbengel, *Spinnhuppele* = Spinngewebe, *Söderi* = Schweinekerl, *usöd* = roh, *schonungslos*, *schuime* = melken, *übersünig* = ausgelassen, *tolldreist*, *umedyche* = herumschleichen, *uwattlig* = ungeschickt, *ungebärdig*, *unanständig*, *useprieste* = herausbrüllen, sich verbräme = sich rußig machen, *verhürsche* = verwirren, *verwickeln*, *verhürschet* = verworren, *wirr*, von Sinnen, *vermöükt* = heimlich, *verblümt*, *verchrose* = zermalmen, *zerquetschen*, *vergible* = (fast) aus der Haut fahren, *vergehen* (vor Ungeduld), *verhootsche* = verlegen, *vertuble* = austrotzen, ausbrummen, sich wieder zufrieden geben, *wäffele* = aufbegehren, brummen, *walbe* = lehnen, *walpele* = wackeln, schaukeln, *wärweise* = hin- und herraten, *wattlig* = freundlich, artig, *zaagge* = trödeln, drucksen,

säumen, zäpfle = ausspotten, zybe = glitschen, Zybi = Glitschbahn, ziggle = necken, sticheln, zuune = nützen, wirken; das zuunet = das wirkt! Züttel = Tropf, Waschlappen, Zwächeli = Handtuch, Zwaspel, Zwaspli = Quecksilber, Hampelmann.

Viele dieser mundartlichen Wörter stehen nun durch ihren Lautstand dem Mittel- und Althochdeutschen viel näher, als das bei den schriftsprachlichen Bezeichnungen der Fall ist. So ist das Wort Turn, wie es sich z. B. noch in Chilchturn (Bern) und Chercheturn (Appenzell) vorfindet, nichts anderes als das mhd. turn, [lat. turris; Luther schreibt noch thurn und thurm; wahrscheinlich wurde es in der Form „turn“ etwa ums Jahr 1000 aus Ostfrankreich entlehnt].

Brambeeristüdli, Brambeeribluest weisen noch das ahd. brāma (f), bramo (m) und das mhd. brāme = Dornstrauch auf. Auch in der Mundart kann aber das Gefühl für die lautliche Zusammengehörigkeit verloren gehen. So sagt man z. B. in meiner engern Heimat (bei Elgg) noch Brāmetörn, Brāmestüde, aber Brumbeeri [Brombeere, ahd. brāmberi, mhd. brāmber].

Aus Chännel, Chängel, mhd. z. B. känel, kenel, ahd. chánali können wir noch das lat. Grundwort canālis [von canna = Rohr] = Röhre, Rinne erkennen. Dazu gehört natürlich das Fremdwort Kanal.

Das bei uns noch sehr häufig gehörte ifädme (ifädle) — bei Goethe findet sich in Werthers Leiden die Form abfädme — enthält noch das indogermanische **m**, welches dann im Auslaut in **n** übergegangen ist, sich aber in Ableitungssilben bis ins Mhd. und in den Mundarten bis in die Gegenwart erhalten hat: Besen, Bësem, ahd. bësamo, mhd. bës(e)me, bësem; Boden, Bodem, ahd. bodem; (vgl. Bodmer) Busen, Buesem, ahd. buosam, buosum, mhd. buosem (buosen); Faden, Fadem, ahd. fadam, fadem, mhd. vadem (n.); Gaden, Gadem, (vgl. Gadmental), ahd. gadem, gadam, mhd. gadem, gaden (Haus von nur einem Gemach, Kammer, hochgelegener Verschlag). In Württemberg, Luxemburg ist das alte **m** bewahrt geblieben.

Brosme = Brosamen steht noch in engsten lautlichem Zusammenhang mit ahd. brosma, mhd. brosem, bros(e)me. Unser schweizerdeutsches „gsi“, dem mhd. gesîn entsprechend, ist noch ein Überbleibsel des **es**-Stammes, der gemeinsam mit zwei andern sich noch in den Konjugationsformen des Verbs „sein“ erhalten hat. Reste dieser es-Wurzel haben wir noch in **ist, sind, seid** {sollte richtiger seit geschrieben werden}, **sei, seien** [Sie]. Der zweite Stamm liegt den Formen, die mit **b** beginnen, zu-

grunde, also **bin** und **bist**, sowie in dem mundartlichen Imperativ **bis** [z. B. „bis stille“]. Die dritte Wurzel w s finden wir in war (was), waren, gewesen. Schon im Mittelalter hat sich diese letztere Partizipform als die gebräuchlichere durchgesetzt [vgl. gewest, g west, g wen, g w ].

Singt Thomas Koschat: „Verl ssen, verl ssen, verl ssen bin i! Wia der Stan af der Str  en, ka Diandle m g mi!“ oder: „H b ka Traurigkeit 'kennt, ist mein Dirn zu mir 'kum, doch d s Schicks l w r h rt, h t a den Trost mir g num‘, so decken sich Diandle und Dirn dem Wortsinne nach selbstverständlich keineswegs mit dem Schriftdeutschen Dirne, sondern haben, wie allgemein in den bayrisch- sterreichischen Mundarten, die ursprüngliche Bedeutung Mädchen, Jungfrau, modern ausgedrückt „Fräulein“.

Entsprechend dem mhd. Präsens: ich kume, wir komen, sagen wir mundartlich „ich chumme, mer ch mm d“. In der Schriftsprache ist dann später die Einzahl den Formen mit o angeglichen worden. Das Verb geht zurück auf ahd. qu man, got qiman. Davon abgeleitet hatte man die Pr sensform (ich) quimu [vgl. das got. Vaterunser: quimai thiudinassus theins], von welcher sich das bayrisch- sterreichische „kimma (kimm), kimmst, kimmt entwickelt hat. Das ahd. qu man hat sich noch erhalten in bequem= (was einem) zuk mmlich (ist), [z. B. es sich bequem machen]. Mit der Zeit hat dieses dann auch einen Bedeutungswandel durchgemacht und den Sinn von „tr ge, nachlässig“ angenommen.

Die Verschiedenheit des Anlautes in kommen und (be)quem erklärt sich daraus, daß man in der alten Sprache Lippen-gaumenlaute hatte, indem k, g und h mit einem w-artigen Laute — jetzt noch in qu erhalten — verbunden wurden. In den einen Sprachen blieb dann nur der w-, in den andern nur der Gaumenlaut. Daher sind z. B. lat. venio [frz. venir] und das deutsche „kommen“ verwandte Wörter. Man glaubt, daß jenes sich aus „gvemio“ entwickelt und dann den Gaumenlaut verloren habe, während qu man, durch Ausstoßung des w-Lautes [wie sie vor e und o erfolgen konnte], zu „kommen“ geworden sei.

Das schwäbisch-schweizerische „Bluest“, mhd. bluost, geht auf die idg. Wurzel bhl s, verwandt mit bhl =bl hen, zurück und ist eigentlich das gleiche Wort wie das aus dem Lateinischen her bergenommene Hauptwort Flor [daneben Flora, florieren von florere (für fl sere)]. Vgl. Lautverschiebung. Der Lautverschiedenheit in bl hen — Blust ist parallel zu setzen die in

brennen [urspr. nur ein n, vgl. engl. to burn] — Brunst, gönnen — Gunst, trauen — Trost, altgerm. spanan [locken, reizen] — Gespenst [Lockung, Trugbild], spinnen [engl. to spin] — Gespinst, ferner die in kommen — (An)kunft, vernehmen (mhd. vernēmen) — Vernunft, ziemen [zēman] = Zunft.

Auf die wichtigste Übereinstimmung der Mundarten mit dem Mittelhochdeutschen, nämlich die der Binnenvokale, sei hier nur hingewiesen. [Vgl. Hus — hus, Hüser — hiuser, mī — mein, sowie die Diphonge iě, ue, üe: liěb, guet, süeß.]

Beispiele für die ungleich durchgeführte Diphongisierung sind: frei — fry, drei — dri, schreie — schrie, g'heie — g'kie, boue — buwe, g'schroue — g'schru(w)e, Stei — Sta, keine (aber „ken Ma“) — kaan(er), auch — aa (ah).

Oft haben Orte, die geographisch nur 1—2 Stunden auseinanderliegen, schon ganz bedeutende Unterschiede in der Lautfärbung. So ist es z. B. in meiner engern Heimat, wo sich die Mundart des Schauenberggebietes schon etwas abhebt von derjenigen in Elgg und noch viel mehr von der in Schneit, Hagenbuch und Aadorf, sowie der des Tößtals. Das in das Ohr fallendste Kennzeichen ist dabei das helle und das dunkle a und das o [Mā (helles a), Mā (dunkles a), Mō]. Es mag sich darin z. T. der Charakter der Leute spiegeln; noch mehr aber sind diese Verschiedenheiten offenbar der Ausdruck der regionalen Abgeschiedenheit und der verschiedenen wirtschaftlichen Zusammengehörigkeit.

So ergibt sich von weltabgelegenen Gebieten vielfach auch ohne weiteres der Zusammenhang der Mundart mit dem Althochdeutschen. Aus einer Studie über die Mundart von Visperterminen im Wallis von Dr. Elisa Wipf will ich hierüber z. B. nur folgendes anführen: Den gleichen Lautstand wie im ahd., oder wenigstens einen sehr ähnlichen, haben folgende Wörter: aro=Adler, fano=Fahne, garto=Garten, hano=Hahn, wado(m)=Wade, wana [ahd. hwanān]=woher, waso=Rasen, leffill (ahd. leffil)=Löffel, hell (hella)=Hölle, ermill (ermillo)=Ärmel, henna=Henne, senno=Senn, rēba=Rebe, schnēcko(snēcko)=Schnecke, gidígu (gidigan)=dicht, gibu=(ich)gebe, hímill (himil)=Himmel, hirni=Hirn, ígill (igil)=Igel, wisla (f), ahd. wisula=Wiesel, hilffu=helfe, brunno=Brunnen, sunna=Sonne, mucka=Mücke, zunga=Zunge, wolla=Wolle, oba, obana=oben, māno=Mond, mānot=Monat, rīffo (rīfo, älter hrīffo)=Reif, taga=Tage, hirta=Hirte, forna=vorn, mīnero, mīnera=meiner, nimu=nehme, lisu=lese, Dat. Plural tagu=Tagen, wortu=Worten, sēlu=

Seelen, hirtu = Hirten. Ganz altdeutschen Klang haben auch: färund = fahrend, offundi = offen, an œbundi matta = eine ebene Matte, karipfet = gereift, giblāgot = geplagt, antbrennu = anzünden, antbrinnu = entbrennen, in Brand geraten [früher brennen und brinnen; brennen als faktitives Verb = brinnen machen], arfillu = erfüllen, bigœgnu = begegnen, bigriffu = begreifen, bitsalu = bezahlen, gibredigot = gepredigt, gikhältot = verwahrt, verborgen, gibibinot = gezittert, gitswurnot = gezwirnt.

Wenn nun auch zwar die meisten Mundarten bei weitem nicht so viele Anklänge an eine etwa ein Jahrtausend verflossene Zeit aufweisen, so haben doch sehr viele mit dem Ahd. eine große Vorliebe für die volltonenden Vokale gemeinsam. Man vergleiche z. B. hierüber das Volkslied in schwäbischer Mundart mit seinen prächtigen vokalreichen Wörtern: rausabäkla, bluamaröckli, bluamaduft, äugela, gesponna, gstromta, farbaperla, morgagwand, oder aus der steiermärkischen Ansprache bei Anlaß der goldenen Hochzeit: guldanan, Poradeis, keman, mitanonda, vagonga, guadi, imeramol, deamiatigi. Aus andern Mundarten seien z. B. hier angeführt: wia, müaß'n, Huat, Schiaßn, Bleamön, gigrynut, verzärtlut, oani, gibättut, i da G'hoam.

Häufig fehlt den mundartlichen Wörtern der konsonantische Abschluß, wie er in den entsprechenden hochdeutschen Bezeichnungen vorhanden ist: Wī, (Wei), sī, mī, g'reue, lache, rede, i d'Schuel, oa Bui, koa Ma, Jugedyt, ei's Kämmerle; ferner: nua (dös tat mi) vodriaß'n, viel spoda woa's, voll Wossa g'habt, voa mir, latta Freud, nēa treu, åwa, volla Brust, insa Herrgott, von da Leba weg, vatrag'n, Vodaland, oder dann: Himmötür, Chiuchhof, viu, auwäg, fuchstūfuwiud, Ängu, Himu, wöue, ömu, sāwber. Es handelt sich vor allem um den n-, r- oder l-Abschluß. Auch das t wird häufig weggelassen: Predig, isch, u, un (für und), nich, bisch, glaubsch es nid, wotsch es; ebenso das ch: i, mī, sī, Züri, Vergißmeinnit. Offenbar erfolgt diese Weglassung namentlich aus Bequemlichkeitsgründen. Die Artikulation wird im allgemeinen so gewählt, daß die einzelnen Laute räumlich nicht weit auseinander gebildet werden müssen und die Sprechbewegungen keinen so großen Kraftaufwand nötig machen. Man vergleiche z. B. die Intensität, welche für die Aussprache obiger Ausdrücke mundartlich und schriftsprachlich notwendig ist. Wir Schweizer im besondern bevorzugen mehr die Kehllaute und die Gaumenartikulation, während

beim hochdeutschen Sprechen allgemein mehr die vorderen Mundpartien in Anwendung kommen. Fast ohne weiteres übertragen wir diese Lautbildung auch auf das Hochdeutsche, und so hat die Aussprache der meisten „Hochdeutsch“ sprechenden Schweizer eine etwas dialektische Färbung.

Selbstverständlich ist die Weglassung von Lauten in den einzelnen Mundarten ganz verschieden, ja sie erfolgt auch in ein und demselben Dialekt nicht gleichmäßig, z. B.: „di“, „ha“, aber „din Huet“ und „ha-n-i“. Unter Umständen werden auch nicht Laute weggelassen, sondern zum bequemen Sprechen solche eingesetzt. Unsere schweizerischen [allgemein alamannischen] Mundarten unterscheiden sich zum Teil von den andern geradezu durch ein eingeschobenes „n“ (vergl. z. B. Appenzeller- und Berner-Mundart: nemm-n-au (ke Patent droff), wo-n-er, wi-n-es, zu-n-im).

Der Grundsatz des kleineren Kraftmaßes beim Sprechen lässt sich besonders auch aus der Angleichung (Assimilation) der Laute erkennen. Sie besteht in dem Bestreben, zwei nebeneinanderstehende Mitlaute ähnlich oder gleich zu machen. Ihr ist z. B. die Bildung von Amboß, Eimer, empfangen, empfinden, empor, Imbiß, Himbeere, Homburg, Bamberg, Wimper, Württemberg [an(e)bôz, einber, enpfâhen, enpfinden, enbor, inbiż, hintber, Hohenburg, Babenberg, wintbrâ, Wirtenberc] zuzuschreiben; durch sie sind Hoffart (hôchvart), dumm (tump) Kummer (kumber), Krümmung (krümbe), Lamm (lamb), und Zimmer (zimber) entstanden. [Mundartlich noch jetzt vielfach kümbere, chrümbe (Verb), Zimberma, zimbere]. Im Dialekt hat man z. T. die gleichen Beispiele für die Assimilation. Als andere seien hier noch angeführt: Hampfle (Handvoll), Bettmümpfeli (-Mundvoll), samft [Nibelungenlied: samfter tôt], Sammergrete (St. Margrethen), Bemsel, Epperi (Erdbeeren), gömmer [gönd mir = gehen wir], lömmer (lassen wir), wämmer (wänd mir), simmer (sind wir).

Durch Auslassung von Lauten und Zusammenziehung von Wörtern gewinnen so die Mundarten noch weiter an Einfachheit gegenüber der Schriftsprache. Man vergleiche z. B. Arvel, (Armvoll) Appizeller, Afikat (Advokat), Bungert (Baumgarten), Wingert (Weingarten), morn, nanig (noch nicht), Firabig, (Feierabend), amme Dunstig (an einem Donnerstag), abez'cha (herunterzukommen), uezie (hinaufziehen) mit den entsprechenden schriftsprachlichen Ausdrücken. Es ist natürlich nicht gesagt, daß ein aus weniger Lauten zusammengesetztes Wort auch leichter

zu sprechen sei; auch zeigen sich in den Mundarten selber sehr große Verschiedenheiten; aber aus sehr vielen Beispielen ergibt sich meines Erachtens doch ohne weiteres die außerordentliche Einfachheit der mundartlichen Ausdrucksweise. Zum Vergleich führe ich an:

La mi ga!	[6 Laute].	I(ch) ha z'Abig g'ha.	[11(12) Laute].
Lass(e) mich gehen!	[11(12) „ ].	Ich habe zu Abend gehabt.	[19 „ ].
Me cha's sta la.	[10 „ ].	Wottschäc̄t cha?	[10 „ ].
Man kann es stehen lassen.	[19 „ ].	Willst du kommen?	[15 „ ].
Ha's elei glo	[10 „ ].	Bi nit heicho.	[10 „ ].
Hab' es allein gelassen.	[17 „ ].	Bin nicht heimgekommen.	[18 „ ].

Bei größern Sätzen und bei verschiedenen Mundarten finden sich die Verkürzungen natürlich nicht in gleichem Maße; doch machen sie z. B. auch etwa  $\frac{1}{6}$  bis  $\frac{1}{3}$  aus. Zur Veranschaulichung sei hier aus Ernst, Proben deutscher Mundarten, folgender Satz gewählt:

Salzburg:	Wie vü'l Toglina mainös Vaada'n hab'm Brad im Überfluß, i aba vaderb vo Hunga.	[59 Laute.]
Amberg (Oberpfalz-Bayern):	Wei vil Toglenâ haben ba man Vodan Broud in Ibafluß, und i mouß dou no dahungan.	[63 Laute.]
Regensburg:	Wöi viel Tagwerka habn bei mein Vadan Bràud in Übafluß, und i màuß da no voa Hunga sterbn.	[71 Laute.]
München:	Wie vill Täglehna hâben bei mein'n Voda Brod g'nue, und i mueß do no' dahungan.	[58 Laute.]
Vorarlberg:	Wie viel Taglühner mi's Vaters heand z'iësset gnug, und ih hië gaär nünt.	[55 Laute.]
Zürich:	Wie vill Taglöhner vo mim Vater händ z'esse gnueg, und ich mueß fast sterbe vor Hunger.	[65 Laute.]
Berner Oberland:	Wie vil Tagwaner hat myn Alt, die hei z'esse mieh wängnue, un i mueß vor Hunger druf go.	[65 Laute.]
Straßburg:	Wi vil Talöner bi mi'm Vater hânn Brot im Überfluß, ich aber geh vor Hung'r zu grund.	[62 Laute.]
Fulda:	Bö vil Toalöhner hot min Voter, de Brot de Füll hohn, ohn ich verderb do Hongers.	[58 Laute.]
Würzburg:	Bei mein Vottar kämm a lost Daglühner überflüssi brüt, un hijar starb i Hungarsch.	[60 Laute.]
Obersachsen:	Wi veel Tagelüner hat nich mei Vat'r, de alle Bruds de Fülle han, un ich v'rdärbe hi ver Hung'r.	[67 Laute.]
Hochdeutsch:	Wie viele Tagelöhner hat mein Vater, die mehr als genug zu essen haben, und ich muß vor Hunger [fast] draufgehen.	[78 (od. 82) Laute.]
Oder:	Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben Brot in Hülle und Fülle, und ich muß fast vor Hunger sterben.	[76 Laute.]

Nebenbei sei hier noch auf die verschiedenen Formen für Tagelöhner, Vater, Brot, Überfluß aufmerksam gemacht.

Sehr häufig, und in der Mundart noch mehr als in der Schriftsprache, sind auch die Verkürzungen von Personennamen: Heiri, Chueri, Sepp, Edi, Bäbe, Züs, Käther usw.

Wenn also die Mundarten im allgemeinen offenbar einfacher und kürzer sind als die entsprechenden schriftsprachlichen Ausdrücke, so kann immerhin auch das Gegenteil der Fall sein. Das ergibt sich z. B. aus sehr vielen Formen für die Wörter Ameise und Veilchen.

All diese lautlichen Verschiedenheiten haben dazu geführt, die hochdeutschen Mundarten einzuteilen wie folgt:

## I. Oberdeutsch.

Die hochdeutsche Lautverschiebung ist hier am vollständigsten. Verkleinerungssilbe -le, -el, -erl. Die alten mhd. Zwielauten ie, ue sind Doppellaute geblieben, auch wo sie verändert sind. Beim Zusammentreffen von Selbstlauten zweier Wörter bleibt ein sonst ausfallender Mitlaut erhalten oder es wird ein n eingeschoben. Anlautendes st und sp werden immer scht und schp gesprochen.

### A. Schwäbisch-Alamannisch.

1. Alamannisch: Die deutsche Schweiz, Vorarlberg, die Landschaften östlich und nördlich vom Bodensee und am Südabhang des Schwarzwaldes.

Die alten Längen i, ü, ü sind im allgemeinen erhalten geblieben; ch ist anlautend und nach e und i ein ebenso rauer Kehllaut wie nach a; die Wortschlüsse sind durch Abwerfung oft verstümmelt [i, bi]; unbetontes i oder e, häufig auch Mitlaute, werden ausgelassen [g'seh, nid]; st und sp werden in- und auslautend scht und schp gesprochen. Verkleinerungssilbe -li.

2. Elsässisch. Elsaß ohne den Nordrand, Baden vom Feldberg bis nach Rastatt hin.

Es unterscheidet sich vom Alamannischen besonders durch die Umwandlung des ü zu ü oder noch eher zu ü. [lüegsch, üswitsche, tüet, güet, züe.]

3. Schwäbisch. Im Königreich Württemberg und im bayerischen Schwaben.

Die altdeutschen Selbstlaute  $\hat{\text{i}}$ ,  $\hat{\text{u}}$ ,  $\hat{\text{ü}}$  sind in ei (gesprochen  $\text{éi}$ ), au (gesprochen  $\text{óu}$ ) und eu (gesprochen  $\text{éi}$ ) verwandelt. Vor den Nasallauten n und m werden i, u und ü zu e, o, e (ö) [nemm, sonna, kommt]. Wo ein n ausfällt (z. B. vor s), tritt eine starke Nasalierung des vorausgehenden Vokals ein [ko $\tilde{\text{ñ}}$ s, fe $\tilde{\text{ñ}}$ , de $\tilde{\text{ñ}}$ ], eine schwächere, wo das n erhalten bleibt oñ. St und sp werden wie im Alamanischen unrein gesprochen. Verkleinerungssilbe -le [Büeble, Gsichtle, Mädele, Bildle].

### B. Bayerisch-Österreichisch.

1. Altbayrisch-Österreichisch. (Behagel unterscheidet diese Dialektgruppe in eine mittel- und eine südbayrische.)
  - a) Ober- und Niederbayern, Tirol, Salzburg, Ober- und Niederösterreich;
  - b) Steiermark, Kärnten, Sprachinseln in der Krain, in Ungarn, im Banat und in der Bukowina.

Nach Ernst, Proben deutscher Mundart.

Für mhd.  $\hat{\text{i}}$ ,  $\hat{\text{u}}$ , iu ( $\hat{\text{ü}}$ ) steht ai, au, ei oder ai [mei (Schatzerl), Poradeis, Freidhof, jautz' aufa]; an Stelle der mhd. ie, uo, üe finden sich Zwielautbildung mit a: ia, ua, üa [wia, Liab, guat, thuat, grüaßn, glüatign]; das helle hochdeutsche a klingt wie å oder o Schlägn, häbn, [Brautpor, Tog, gfolln, don und won]; statt eines unbetonten e ist ein a gesetzt [guldanan, keman, vagonga]; mhd. ei ist hier zu oa geworden [oan, koan, zwoa, i woäß nit]; l, r und n sind oft kaum hörbar; [volla, Leba]; wird das n ausgelassen, so hat der vorangehende Vokal in der Regel eine nasale Färbung [kōa Halt, mei ~ Mo ~]; st wird nur im Anlaut und nach r unrein gesprochen [schtehst, erscht, aber finster]; neben dem-n- findet sich auch noch das r- als Bindelaut [wir a Freudngschrei und wir a Donkgebet]; Verkleinerungssilbe auf -el, 'l, erl [Dörfel, Dianal, Bixal, Leutl, Greatl, Miaderl, Schätzerl, Goscherl]. Ganz alte Formen sind ees (ös) und enk [Ees zwoa Leutl, und gern hobbs Enk ghobb].

2. Oberbayrisch. [Oberpfälzisch und Westböhmisch.] Egerländer-, Tepler-, Nürnbergische Mundart, sowie Dialekt der Talbucht nördlich vom Bayrischen Wald.

Für nhd. ie steht ei, öi, oi [su wöi (so wie), ma loibes Kind].

### Aus: Der Schlosser und sein Gesell:

Meister: „Su wöi mer arbet, ißt mehr ah;  
 bei dir geiht's nit asu,  
 su langsam haut no kaner g'feilt  
 und ißt su g'schwink wöi du.“

Gesell: „Ja“, sagt der G'sell, „dös waß i scho,  
 haut alls sein gout'n Grund;  
 des Ess'n wöhrt halt goar nit lang,  
 die Ärbet verzi Stund.

[vierzehn]

Wenn aner möiſt den ganz'n Tog  
 in an Stück ess'n fort,  
 thöts aff die Letz su langsam göih  
 als wöi ban Feil'n dort.“

Im Oberbayrischen sagt man gout (gut), Bou (Bub), d. h. für mhd. und bayrisches *uo*, nhd. *u* setzt man *ou*.

### II. Mitteldeutsch.

Das Mitteldeutsche ist in der Hauptsache oberdeutsch, enthält aber viele niederdeutsche Einflüsse. Auf ihm hat sich vor allem die hochdeutsche Schriftsprache aufgebaut.

Es zerfällt in das Ostmitteldeutsche [Schlesische, Obersächsische, (Meißen) und Thüringische] und das Westmitteldeutsche oder Fränkische [Ostfränkische (Sächsische Vogtland, vom Thüringerwald bis zum Spessart, sowie zur Rhön), Rheinfränkische (Deutsch-Lothringen ohne die Moselgegend, die Rheinpfalz, große Teile von Hessen-Nassau) und Moselfränkische (Mosellandschaften, Luxemburg, Eifel und Westerwald)]. Das besonders bezeichnende Merkmal des Mitteldeutschen sind im allgemeinen die einfachen Längen *ī*, *ū*, *ü* für die mhd. und oberdeutschen mundartlichen Diphonge *ie*, *uo* (üe), *üe* [lieb, gut, früh: líeb, gúot (gúet) frúe]. Ein weiteres auffälliges Beispiel seiner Übereinstimmung mit der Schriftsprache haben wir in den Verben *gehen*, *stehen*, *haben*, *lassen*, [Fränkisch: *gēn*, *stēn*, *haben*, *lāzen*], deren Formen unserer Mundart auf *gān*, *stān*, *hān*, *lān* beruhen.

\* \* \*

Von den schweizerischen Mundarten besitzen wir noch keine den wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Einteilung. Meist unterscheiden wir die verschiedenen Dialekte nach den Kantonen; doch sind selbstverständlich die Kantone keine sprachlichen Einheiten, und die politischen und die mundartlichen Grenzen fallen keineswegs zusammen. Ein Versuch, unsere

Mundarten in eine östliche und westliche Gruppe zu scheiden, stützt sich z. B. auf die Endungen in der Mehrzahl des Präsens Indikativ bei mehrsilbiger Form. In den östlichen Mundarten sind die Endungen in allen drei Personen der Mehrzahl gleich: mer, ir, si lachən (d), bzw. əd (at) id (it); in den westlichen dagegen sind höchstens die 1. und 3. Person gleich, im allgemeinen aber alle drei verschieden: 1. -e (-u, -o); 2. -ed, -et; 3. -end, -und, -ind, [**mər**, **wir** (wr) saege, **ir** saeged, **si** saegend [Wallis auch noch si saegund]. Die Grenze zwischen diesen beiden Hauptgruppen zieht sich von Laufenburg am Rhein östlich zur Aare, dann etwas dieser entlang und geht dann westlich von Wohlen und vom Sempachersee nach Süden, wendet sich südlich von Wolhusen zur Grenze von Luzern und Unterwalden gegen das Brienzer Rothorn, dann zum Titlis und von dort nach dem Gotthard. Zu der westlichen Gruppe gehört auch das Walsergebiet [z. B. Rheinwald, Davos]. Wahrscheinlich sind diese Walser Graubündens und Vorarlbergs ihrem Ursprung nach deutsche Walliser. — Bei den einsilbigen Wörtern sind die Verhältnisse ähnlich: mər tuənd oder tūənd bzw. tue oder tūe. Die Grenze dieser einsilbigen Formen deckt sich fast mit der oben beschriebenen, verläuft aber in den Kantonen Aargau, Solothurn und Luzern etwas westlicher.

Nach einer zweiten allgemeinen Erscheinung bei den Mundarten der Schweiz kann man auch ein nördliches und ein südliches Gebiet unterscheiden. Diese Einteilung beruht auf der verschiedenen Behandlung der alten Längen ī, ū, ū. Allgemein heißt es: Figə, schīnə, schnūfə, grūsə, hüser, gūdə. Vor Vokalen (im Hiatus) sind nun im Norden an Stelle der einfachen Laute Diphthonge getreten: schnēiə, freiər, bouə, (ver)souə, nōuər, trōui (treue); der Süden dagegen hat die alten Längen auch in diesen Stellungen bewahrt: schnyə, fryər, bu(w)ə, versūə, nū(w)ər, trūi (Hündli). Die Grenze zwischen dem diphthongierenden und dem nicht diphthongierenden Gebiet verläuft südlich von Murten zum Thunersee, dessen Nordrand entlang zum Brienzer Rothorn, dann in einem flachen Bogen an Luzern und Zug vorbei zum oberen Zürichsee, über den Speer und noch einen Teil des Appenzeller Hinterlandes umfassend, zum Wallensee zurück und von dort der Glarner Grenze folgend gegen Thusis. Im südlichen Sprachgebiet finden sich das äußere Schanfigg und Engelberg als zwei Sprachinseln mit vollständig durchgeführter Diphthongierung. In Beziehung mit dieser Diphthongierungserscheinung steht die Erhaltung des alten ā im

südlichen Sprachgebiet [Strāß, Mā, lä, gā], während im nördlichen Strōß, Mō (Mond), lō, gō gesprochen wird. Die Grenze deckt sich nicht durchweg mit der vorher erwähnten.

\* \* \*

Während der Lautstand der Mundarten namentlich erst in der Neuzeit durch die Schule, durch Bücher und Zeitungen, die Vereine, den Verkehr mit Behörden, durch Handel und Industrie, das gesteigerte Reise- und Verkehrswesen stark beeinflußt worden ist, hat der Wortschatz von jeher größere Veränderungen erfahren. Gelehrte-, amtliche-, kirchliche- und technische Ausdrücke sind in großer Zahl aus dem Hochdeutschen und den Fremdsprachen eingedrungen. Besonders unsere schweizerischen Dialekte sind als Grenzmundarten gegen verschiedene Sprachgebiete und wahrscheinlich auch infolge des Reislaufens reichlich mit Fremdwörtern durchsetzt. Ich meine damit natürlich die gewöhnliche Mundart und nicht die Sprache von Personen, welche durch eine „affektierte“ Redeweise sich auffällig machen und den Anschein von Bildung geben wollen, wie etwa die Oberstin Fels in Corrodis Lustspiel; „Wie d'Warret würkt“, oder diejenige in Schriftwerken, durch welche ein bestimmtes „Milieu“ wiedergegeben werden soll, wie z. B. in Rudolf von Tavels; „Jä gäll, so geit's“. [Beispielsweise: „Ds jabot und ds gilet si voll Schnupf gsi und nid grad am süberschte. Aber tadellos isch sy Frisur gsi, sträng à la Louis XVI. und a de Maniere het me däm Herr agmerkt, daß er e fyni Schuel düregmacht het.“] In unsren schweizerischen Mundarten finden sich z. B. folgende zum Teil ganz allgemein gebräuchliche Fremdwörter: afenge [enfin]; Almäri und Almäli [mlat. armarium, almarium, almaria und aus diesem frz. armoire]; Ammelette; aparti, apartis [lat. a parte]; Pajaß = Hanswurst, Possenreißer, [entweder aus dem it. baja = Spaß, bajaccia = schlechter Spaß, Possen oder dem it. pagliaccio = Strohsack (wegen seiner weiten, sackähnlichen Bekleidung)]; Burffett [Buffert, Boffet, Pufet] = Buffet; Budick [boutique]; estemiere [estimer]; Fazzenetli [it. fazzoletto = Taschentuch]; Gelärētli = Wanduhr [scherhafter Ausdruck für: Quelle heure est-il ?]; Guraschi [courage]; Kummidant [commandant]; kujoniere [frz. coïonner = nichtswürdig behandeln]; Marderschloß [Maler-, Malle-, Maletschloß (mallette = kleiner Koffer)] = Vorlegeschloß; partu [par tout] = durchaus, über alles; Puntenöri [point d'honneur] = Ehrenpunkt; Stabelle

[Schabelle, fr. escabeau = Schemel] = Stuhl; Schöpe, Tschoppe = Männer-Rock [aus dem Romanischen und dort aus dem Arabischen entlehnt (gúbba = weiter Männerrock, dazu Joppe, Juppe, jupe, jupon, it. cioppa = langes Überkleid, scherhaft Frauen-Unterrock)].

Es ergibt sich aber aus den angeführten Beispielen, daß der Volksmund diese Fremdwörter keineswegs unverändert beibehält, sondern sie nach der ihm passenden Art umformt, und zwar manchmal in solchem Maße, daß man das ursprüngliche Wort kaum mehr zu erkennen vermag.

So hat die Mundart, sogar wo sie von ganz fremden Ausdrücken durchsetzt ist, viel mehr den Geruch der Scholle an sich als die Schriftsprache. Damit fehlt ihr aber deren großartige Aneignungsfähigkeit, die Geschmeidigkeit, sich in den Geist der entgegengesetztesten, selbst der fremdesten und fernsten Dinge einzuleben. Vor den Regionen, wo die tiefsten und höchsten Fragen der Menschheit behandelt werden, weicht sie scheu zurück. Sie wird nie einer Dichtung im Sinne von Goethe's „Prometheus“ oder Schiller's „Künstlern“ das Leben schenken, nie eine Tragödie wie Shakespeare's „Romeo und Julia“ auf die Welt der Bretter bringen, nie ein Heldengedicht wie die „Nibelungen“ zeugen, nie mit dem Löwen Freiligrath's durch die farbenglühende Wüste streifen. [J. C. Heer.] Dafür ist sie aber auch weitaus mehr als die Schriftsprache imstande, uns einen Einblick in die Volksseele zu gewähren, uns das einfache, gesunde Volksempfinden, das allgemein Menschliche, das natürlich Lebenbejahende und nicht das Leben-Zersetzende zu schildern und vielleicht dadurch auch eher ein kräftiges Lebensgefühl und eine gesunde Volkskraft zu wecken und zu stärken, als es durch philosophische und dichterische Werke über die „höchsten“ Menschheitsfragen geschieht, bei welch letztern es sich zum großen Teil doch nur um Wahrscheinlichkeits- und Phantasiewerte handelt. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß nicht auch sehr ernste Lebensfragen, Ansichten über Lebensglück und -schicksal zur Sprache kommen oder wenigstens aufgeworfen werden. Aber sie wachsen in einfacher, ungezwungener Weise aus dem Volksempfinden oder aus dem Naturbild heraus. Zum Beispiel :

### Trülle.

Was gampled det as Nochbers Hus ?

Ä Eiker gaigled Trülle us.

Si kyt — und alls ist stille.

Eichhörnchen; gaukelt  
„gheit“, fällt

Arm Eiker sind mir Mäntschechind;  
Und useghänkt i Wält und Wind  
Ist d'Ärde, üs'ri Trülle,

Meinrad Lienert.

Den von Rousseau ausgeführten Gedanken, daß Kunst und Wissenschaft nicht dazu beigetragen haben, das Glücksgefühl der Menschen zu erhöhen, drückt der gleiche Dichter durch folgende Strophe aus:

Vil besser hend's d'Mäntsche,  
Au gschuolter sind s'scho,  
Dr Himmel und d'Auge  
Sind nüme se blo.

Und wenn jedem aufmerksamen Beobachter die düstern und düstersten Seiten des menschlichen Lebens nicht fremd bleiben können und wenn auf jedem Menschenfreund die Sonderbarkeit und häufig die Grausamkeit des Schicksals oft wie ein Alp lasten muß, so ist doch schließlich das einzig Richtige, daß ein kräftiges Lebensgefühl wieder sieghaft durchbreche.

### Dr rot Spiegel.

Das ist bis hütigstags dr Bruch:  
's luogt jede blöiß sym eig'ne Buch  
Und lot die and're zabble;  
Und wo me luogt und wo me goht,  
Ist d'Wält vom Brüöderbluot zündrot,  
Voll Kaïn und voll Able.

Bi Chly und Groß 's glych Hellespiel.  
Es schwänkt ei Hand vergifted Pfyl,  
Und disi d'Fridesfahne.  
Und ligged s'troffe wie dr Blitz,  
Chunt 's Fähndl mit em rote Chrütz  
Und doktered s'baldane, [später]

Eis Tier frißt 's ander uf dr Wält;  
Alls Mord und Tod i Wald und Fäld.  
's lauft Bluot äs wien ä Brunne.  
Us jedem Härz und Aug lauft Bluot.  
Ä jede Tag ä Bluotsündfluot, —  
Dri spiegled si d'Frau Sunne. Meinrad Lienert.

Man vergleiche mit diesem Schluß denjenigen der Erzählung „Der Schellenkönig“ vom gleichen Dichter.

So sehen wir, daß auch in der Mundartpoesie als Leitgedanke verwendet werden kann, wie der Menschen hauptsächlichstes Sinnen und Trachten darauf ausgeht, die Welt zum

Himmel oder zur Hölle zu machen, und wie die Natur teilnahmlos die einen zermalmt, die andern zum Licht emporhebt.

Hier wird gefreit und anderswo begraben.  
Und oft kommt gar das eine zu dem andern.

Einem wunderbaren Alpenstausee vergleichbar, der das tiefe Blau des Himmels spiegelt und — kristallklar — bis auf den Grund sehen läßt, aber dessen vom rauhen Bergsturm aufgepeitschte Wellen auch wild an die Dämme branden und alles zu verheeren drohen, so offenbart die Mundart, weitaus mehr als die Schriftsprache, den Charakter der Volksseele.

Alle diejenigen, denen an der Vielgestaltigkeit und der sich von unten stets erneuernden Kraft des Lebens etwas gelegen ist, werden sich daher nur mit Wehmut mit dem Gedanken vertraut machen können, daß einmal eine „uniforme“ Schriftsprache ausschließlich zu herrschen ausersehen sei, und bei all denen, welchen die Mundart noch die eigentliche Muttersprache ist, werden die folgenden Worte des Schulmeisters in den „Immergrünen“ von Meinrad Lienert — hier nur für die Schweizermundarten gesetzt — wahrscheinlich einen Widerhall finden :

„Es ist jammerschade genug, daß unsere schöne Schweizer-sprache so auf die Seite gedrückt und immer mehr überpinselt wird, wie ein fertiges altes Kunstwerk. Jede kleine Kröte von einem Schulbuben meint schon, sie dürfe verachtungsvoll mit den von auswärts bekommenen Wasserfarben darüber fludern. Alles wird verschulmeistert. Alles wird versteift und ausgeplättet wie Herrenkragen. Wehren wir uns gegen den rundum gehobelten Schliff unserer bleichsüchtigen höhern Töchter!“

Ja, ein einfaches, sinniges, sogar auch etwas derbes Landmädchen ist die Mundart, nicht so weltgewandt und gebildet wie ihre vornehme Stadtschwester, aber mit tiefgründigen Märchenaugen, voll herzerfrischender Natürlichkeit und gesunder Schönheit. Wer sollte sie nicht gern haben ?

## Die Entwicklung vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen.

Am Ausgange der mittelhochdeutschen Sprachperiode ist wieder eine neue Lautbewegung zu beobachten. Diese nahm in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts in Niederösterreich ihren Anfang, verbreitete sich dann bis zum 14. Jahrhundert in ganz

Deutschösterreich, verpflanzte sich nach Bayern und Ostfranken und erfaßte nach und nach das übrige hochdeutsche Sprachgebiet. Zur Verbreitung dieser Änderung trug namentlich auch die aufkommende Buchdruckerkunst bei, weil die Buchdrucker durch die Anwendung dieser einheitlicheren Sprache auf einen größeren Absatz ihrer Werke hoffen konnten. Diese ganze Lautbewegung vollzog sich etwa bis im 16. Jahrhundert. Die Schweiz leistete zähen Widerstand; in ihren Mundarten behielt sie — wie schon ausgeführt — in der Hauptsache bis heute den alten Lautstand bei.

Die neue Lautbewegung bestand in der Veränderung von **i** in **ei**, **u** in **au**, **iu** (ü) in **eu**:

win (wi), min (mî), wip (wîb), stigen (stîge) = Wein, mein, Weib, steigen: **i** wurde zu **ei**;  
hûs, mûs, ûs, ûf, grûs = Haus, Maus, aus, auf, Graus: **u** verwandelte sich in **au**;  
hiute, liute, briute, triu(w)e [Ausfall des w] = heute, Leute, Bräute, Treue: aus **iu** entstand **eu** (äu).

Eine andere Veränderung ist der Übergang von **ou** in **au**, **öu** in **äu**:

boum, böume, troum, tröume, louf, löufte (Läufe), geloube, gelöubic = Baum, Bäume usw.

Ursprüngliches **ei** blieb mit Ausnahme weniger Fälle, wo es zu **ai** wurde:

reine minne, großer arebeit, weinen unde klagen, frîheit; aber: meie = Mai, keiser = Kaiser, leie = Laie, weise = Waise.

Der Umlaut von **a** wurde häufig mit **ä** bezeichnet:

vert [farn] = fährt,	beche = bäche,
tete = täte,	rêchen = rächen,
bêr = Bär,	elter = älter;

dagegen ist „Eltern“ nicht umgelautet worden.

An Stelle der Diphonge **ia**, **uo**, **üe** sind einfache Laute **i** [geschrieben ie], **u** und **ü** getreten:

dienen = dienen, hiəz = hieß	{	<b>ia</b> wurde zu einfachem <b>i</b> [ie];
Diəb = Dieb, liət = Lied		
liəb = lieb, diə = die	{	<b>uo</b> [jetzt <b>ue</b> ] verwandelte sich in <b>u</b> ;
muoter = Mutter, suochen = suchen		
tuot = tut, muost = mußt	{	Statt <b>üe</b> hat man nun einfaches <b>ü</b> .
wuohs = wuchs, buoch = Buch		
füezen = Füßen, füreren = führen		
wüest = wüst, küener = kühner		
müed = müd, müese = müssen		

Mittelhochdeutsches **u** [ü] wurde vor Nasalen oft zu **o** [ö]:

sunne = Sonne,	sumer = Sommer	Aus <b>u</b> entstand <b>o</b> ; <b>ü</b> wurde zu <b>ö</b> .
wunne = Wonne,	b'sunders = besonders	
gewunnen = gewonnen,	sun = Sohn	
geswummen = geschwommen,	kunnen = konnten	
küne(-ic) = König,	müget = möget	
müne(-ic) = Mönch	künne = könne	
süne = Söhne,	küniginne = Königin	

Mittelhochdeutsches **e** verwandelte sich in Neuhochdeutsches **ö**:

leffel = Löffel.	schepfen = schöpfen,
leschen = löschen,	ergetzen = ergötzen, [s' Leid ergetze]
welben = wölben,	helle = Hölle.

Außer diesen Umwandlungen der Selbstlaute sind besonders noch die Verlängerung der Stammsilbe durch Dehnung des Stammvokals in offener Silbe oder dann die Verdoppelung der Stammkonsonantendie Kennzeichen der neuhochdeutschen Sprache.

So heißt es:

väter = Väter, klägen = klägen, sägen = sägen	} <b>ä</b> wurde zu <b>ā</b> ;
trägen = trägen, häben = haben, schäden = Schäden	
nämen = nehmen, lëgen = lëgen, gëben = gëben	} <b>e</b> zu <b>é</b> ;
wër = wér, hëben = hëben, lëben = lëben	
lïgen = liegen, sidelen = siedeln [ansiedeln], yride = Friede	} <b>í</b> zu <b>î</b> [ge- villichte = vielleicht, nïder = nieder, schile = schießen] schrieben <b>ie</b> ;
öven = Öfen, öbe = öben, betrögen = betrögen	
böge = Bogen, höln = hölen, gelögen = gelögen, böde = Böden	} <b>ö</b> zu <b>ö</b> .

In sache, bréchen, waschen, leschen, beche, ergetzen liegen von altersher geschlossene Silben vor; daher sind die Vokale kurz geblieben.

Bei gebliebener Kürze ist im Nhd. in der Regel der folgende Konsonant verdoppelt worden:

kömen = kommen, hämer = Hammer, sümer = Sommer	} Vokal bleibt kurz, sïte = Sitte, schäte = Schatten, blëter = Blätter
gerïten = geritten, biten = bitten, ketene = Kette	

Wird eine ursprüngliche Länge [in offener Silbe!] zur Kürzung, so wird der Stammkonsonant ebenfalls verdoppelt:

jâmer [jömere] = Jammer, wâfen = Waffen, hâte = hatte.

Wichtig ist ferner noch, daß der Wechsel im In- und Auslaut meist zu gunsten des Inlautes ausgeglichen wurde:

tac, tages = Tag, Tages, pflac, pfleggen = pflag, pflegen,  
wîp, wîbes = Weib, Weibes, liep, liebe = lieb, Liebe,  
sah, sehen = sah, sehen.

Nach **u**-haltigen Vokalen ist **w** stets geschwunden:

vrouwen = Frauen, vröuwen = freuen, triuwe = Treue, buwen = bauen.

An Stelle von **j** ist ein **h** getreten in draejen = drehen, blüejen = blühen.

In ruowe ist das **w** durch ein **h** ersetzt worden.

Die Verbindungen mit **s** waren ursprünglich alle rein: **sc**, **sl**, **sw**, **sm**, **sn**, **sp**, **st**.

Es hieß:

forscon = forschen, scôni = schön, scôno = schon, **sc**;  
**sl**ägen = schlagen, beslo $\ddot{z}$ zen = beschlossen, slü $\ddot{z}$ elin = Schlüssel-  
 lein, **sl**;  
**sw**elgen = schwelgen, sweifen = schweifen, swërt = Schwert,  
 swal[we] = Schwalbe (engl. swallow), **sw**;  
**sm**iegen = schmiegen, smiden = schmieden, smecken = [übel]  
 riechen, **sm**;  
**sn**iden = schneiden, sniâ, snî = Schnee, snël = schnell, **sn**.

Da begann im 13. Jahrhundert auf alamannischem Boden eine Lautveränderung, welche das **s** in diesen Verbindungen in ein **sch** verwandelte. Auch **sp** und **st** wurden so umgelautet. [Mundart: Geischt, Kaschpar.] An der Grenze des niederdeutschen Sprachgebietes machte die Bewegung Halt. In Mitteldeutschland, das für den Ausbau der neuhighdeutschen Sprache besonders wichtig war, folgte man am Wortanfang der alamannischen Beeinflussung, im Wortinnern und Wortende aber der niederdeutschen, d. h. man hielt an der bis dahin üblichen Aussprache fest und sprach die Lautverbindung rein, also:

**Span** = **Schpan**, aber lispein, **Wespe**;  
**Stahl** = **Schtahl**, aber rasten, **ist**.

Norddeutsche hört man häufig alle st und sp rein sprechen, was für das eigentlich hochdeutsche Sprachgebiet wieder nicht richtig ist.

## Die Entstehung einer gemeinsamen Schriftsprache.

Unter den deutschen Mundarten nahmen nach und nach diejenigen Mitteldeutschlands eine herrschende Stellung ein. Der Grund liegt darin, daß damals die mitteldeutschen Staaten, namentlich die beiden Sachsen, sehr wichtig waren. Von dort aus wurden auch die östlichen Gebiete germanisiert, die Slawen also zurückgedrängt. In Mitteldeutschland befanden sich auch

die wichtigsten Druckereien [Nürnberg, Worms, Mainz, Frankfurt, Leipzig, Wittenberg], die mehr und mehr für die Ausbreitung einer allgemeinen deutschen Sprache von größtem Einfluß waren.

Diese allgemeine Sprache, also unsere Schriftsprache, ist in der Hauptsache aus der kaiserlichen-kursächsischen Kanzleisprache hervorgegangen. Seit dem 14. Jahrhundert zog sich das Lateinische immer mehr aus den Urkunden zurück, und das Deutsche wurde Kanzleisprache. Es ist diese Änderung vor allem den böhmisch-luxemburgischen Königen [1347—1437, Karl IV., Wenzel, Sigismund] zu verdanken. Durch sie wurde eine deutsche kaiserliche Kanzleisprache eingeführt. Zur Zeit Friedrichs III. [1440—1493] wurde diese auch von den mächtigsten mitteldeutschen Fürsten, z. B. dem Kurfürsten von Sachsen, angenommen; immerhin verwendete jede Kanzlei dazu auch noch ihre eigenen Formen und vermischt so die beiden. Andere Fürsten und viele Städte suchten die Sprache ihrer Erlasse ebenfalls derjenigen der kaiserlichen Kanzlei anzunähern. In ihr waren auch die in Mainz gedruckten Reichtagsabschiede abgefaßt. Auch die sächsischen Hochschulen zu Leipzig, Erfurt und Wittenberg wählten sie für ihre amtlichen Berichte.

Als nun Luther die Bibelübersetzung schuf, lag es natürlich im Interesse der Sache, der Übertragung diejenige Sprache zu grunde zu legen, welche schon die allgemeinste Verbreitung besaß, also die kaiserliche-kursächsische Kanzleisprache, [Kapitel 69 der Tischreden: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, das mich beide Ober- und Niderlender verstehen mögen. Ich rede nach der sechsischen cantzeley, welcher nachfolgen alle fürsten und könige in Deutschland. Alle reichsstädte, fürstenhöfe schreiben nach der sechsischen und unseres Fürsten cantzeley. Darumb ists auch die gemeinste deutsche Sprache; Kaiser Maximilian und churfürst Friedrich, hertzog von Sachsen haben im römischen reiche die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprach zusammengezogen.“]

Aber die kaiserliche-kursächsische Kanzleisprache war für ein so gewaltiges Sprachwerk viel zu einseitig, zu wortarm und zu abstrakt; sie konnte für Luther nur in der Rechtschreibung, den Wortformen und teilweise im Satzbau maßgebend sein; den Wortschatz mußte er besonders aus seiner heimischen, meißnerischen Mundart schöpfen. Daß diese sächsische, d. h. mitteldeutsche Mundart, eben infolge ihrer Mittelstellung, im-

stande war, das niederdeutsche und dann auch das oberdeutsche Sprachgebiet für sich zu gewinnen, ist dabei als eine besonders glückliche Fügung zu bezeichnen. Als Geistlicher und Professor trat Luther natürlich mit Leuten aus allen Ständen und mit Gebildeten aus allen deutschen Gauen in mündlichen und schriftlichen Verkehr und gewann dabei vieles für den Ausbau der Sprache. [„Man mus die mutter jm Hause, die kinder auff der gassen, den gemeinen mann auf dem markt drümb fragen, vnd denselbigen auff das Maul sehen, wie sie reden, vnd darnach dolmetschen.“] So erlangte seine Sprache ihre Trefflichkeit, Klarheit, Anschaulichkeit, Natürlichkeit und Frische, die ihr zur allgemeinen Einführung einen durchschlagenden Erfolg sicherten. Von großer Wichtigkeit war dabei natürlich die ungeheure Verbreitung seiner Werke. In den ersten 14 Tagen wurden von dem Sendschreiben „An den christlichen Adel deutscher Nation“ 4000 Stück verkauft. Luthers auf Blättern verbreitete Lieder wurden überall gelernt und gesungen. Das neue Testament erschien bis 1534 in 16 Auflagen und 54 Nachdrucken. Die Wittenbergische Druckerei von Hans Lufft allein gab in 50 Jahren 100,000 Bibeln heraus.\*

Es ließe sich dieser gewaltige Erfolg wohl kaum erklären, wenn der religiöse und doch urwüchsige Gemütston Luthers nicht dem Fühlen und Denken des deutschen Volkes entsprochen hätte. So kann der deutsche Reformator als der eigentliche Schöpfer der neuhochdeutschen Sprache bezeichnet werden. Selbstverständlich ist diese Schöpfung erst nach und nach entstanden; Luther selbst ist mit seinen Werken gewachsen. Das kann man am besten aus den verschiedenen Bibelausgaben ersehen, z. B.:

**1. Originalausgabe 1524:**

Der herr ist meyn hirtte,  
myr wirt nichts mangeln.  
Er lasset<sup>1</sup> mich weyden da  
viel gras stehet<sup>2</sup> vnd furet  
mich zum wasser das mich erkulet.

Handschrift: <sup>1</sup> lesst, <sup>2</sup> steht.

**2. Originalausgabe 1534:**

DER HERR ist mein Hirte,  
mir wird nichts mangeln.  
Er weidet mich auff einer  
grünen awen, und furet  
mich zum frisschen wasser.

\* Anmerkung. Waren im Jahr 1500 etwa 80 deutsche Bücher veröffentlicht worden, so belief sich ihre Zahl 1524 schon auf 990. Vor dem Krieg betrug die Zahl der Neuveröffentlichungen in Deutschland jährlich etwa 30,000—35,000 Stück. Die neuesten Rotationsmaschinen ermöglichen jede Stunde die Herstellung von 44,000 Zeitungen zu 4, 6, 8, 10 und 12 Seiten. Es können im Druck auch 5 Farben angewendet und damit 52 verschiedene Kombinationen erzielt werden. Es gibt für illustrierte Zeitungen großen Formats Fünffarbenrotationsmaschinen, die

Anfangs tragen Luthers Schriften vorwiegend mitteldeutsches Gepräge. [„Darumb, o Mensch, kanstu dich nicht entschuldigen, wer du bist, der da richtet, denn worynn du eynen andern richtist, verdampst du dich selber, syntemal du dasselb thust, das du richtist, denn wir wissen, gottis vrtheil ist nach der warheit, vber die, so solches thun.“] So schreibt er z. B. „richtist, gottis, denkist, werdist, verachtist, abir, odir, ubir“, während im Oberdeutschen schon die Formen mit e durchgedrungen waren. Vom Ende der zwanziger Jahre schrieb er nach oberdeutscher Art nur noch richtest, Gottes usw. Dem Mitteldeutschen hingegen entnahm er die volleren Formen mit der Endung e: Hirte, Rede, Lere [Lehre], Rechte, Leute, Krone, Sünde, Seele, die von den katholischen, oberdeutschen Schriftstellern lange als „protestantisch“ besonders heftig angegriffen wurden.

Gegenüber der jetzigen Schriftsprache bestehen vor allem noch gewaltige Unterschiede in der Rechtschreibung [Kleinschreiben von Substantiven, Verdoppelung von Konsonanten, Setzen von y, w etc].

Zum Vergleich diene noch folgende Stelle:

### Vom Nutzen der Geschichte [1538].

ES spricht der hochberühmte Römer, Varro, das die aller beste weise zu leren sey, Wenn man zu dem wort, Exempel oder Beispiel gibt. Denn dieselben machen, das man die Rede klerlicher verstehet, auch viel leichter behelt, Sonst wo die Rede on Exempel gehört wird, Wie gerecht und gut sie jmer ist, Beweget sie doch das Hertz nicht so seer, Ist auch nicht so klar, und wird nicht so fest behalten, Darumb ists ein seer kostlich ding umb die Historien, Denn was die Philosophie, weise Leute, vnd die gantze Vernunfft leren oder erdencken kan, Das zum ehrlichen Leben nützlich sey, Das gibt die Historien mit Exempeln vnd Geschichten gewaltiglich,<sup>1</sup> Vnd stellet es gleich für die Augen, Als were man dabey, vnd sehe es also geschehen, alles was vorhin die wort, durch die Lere in die Ohren getragen haben. Da findet man beide, Wie die gethan, ge-

---

in der Stunde 4000--6000 Exemplare 16-seitiger Zeitungen drucken, falzen, mit Draht heften, aufschneiden und in Abteilungen zu 25 Exemplaren abgezählt oder einzeln auslegen. So erhalten wir für verhältnismäßig sehr wenig Geld prächtige Zeitschriften und Bücher, von denen die Seite nur einige Rappen, ja sogar nur  $1/2 - 1/3$  Rappen kostet. Die größten Bibliotheken haben Bestände von einer halben Million bis 3 Millionen Büchern; im 9. Jahrhundert umfaßte eine der größten Büchereien der damaligen Zeit, die des Klosters St. Gallen, etwa 400 Bände. Freilich hatte ein solcher Prachtband — mit einer Kette am Gestell befestigt — den Wert von Tausenden von Franken, und es wurden für einen allein ganze Weinberge und Einkünfte von Kirchen gegeben.

lassen, gelebt haben, So from vnd weise gewest sind, Vnd wie es jnen gangen, Oder wie sie belohnet sind, Auch widerumb, wie die gelebt haben, So böse und vnuerstendig gewest sind, Vnd wie sie dafür bezalet sind.

VND wenn mans gründlich besinnet, So sind aus den Historien vnd Geschichten, fast alle Rechte, Kunst, guter Raht, Warnung, drewen, schrecken, trösten, stercken, vnterricht, Fürsichtigkeit, Weisheit, Klugheit, sampt allen Tugenden u.s.w. als aus einem lebendigen Brunnen, gequollen, Das macht, die Historien sind nichts anders, denn Anzeigung, Gedechtnis, vnd merckmal göttlicher Werk und Vrteil, Wie er die Welt, Sonderlich die Menschen, erhelt, regirt, hindert, fördert, straffet vnd ehret, Nach dem ein jglicher verdienet, böses oder gutes. Vnd ob gleich viel sind, Die Gott nicht erkennen noch achten, Noch müssen sie sich an die Exmpel vnd Historien stossen, Vnd fürchten, das jnen nicht auch gehe, Wie dem vnd dem, So durch die Historien werden fürgebildet,<sup>2</sup> Dadurch sie heiter bewegt werden, denn so man sie schlecht mit blossen worten des Rechts oder Lere, abhelt, vnd jnen weret, Wie wir denn lesen, Nicht allein in der heiligen Schrift, Sondern auch in den Heidnischen büchern, Wie sie einfürn und fürhalten der Vorfarn Exempel, Wort vnd Werck, Wo sie etwas erheben wollen bei dem Volck, Oder wenn sie fürhaben<sup>3</sup> zu lernen, ermanen, warnen, abschrecken.

DArumb sind auch die Historienschreiber, die aller nützlichsten Leute, vnd besten Lehrer, Das man sie nimermehr gnug kan ehren, loben, oder dancksagen, Vnd solt das sein ein Werk der grossen Herrn, als Keiser, König u. s. w.

<sup>1</sup> wirkam — genau so. <sup>2</sup> im Bilde hingestellt. <sup>3</sup> vorwärts bringen.

Welche Verdienste um die Förderung der deutschen Sprache man Luther zuschrieb, können wir z. B. aus den folgenden Gedichten jener Zeit ersehen:

### Aus der „Historia Vom christlichen wandel und seligen Ende D. Martini Lutheri“.

SVmma, was er hat aussgericht,  
In kürtz ist zu erzelen nicht.  
Durch jn ist widr kommen an tag,  
Das man nu recht Deudsche reden mag.  
BRacht auch die gantz Bibel ins Deudsche  
Mit grosser arbeit, müh vnd -vleis,  
Der Kirch zu nutz vnd Gott zu preis;  
So klar als sein im Deudschen hat künd,  
Wie mans gwis am werck spürt vnd find,  
Das, Gott lob, mit frucht lesen kan  
Die heilig Schriff nu jederman.

## Aus „Ein newes Geistliches Lied von Martino Luther“.

..... sein Bücher all desgleichen,  
 die er durch Gottes Geist vnd Krafft  
 geschrieben vnd gelehret:  
 hat marck vnd safft, es trifft vnd hafft,  
 wers lieset oder höret . . . .  
 Die Deutsche Sprach nach rechter art  
 hat Er auffs new poliret,  
 So klar, verständlich, rein vnd zart,  
 wie Deutscher Sprach gebüret.  
 Solchs alle die Gottfürchtig sein,  
 mit Gottes lob bekennen,  
 den Luther Deutscher Sprach gemein  
 als jhren Vater nennen.

Vom Sangermeister (der Kurfürsten von Sachsen) Johann Walther 1564.

Zwar war nun durch Luther und seine Zeit der Grund für die neuhochdeutsche Schriftsprache gelegt; doch dauerte es, selbst in protestantischen Gegenden, noch lange, bis sie sich gegen die Mundarten durchzusetzen imstande war. Bis etwa um 1800 handelte es sich namentlich um eine Vereinheitlichung der Büchersprache; seit dem 19. Jahrhundert äußert sie sich mehr und mehr auch im Sprechen. Der Norden Deutschlands zeigte sich in der Annahme der Einheitssprache weniger zurückhaltend als der Süden. Von etwa 1620 an wurde dort die „lutherische“ Sprache in amtlichen Berichten, religiösen Schriften, vor allem Bibelnachdrucken, aber auch für Predigten fast allgemein angewendet. Im Süden setzten religiöse, politische und landschaftliche Verhältnisse größern Widerstand entgegen. Die Sprache des bedeutendsten deutschen Dichters zur Zeit Luthers, nämlich des Nürnbergers Hans Sachs [1494—1576], weicht beträchtlich von der des Reformators ab.

## Auf den Namen Johann Sachso. 1563.\*

Ich hab gleich 6000 gedicht  
 On drithalb hundert zw-gericht:  
 Heiliger schrift, cristlicher leer,  
 Auch weltlich sprüech zu zuecht und eer,  
 Nemlich manch fröhliche comedie,  
 Nach-spiel und manch trawrig tragedie,

\* Bis 1563 hatte H. S. etwa 5750 Dichtungen mit nahezu 500,000 Versen abgefaßt. Sein ganzes Lebenswerk umfaßt etwa 6200 Dichtungen, nämlich über 4400 Meistergesänge und 1800 Spruchdichtungen, worunter mehrere hundert dramatische Werke.

Schöne gsprech und lobsprüech der thuegent,  
All laster gschent zu ler der juegent,  
Clar vil histori und parabel,  
Hernach lecherlich schwenck und fabel —  
Solch als spruchweis und maistersgsanck.  
O got, dir sey lob, eer und danck !

Auf gute und böse Gäste. 1571.

Wer messig drincket guetten wein,  
Fridlich und frölich ist, allein,  
Oder hat erlich gest, gros oder klein:  
Das sind die liebsten geste mein.  
Welich gest aber geren zancken und grein  
Und fuellen sich wie wilde schwein,  
Und ob der keiner kom herein —  
So künd wir doch frölicher sein.

## Zuchtspruch für seine Frau Barbara. 1572.

Mensch, hab gedueldt in dem elent,  
Wen dir got her auff erden sent  
Durch sein vetterlich, guetig hent,  
Due bues und dich von <sup>e</sup>sünden went:  
So nembst ein cristlich, selig ent.

\*\*\*

In den katholischen Gebieten verhielt man sich besonders ablehnend gegenüber der „lutherischen“ Sprache. Um den Einfluß des Reformators zu untergraben, veröffentlichten katholische Gelehrte andere Bibelübersetzungen, in denen sie nur die kaiserliche Kanzleisprache anwendeten [Bibelübersetzung von Dr. Eck]. In Wort und Schrift traten die Gegner, wie z. B. Murner [„Von dem großen Lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat“] dem Reformator entgegen. Dabei waren selbstverständlich nicht nur religiöse Gründe maßgebend:

Wan der ochs verwürfft das ioch  
Vnd das roß sein kumat noch,  
Vnd der buer laufft von dem pflug,  
So geschehe dem ackern nit genug.  
Ja, wan ir in der freiheit weren,  
Die ir so felschlich ietz begeren,  
So dunckt mich ie, es wer nit gut,  
Vnd watten lengest in dem blut.  
Doch seht euch für, vnd treffens zil!  
Ich glaub, das got nit leiden wil.

### Thomas Murner: Das haner der freiheit.

Aber schließlich sahen auch die heftigsten Feinde Luthers den nutzlosen Widerstand ein, und von der Mitte des 18. Jahrhunderts an konnte nichts mehr den endgültigen Siegeslauf der gemeinsamen Schriftsprache hemmen. Um die Reinheit derselben, namentlich auch zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges und nach demselben, war es freilich noch sehr schlimm bestellt. Übermächtig war besonders der französische Einfluß. Als Beleg hierfür seien folgende Beispiele angeführt:

**Erster Pilsener Schluß.** [In heutiger Schreibweise].

[49 Generale, Obersten und Regimentskommandeure verpflichten sich mit Hand und Mund, Wallenstein „bis zum letzten Bluts-tropfen treu zu sein“].

Zu wissen hiermit und in Kraft dieses: Demnach wir hierunter beschriebene sämtliche General-Offiziere, Obristen und andere der Regimenter Kommandanten gewisse Nachrichtung bekommen, maßgestalt der durchleuchtige, hochgeborne Fürst und Herr, Herr Albrecht Herzog zu Mecklenburg, Friedland, Sagan und Großglogau &c. wegen vielfach empfangener Dissusti Ihr zugezogener hochschmerzlicher Injurien und wider sie angestellter gefährlicher Machinationen, sowohl verweigerter notwendiger, unentbehrliecher Unterhaltung der Armada, die Waffen zu quittieren und sich zu retirieren gänzlich entschlossen, und aber wir in Erwägung, daß durch solche Ihr fürstl. Gn. vorhabende Resignation nicht allein Ihr Kays. Maj. Dienst, das bonum publicum und die Khay. Armaden leiden, ja gar unfehlbar zu Grunde gehen, besonders wir auch sämtlich und ein jeglicher insonderheit, als die wir unsere einzige Hoffnung gnädiger Erkenntnis unserer getreuen Dienste jederzeit zu Ihr fürstl. Gn. gesetzt, auf dero selben Fürstl. Parola in Hoffnung künftiger Recompens und Ergötzlichkeit all unser Vermögen, zusamt unserem Leben treuerzig dargestrecket, wenn wir dergestalt Ihr Fürstl. Gn. Patrocini und allzeit verspürter gnädiger Versorg beraubet werden sollten, in äußerste Ruin und Verderben geraten würden, dessen uns auch keine andere Hoffnung machen dürften; insonderheit wenn wir, aller vielfältig deswegen vorgegangener Exempel zu geschweigen, uns allein auf der unlängst von Herrn von Questenberg dahin produzierte Khays. Instruktion und dessen Inhalt reflektieren, solches alles nicht allein mit hochbestürztem Gemüt vernommen, besonders auch nicht unbillig, unsere und der ganzen Armada unfehlbare gänzliche Zerrüttung und Untergang zu verhüten, Ihr fürstl. Gn. &c. &c. durch solche vorhabende Resignation alle, uns und unsere armen Soldaten, über den Kopf schwebende Not, Elend und Ruin unterhänig durch (titul) Herrn Feldmarschall von Ilow &c, und demselben adjungierte vier Obriste, also Herrn Obristen Mohrwaldt, Bredaw, Losi und Hendersen remonstrieren und daraus dergestalt uns nicht zu lassen, besonders weiter mit Ihrer Gnade, Huld, Protektion und väterlicher Fürsorge uns beizuwollen, sehnlich ersuchen und bitten lassen, Ihr Fürstl. Gn. &c. auf uns er unnachlässiges, sehnliches Flehen und Bitten Ihr zu mehrberührter Resignation stattlich angeführte sehr bewegliche Motiven soweit zurückgesetzt, daß sie noch eine Zeit lang, damit sie sehen, was

für Mittel zur Unterhaltung der Armada geschaffet werden möchten, bei uns zuvor bleiben und ohne unser ausdrückliches Vorwissen und Willen von uns und der Armada sich nicht zu begeben gnädig sich resolvieret: Als thun wir auch hingegen uns sämtlich und ein jeglicher insonderheit kräftigster, beständigster Form Rechtens und anstatt eines körperlichen Eides hiermit verpflichten, bei Hochgedachter Ihr Fürstl. Gn. &c. diesfalls ehrbar und getreu zu halten, anf keinerlei Weise von denselben uns zu separieren, zu trennen noch trennen zu lassen, besonders alles dasselbe, so zu Ihrer und der Armada Consueration gereicht, neben Ihr Fürstl. Gn. &c. äußerster Möglichkeit zu befördern und bei, neben und für dieselbe alles unsere bis zu den letzten Blutstropfen ungespart aufzusetzen, wie wir denn auch, im Fall einer oder der andere\* unseres Mittels diesem zuwiderhandeln und sich absondern wollte, sämtlich und ein jeder insonderheit den- oder dieselben wie treulose, eidesvergessene Leute zu verfolgen und an dessen Hab und Gütern, Leib und Leben uns zu rächen schuldig und verbunden sein sollen und wollen. Solches alles ehrbar und ohne alle Gefährde aufrichtig zu halten, haben wir zu mehrerer Bestätigung dieses eigenhändig unterschrieben und besiegt.

So geschehen im Hauptquartier Pilsen, den zwölften Januarii Anno 1634. [Folgen die Unterschriften.]

\* Original: vnßers mittelß diesem zue wider handeln vnndt sich absondern wollte, sambtlich vndt ein jeder inn sonderheit, den oder dieselbe wie treulöße Aydts vergebene Leuth zuu erfolgen vndt an dessen Haab vndt Güethern, Leib vndt Leben unß zurechnen schuldieg vndt verbunden sein sollen vndt wollen. Solches alles Erbar vndt ohn alle gefehrde aufrichtig zue halten, haben wir zue mehrer bestettiegung dieses Eygenhandlich vnterschrieben vndt Besiegelt. So geschehen im Haubt Quartier Pilsen, den zwölften January Anno 1634.

Anmerkung des Verf.: Unterschreiben, So viel Ihr wollt! Verschont mich nur mit Lesen. - Übrigens unterzeichneten die meisten vor dem Bankett, nicht im Taumel eines Rausches.

### Eine Abschwächung des ersten- ist der **zweite Pilsener-Schluß.**

Er zeigt an der Spitze Wallensteins eigene Namenszeichnung, trägt aber sonst nur die Unterschriften von 30 Obristen; unter andern fehlen bereits Piccolomini, Isolani und Buttler.

Den Nürnberger Sieg über Gustav Adolf meldete Wallenstein dem Kaiser folgendermaßen: So hat sich der König bei dieser impressa (it. impresa = Unternehmen) gewaltig die Hörner abgestoßen, indem er allen zu verstehen gegeben, er wolle sich des Lagers bemächtigen oder kein König sein, er hat auch sein Volk über die Maßen discouragiret (fr. = entmutigt), daß er sie so hazardosamente (span. = auf gut Glück) angeführt, daß sie in vorfallenden Occasionen [lat. = Gelegenheiten] ihm desto weniger trauen werden . . ,

Schon bei oder vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges schrieb Hermann Fabronius, eig. Schmidt, [1570--1634], ein Schriftsteller, der sonst namentlich lateinische Lieder dichtete, über die Vermengung fremder Ausdrücke mit dem Deutschen:

Wer zu Rom ein wort in der Lateinischen sprachen  
Griechisch einmengen wolt, den that man balt auslachen,  
Schreibet der weise heydt Cicero an seinen sohn  
In seinem sitten buch gar schon.

O Alter sitt! wie würdt man heut zu lachen haben  
In Teutschlandt, da man hört so viel frembtes hertraben,  
In maßen viel in schrift vndt im reden nicht wissen,  
Des Ja genug Zu sein beflissen.

Wie schön würdts stehn, wan der Frantzos oder Spanische man,  
Oder einer aus Welschlandt sich desen würdt massen ahn,  
In ihrer mutter sprach einzumengen Teutsche wort:  
Bey ihn ist solches vnerhort.

Teutscher, was hindert es, daß Du vor attaquiren,  
Vor ruiniren, vor soldatesca vndt laviren,  
Vor imprese, vor Dein describirn vudt Camerad  
Sprechst, wie dein grosvater g'redt hatt?

Aber ô elendt groß, newe sitten, newes kleydt,  
Newe redt, stoltz vnd geytz, vndt die grosse sicherheit  
Bringen ins landt mit sich newen krieg, hunger vndt todt  
Vom ewigen gerechten Gott.

Um 1638 oder früher schrieb ein uns unbekannter Verfasser:

### Ein new Klaglied, Teutsche Michel genannt, wider alle Sprachverderber.

1. Ich teutscher Michel versteh schier nichel nach lat. nihil, auch  
In meinem Vatterland, es ist ein schand. nichil, == nichts  
Man thut jetzt als wie die Schweden  
In meinem Vatterland: pfui dich der schand.
2. Fast jeder Schneider will jetzund leyder  
Der Sprach erfahren seyn vnd redt Latein:  
Welsch vnd Französisch, halb Japonesisch,  
wann er ist voll vnd doll der grobe Knoll. Klotz
3. Der Knecht Matthies spricht Bona dies,  
wan er gut morgen sagt vnd grüst die Magd:  
Sie wendt den Kragen, thut jhm Dancksagen,  
Spricht Deo gratias, Herr Hippocras.
4. Ihr frome Teutschen, man solt euch beutschen,  
Das jhr die Muttersprach so wenig acht.  
Ihr liebe Herren, das heist nicht mehrn  
Die Sprach verkehren vnd zerstören. sondern . .

5. Ihr thut alles mischen mit faulen Fischen,  
 Und macht ein misch gmesch, ein wüste wäsch:  
 Ein faulen Hafenkäß, ein wunderseltzams gfräß:  
 Ein gantzes A B C ich nicht versteh. gemeint sind die Fremdwörter

Es folgen nach einer Ausgabe 45, nach einer andern 49 Strophen mit Fremdwörtern, die in 16 [20] Strophen je mit dem gleichen Buchstaben beginnen, z. B.:

6. Was ist armieren, was avisieren,  
 was avancieren, attaquieren,  
 Was approchieren, archibusieren;  
 was arrivieren, accordieren?

In den übrigen Strophen ist mit eingestreuten spottenden Bemerkungen von andern Fremdwörtern die Rede:

17. Was ist das Hauptquartier? ein frässigs wildeß Thier;  
 was ist die Garnison? was ein Squadron?  
 Was ist die gantze Armee? nur lauter ach vnd weh;  
 was ist der Randefuß? ein Habermuß. das Rendezvous

Schlußstrophe:

51. Habt jhr verstanden, mit spott vnnd schanden,  
 Wie man die Sprach verkehrt vnd ganz zerstört:  
 Ich teutscher Michel versteh schier nichel  
 In meinem Vatterland: es ist ein schand.

Die allgemeine Sprachverwilderung hatte die Gründung von Gesellschaften zur Folge, welche sich die Säuberung der deutschen Sprache von der Unmasse der Fremdwörter als nächstes Ziel steckten, dann aber auch die deutsche Poesie pflegen wollten, um durch sie die fremde zu verdrängen. Neben Martin Opitz [1597—1639] setzte sich besonders auch Moscherosch [1601 bis 1669] dieses Ziel. 1650 erschienen in Straßburg von ihm verfaßte Sittenschilderungen der damaligen Zeit unter dem Titel: „Wunderliche wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald“. In dieses Werk hat er auch das angeführte Gedicht fast wörtlich aufgenommen. Im ersten „Gesicht“ schreibt Moscherosch außerdem selber über die Sprachmengerei:

„Ihr mehr als unvernünftige Nachkömlinge! Welches unvernünftige Thier ist doch, das dem andern zugefallen sein Sprach oder Stim nur änderte? Hastu je eine Katz dem Hund zugefallen bellen; ein Hund der Katzen zu lieb mauchzen hören? Nun sind warhaftig in seiner Natur ein teutsches festes Gemüth und ein schlipferiger wälscher Sinn anderst nicht, als Hund und

Katzen gegen einander geartet, und gleichwohl wollet ihr, unverständiger als die Tiere, ihnen wider allen dank nacharten? Hastu je einen Vogel bl rren, eine Kuh pfeifen hören? Und ihr wollet die edele Sprach, die euch angeboren, so gar nicht in obacht nemen in eurem Vaterland? Pfui dich der schand!“

Bei der geringen Begabung der damaligen zeitgenössischen deutschen Dichter war indessen an eine rasche Änderung der Verhältnisse kaum zu denken. Ein Beleg dafür, wie einfach man sich die Dichtkunst vorstellte, haben wir in dem 1650 in Nürnberg erschienenen „Poetischen Trichter“ [Die Teutsche Dicht- und Reimkunst ohne Behuf der Lateinischen Sprache in sechs Stunden einzugießen], von Georg Philipp Harsdörffer [1607—1658].

Von gr  ster Bedeutung war natürlich auch, daß die Bildung des Adels und der höhern Gesellschaftsschichten vorherrschend französisch —, die der Gelehrten fast ausschließlich lateinisch war. Preu sens erster König, Friedrich Wilhelm I, begünstigte zwar Kunst und Wissenschaft, bevorzugte aber das Französische. Sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II, suchte dann das Ausländische zurückzudrängen, hatte jedoch ein zu einseitiges Interesse am Militär. Folgende Beispiele gewähren uns einigermaßen einen Einblick in die mit Fremdwörtern reich durchsetzte Sprache seines Hofes.

### Letzte Seite aus dem Testament Königs Friedrich Wilhelm I.

1722.

[Den ein Regente] der mit honneur in die weldt Regirenn will mus seine affehren alles selber tuhn, also sein die Regenten zur arbeit erkohren und nicht zum flascken faullen weiberlebhen, und wen mein lieber Successor erstlich werdet alles in ordre haben als den wierdths so leicht gehen wie ein Pappies de M hsicken [Musikstück], der liebe Gott hat euch auf den trohn gesetzet nicht zu faullentzen sondern zu arbeiten und seine l. lender wahll [wohl] zu Regiren, leider die meisten Groh sen Herren seins nicht, sondern Gottlohs lassen Ihren Ministris den willen und occupiren sich mit Metressen und Sardanapalische Fleis [Fleisches] löste, aber ich habe das feste vertrauen zu meinen lieben Successor das er darinnen mein exemplell folgen wirdt und ein exemplaris lehben führen und fleißig arbeitten als den [alsdann] Gott Ihm gewiß sehgenen wierdt. Euer finnancen m  et Ihr selber und allein traktieren und das Komando der Armee selber und allein bestellen und die zwei haupsachen allein disponiren da durch werdet Ihr die ottoritet [Autorität] in der Armee durchs Komando und die liebe wehrgen das [deswegen] Ihr den Knop auf den Beuttell allein habet von eure officir und civil bedinte haben

und von der gantzen weldt Respectieret und admiriret werden das Ihr so ein Kluger und Brahwer Regent seidt Da zu verhelfe euch Gott der Almechtiche. Amen.

[Man achte besonders darauf, welche Wörter groß geschrieben sind.]

Im Jahre 1723 schrieb Graf Seckendorf, der österreichische Gesandte am preußischen Hofe, an Prinz Eugen folgendes über das preußische Militär und den König :

... Gewiß ist, daß man von Truppen an Schönheit, proprietet und Ordnung in der Welt nicht dergleichen sehen kann; und obwohl in exerciren, handgriffen, marchiren und dergleichen viel gezwungenes und affectirtes mit unterlauft, so sind doch so viel nützliche und ordentliche sachen, die zum handwerk selbst gehören, mit dabey, daß man überhaupt sagen muß, daß nicht das Geringste bey der Armée und den Truppen abgehet . . . .

Dies alles nun dirigiret der König einzig und allein und arbeitet anbei in publicis, privat, haußhaltung und domainen affairen mit solchen ernst, daß auch kein Taler ausgegeben wird, so von ihm nicht unterzeichnet.

Wer es nicht sieht, kann es nicht glauben, daß Ein Mensch in der Welt, von waß Verstand Er auch ist, so viel differente sachen in ein tag expediren und selbst thun könnte, als man bey diesen König täglich expedieren sieht; dazu Er den Morgen früh von 3 Uhr bis gegen 10 Uhr verwendet, dann aber mit militär exercitien den Rest des Tages in Berlin zubringt.

Die Erziehung und Bildung Friedrichs des Großen [1740 bis 1786] war, wie bekannt, fast ausschließlich französisch; dennoch hat der große König durch seine innere und äußere Politik deutschen Sinn und deutsches Wesen, deutsche Poesie und Sprache mächtig gefördert. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie“, urteilt Goethe in Dichtung und Wahrheit. Am Schlusse seiner Schrift: „De la littérature allemande“ schreibt der König: „Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben; jeder wird sie zu seinem Nutzen lesen wollen; unsere Nachbarn werden Deutsch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen; und es kann geschehen, daß unsere verfeinerte und ausgebildete Sprache um unserer guten Schriftsteller willen von einem Ende Europas bis zum andern dringt.“

Das Deutsch des Königs selbst ist begreiflicherweise mit vielen Fremdwörtern durchsetzt.

Zwei Tage nach der von ihm gegen die Österreicher unter Daun verlorenen Schlacht bei Kolin schrieb Friedrich der Große

am 20. Juni 1757 an den General Prinz Moritz von Anhalt-Dessau:

„Ich bin heute, ohngeachtet des großen Unglücks des 18., mit klingendem Spiel und der größten Fiertät um 3 Uhr von Prag aufgebrochen und bin hier angekommen, ohne nichts Feindliches zu finden. Bei unserem Unglücke muß unsere gute Contenance die Sache, so viel möglich reparieren, und denke ich, morgen ein Lager zu nehmen“ . . . .

Seine große Gegnerin, die Kaiserin Maria Theresia, schrieb übrigens durchaus kein besseres Deutsch. Als Beispiel hierfür sei eines Ihrer Schreiben an den Staatskanzler, den Fürsten Kaunitz, angeführt:

„Die hungerischen stände haben mir ein regal unanimiter mit großem applauso von 700,000 fl. accordirt. es wars allezeit gebräuchlich aber nicht so vill und nicht mit solchem applauso, weilen selbes heut oder morgen kommen dürfte, so möchts eine lateinische anrede, wo so wohl meine erkantlichkeit vor die willfährigkeit als auch Versichern das alles was sie in dieser diäte noch bis dato sich bezeugt gegen mir sie auch gewis erkantlich und versichernd das einer gute gebrauch in denen jetzigen zeiten machen werden. Dises könnte besser und gnädiger gesetzt werden.“

[Ohne Datum und Unterschrift].

[Man achte auf die Orthographie der beiden Schreiben; sie mutet einen fast an wie diejenige zweier verschiedener Jahrhunderte.]

\* \* \*

Die Dichtersprache freilich hatte sich damals schon lange zu größerer Reinheit und Feinheit durchgerungen. [Paul Gerhardt (1607—1676): Kirchenlieder, z. B.: Wie soll ich dich empfangen? O Haupt voll Blut und Wunden; Befiehl du deine Wege; Gottsched (1700—1766): Säuberung der Sprache von Fremdwörtern, gründlichere Durchbildung des Schriftdeutschen, Weckung eines größern Interesses für deutsche Sprache und Literatur und Ausbreitung derselben; Bodmer (1698—1783): Förderer der Literatur; Haller (1708—1777): Die Alpen; Hagedorn (1708—1754): z. B. Johann der muntere Seifensieder; Rabener (1714—1771): Satiriker; Gellert (1715—1769): Fabeln, Kirchenlieder; Lichtwer (1719—1783): Fabeln (Der kleine Töffel, Die seltsamen Menschen); Gleim (1719—1803): Fabeln (Die Eiche und der Kürbis); Preußische Kriegslieder von einem Grenadier; E. v. Kleist (1715—1759): Der Frühling; Irin. Einige dieser Dichter, so z. B. Gellert und Rabener, waren Mitarbeiter der während anderthalb Jahrzehnten sehr wichtigen Bremer Beiträge.] Neben Gottsched hat in der vorklassischen Zeit offenbar Gellert am meisten zu einer größern Wertschätzung

des Deutschen beigetragen. Durch seine Liebenswürdigkeit und Herzensgüte, durch seinen schalkhaften Humor und die Anmut seiner Sprache bezauberte er alle. [Die Geschichte von dem Hute, Der Bauer und sein Sohn, Der Tanzbär; Kirchenlieder: Dies ist der Tag, den Gott gemacht; Mein erst Gefühl sei Preis und Dank; Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht]. „Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched“, urteilte Friedrich der Große über ihn. Die Geschichte hat sein Urteil bestätigt.

Aber noch ganz andere Männer kamen. Um Haupteslänge ragen die drei Dichterfürsten Lessing, Goethe und Schiller aus ihnen hervor. Diese vor allem schufen die prächtigsten Bau- denkmäler der deutschen Sprache, in einer Form, die mit wenigen Ausnahmen jetzt noch für uns maßgebend und vorbildlich ist.

Aufsteigt der Strahl und fallend gießt  
 Er voll der Marmorschale Rund,  
 Die, sich verschleiernd, überfließt  
 In einer zweiten Schale Grund;  
 Die zweite gibt, sie wird zu reich,  
 Der dritten wallend ihre Flut,  
 Und jede nimmt und gibt zugleich  
 Und strömt und ruht.

C. F. Meyer.

„Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu tun.“ In der Literatur haben sie noch viel mehr Arbeit, wenn die Könige gebaut haben. Aber bedarf nicht auch die Natur Zeiten der Sammlung?

Als Allegorie für das wunderbare Werden der hochdeutschen Schriftsprache aber, die Geister, welche sie geschaffen haben, die Werke, welche von diesen erzeugt worden sind, ist man versucht, zum Teil Mahomets Gesang von Goethe zu verwenden:

Seht den Felsenquell,  
 Freudehell,  
 Wie ein Sternenblick.

— — — — —  
 Jünglingfrisch  
 Tanzt er aus der Wolke  
 Auf die Marmorfelsen nieder,  
 Jauchzet wieder  
 Nach dem Himmel.

— — — — —  
 Drunten werden in dem Tal  
 Unter seinem Fußtritt Blumen,  
 Und die Wiese  
 Lebt von seinem Hauch.

Bäche schmiegen  
 Sich gesellig an. Nun tritt er  
 In die Eb'ne silberprangend,  
 Und die Eb'ne prangt mit ihm,  
 Und die Flüsse von der Eb'ne  
 Und die Bäche von den Bergen  
 Jauchzen ihm und rufen: Bruder!  
 Bruder, nimm die Brüder mit,  
 Mit zu deinem alten Vater,  
 Zu dem ew'gen Ozean.

-----  
 Kommt ihr alle! —  
 Und nun schwilzt er  
 Herrlicher; ein ganz Geschlechte  
 Trägt den Fürsten hoch empor!  
 Und im rollenden Triumphe  
 Gibt er Ländern Namen, Städte  
 Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,  
 Läßt der Türme Flammengipfel,  
 Marmorhäuser, eine Schöpfung  
 Seiner Fülle hinter sich.

\* \* \*

Die Schweiz hat sich lange Zeit gegen die allgemeine deutsche Schriftsprache ziemlich ablehnend verhalten; die Unterschiede waren so bedeutend, daß auch die „Gebildeten“ das Hochdeutsche vielfach nicht verstanden. So hielt es 1522 der Buchdrucker Adam Petri in Basel für notwendig, seinem Nachdruck des Lutherischen Testamentes ein Wortverzeichnis der „ausländischen“ Wörter beizufügen. „Ich hab gemerkt, daß nicht jedermann verstehn mag etliche Wörter im jetzt gründlich verdeutschten Neuen Testament; doch hätten dieselbigen nicht ohne Schaden mögen verwandelt werden; drum hab ich lassen dieselbigen auf unser Hochdeutsch auslegen.“ Da werden „ähnlich, albern, bange, beben“ übersetzt mit „glich (gleich), nerrisch (fanteschtisch), engstich (ängstlich), bidmen\*; für „darben, empören, plötzlich“ steht „nott-, armut leiden, erheben, gehlings (gählings — jählings)“; „flehen, fühlen, gedeihen, gehorchen“ sind erklärt durch „bitten, empfinden, wachsen, gehorsamen“; „besudeln, prüfen, ernten“ sind „verdeutscht“ durch „verunreinen“

\* Rosegger (Als ich das erste Mal auf dem Dampfwagen saß): „Ja freilich Bub“, entgegnete er [Pate Jochem], „es donnert was! es ist ein Erdbidn.“

(beflecken), mercken (erkennen), schneiden“, und „Eifer, Lippe, Aufschub, Geheimnis“ sind durch „Ernst, Lefze, Verzug, Heimlichkeit“ wiedergegeben. „Ufer, Ziege, Träne, Topf, Hügel, Halle, Grenze“ waren damals Fremdwörter für die Schweiz und Süddeutschland. Zwingli, Niklaus Manuel, Bullinger redeten und schrieben in Mundart.

In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts kam, freilich etwas weniger als in Deutschland, durch den politischen Einfluß Frankreichs, Spaniens und Italiens, sowie durch den Fremdendienst, die Vorliebe für romanische, meist lateinische Fremdwörter auf. In der Vorrede zur *Heutelia* [1658; *Heluetia* = *Helvetia*], einer mit sehr vielen lateinischen Wörtern durchsetzten Beschreibung einer Schweizerreise, schreibt der Verleger in der Vorrede: [„Wenn der Verfasser länger gelebt hätte, würde er] gewißlichen diesen Tractatum noch selbsten viel besser illustriren, wie auch die Beschreibung der übrigen provincien, welche er albereit mit gleichmäßiger maniera zu adumbriren (entwerfen) angefangen, zu vollständiger complirung bringen und continuiren wollen.“

Freilich gab es auch dazumal unverdorbeneres Deutsch. So lautet aus dem Jahr 1650 ein Spruch in einem zürcherischen Neujahrsblatt:

Die lieben Kinderlein den Zweiglinen nacharten,  
weil sie zu biegen seind, eh sie zu alt erhartan.  
Zu bleiben lasterlär zu werden tugendvoll  
sie von der Wiege her man recht erziehen soll.  
Denn wie ein alter Baum nicht anderst wird gebogen  
so bleibet auch der Mensch, gleich wie er ist erzogen.  
Drum wer an Kindern will erleben Freud und Ehr  
der spar an ihnen nicht die Ruten, Zucht und Lehr.

Noch im Jahr 1671 aber ermahnt der Rat von Bern seine Geistlichen: „man solle sich beim Predigen eines ungewöhnlichen neuen Deutsch enthalten, als welches den Verständigen nur ärgern und das gemeine Volk in ihrem Christentum nicht unterweisen tue“.

Erst am Ende des 17. Jahrhunderts ist der hochdeutsche Vokalismus in den Büchern und Ratsprotokollen fast allgemein. Aber auch im 18. Jahrhundert war das Schriftdeutsch der Schweizer, auch dasjenige der gebildetsten, vom Hochdeutschen noch weit entfernt. Albrecht von Haller reinigte seine poetischen Erzeugnisse, betitelt „Versuch schweizerischer Gedichte“, mit Hilfe eines hannoveranischen Arztes von zahllosen sprachlichen

„Unarten“ und suchte seine Sprache mit dem Hinweis auf seine Heimat zu entschuldigen. „Viele Wörter sind bei uns gebräuchlich, die bei Andern veraltet sind, und tausend anderer sind in Sachsen im beständigsten Gebrauche, die ein Schweizer nicht ohne Wörterbuch versteht“, heißt es 1743 im Vorwort zur 3. Auflage der Gedichte, und im Vorwort zur 4. Auflage (1748): „Ich bin ein Schweizer, die deutsche Sprache ist mir fremd, und die Wahl der Wörter war mir fast unbekannt.“ (Bachmann, *Geograph. Lexikon*.) Und doch war Haller der Dichter, über den A. Frey urteilt: „Er gab Deutschland wieder eine poetische Sprache im vollsten Sinne des Wortes, und es ist kein geringerer als Klopstock, der auf dieses Verdienst Hallers hingewiesen hat. Neben vielen andern haben sich Lessing und Wieland und vor allem Schiller an seinen Werken gebildet.“

Währenddem sich Haller wegen seines „schlechten“ Deutschen „entschuldigte“, nahm Bodmer (1698 — 1783) Stellung gegen die ausschließliche Herrschaft des Obersächsischen. „Ich habe mit allem meinen Nachsinnen noch keinen tüchtigen Grund ausfinden können, warum eben der Meißner Dialekt die Herrschaft haben sollte,“ schreibt er 1746. Dann mahnt er: „Lasset uns derowegen alle Furcht für den Sachsen beiseyte setzen und unseres Rechts und Eigentums mit der Freyheit bedienen, daß unser Dialekt durch die Ausputzung und Erweiterung seines glücklichen und von Alter hergebrachten Schwunges (dies in Gedanken an die Minnesänger usw.) zu einer für sich selbst bestehenden und für sich zulänglichen Sprache werde.“ Zur Bereicherung der Sprache solle man also auch veraltete und mundartliche Ausdrücke verwenden. Durch Handlungen, Leidenschaften und Charaktere müsse der Dichtkunst vor allem die Erregung des Gemütes gelingen; die Leidenschaft stehe über den Regeln.

Worauf Bodmer damit hinwies, was aber seinem Wesen eigentlich fremd war, das wurde durch Klopstocks *Messias* praktisch bewiesen. Zürich wurde für eine Zeit lang ein Mittelpunkt für deutsche Sprache und Literatur. „Zürich ist wirklich ein unvergleichlicher Ort, nicht nur wegen seiner vortrefflichen Lage, die unique in der Welt ist, sondern auch wegen der guten und aufgeweckten Menschen, die darin sind,“ urteilt 1752 E. v. Kleist. [Man vergleiche damit das Urteil (des Berners Altmann?) in einem Briefe an Gottsched: „Ich versichere Sie aber, daß Zürich von allen vernünftigen Schweizern als das helvetische Siberien, in welchem große Wörter- und Sprachmänner ent-

standen, da aber Witz und Verstand wenig Platz finden, angesehen wird. ... Das ist gewiß, daß sie arbeitsame Leute; aber in Geist und vernünftigen Sitten werden sie noch lange grobe Schweizer bleiben.“] — Dreißig Jahre später spricht Heinse von einer „erschreckenden“ Zahl in Zürich wohnender Schriftsteller. Neben Bodmer und Breitinger, welche vor allem kritisch und die Literatur fördernd wirkten, neben Klopstock, Wieland und Ewald v. Kleist. seien hier noch besonders Geßner und Lavater (1741—1801) erwähnt. Wie Haller betrachtet auch Salomon Geßner (1730—1788) die Entfernung von der Natur als ein Unglück. [Im „Daphnis“: „Ihr, die ihr unselig die Einfalt der Natur verließet.... ihr geht durch Labyrinth zum Glück; ewig mühsam, ewig unzufrieden irret ihr da.“ — „Ihr Hirten! wie nahe seid ihr dem Glücke! Ruhe und Zufriedenheit bewohnen die stillen Hütten...] Mit seinen idyllischen Dichtungen fand Geßner nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich großen Anklang.

So verweben sich die Fäden: herüber und hinüber findet ein fast ununterbrochener Austausch der Ideen statt, und es stehen die verschiedenen Gebiete in Wechselbeziehungen. In der Schweiz hat man die sprachliche Sonderstellung mehr und mehr aufgegeben und den kurzen Traum Bodmers — einer selbständigen schweizerdeutschen Schriftsprache — endgültig fallen gelassen. Mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts kann der Anschluß der deutschsprachlichen Schweiz an die neu-hochdeutsche Gemeinsprache als vollzogen gelten. Zwar verwenden die schweizerischen Schriftsteller — auch noch bis in die Gegenwart — zum Teil unabsichtlich, noch mehr aber mit Absicht und künstlerischer Feinheit, mehr oder weniger mundartliche Ausdrücke; aber in Sprache und Stil dürfen wir sie zu den besten Meistern der deutschen Literatur zählen. Bei den weniger sprachlich Gebildeten ist natürlicherweise die Verwendung von Dialektwörtern um so häufiger und wahlloser, je geringer die Kenntnis der Schriftsprache ist. Nicht selten führt dann das Bestreben, Hochdeutsch zu reden, zu sprachlichen Entgleisungen und wird dadurch zu einer Quelle des Humors. So wirkt es erheiternd, wenn eine biedere Wirtin in einem Dorfwirtshaus ihrem deutschen Gast mit den Worten den Weg weist: „Gehen Sie nur da hinauf und dort um den Ecken ummen; der Bahnhof ist grad dort ennen.“ Doch gibt es unzählige andere, weniger auffällige Beispiele. In der Schweizer Illustrierten Zeitung (Nr. 25 vom 22. Juni 1918) wird z. B. die vielfach

mangelhafte Art unserer Ausdrucksweise folgendermaßen ironisch behandelt: Schwer von Begriff: Ein Herr sagt zu einem andern, der soeben das Theater verließ: „Was haben sie (Sie!) im Theater gegeben?“ — „Zwei Franken“. — „Ich meine, was für ein Stück“. — „Ein Zweifrankensteinstück“. — „Nein, ich möchte wissen, was die Schauspieler gegeben haben“. — Die Schauspieler haben gar nichts gegeben, die hatten freien Eintritt.“ —

Oft kann man bei uns auch Gebildete in hochdeutsch nicht ganz richtiger Weise sich ausdrücken hören: ein und ein zweitel Kilo (anderthalb); eine bereits (beinahe) neue Maschine; die Fehlbaren (Schuldigen) verurteilen; ein (eine) Eins erhalten; häufig werden auch Wendungen gebraucht wie: der Vortrag wurde vom Präsidenten bestens verdankt [besser: der Präsident dankte ... oder: vom Präsid.... wurde ... gedankt]; beim Hinschiede [Hinscheiden]; gegen Erkenntlichkeit (Finderlohn) abzugeben bei der Expedition; es ist mir gleich (gleichgültig); einige Linien (Zeilen) schreiben; es nimmt mich wunder, ob .. [ich bin neugierig, ob ..]; es ist keine Leichtigkeit, das zu beweisen (es ist kein leichtes ...); Pfarrer, Doktor studieren (Pfarrer, Doktor werden; Theologie, Medizin studieren).

Nicht selten handelt es sich dabei freilich auch um Grenzfälle, in denen ein älterer Ausdruck von einem neueren zurückgedrängt worden ist, in einzelnen Gebieten aber seine alte Lebenskraft noch erhalten hat, oder auch um solche, in welchen die Sprachformen von Nord und Süd, Ost und West miteinander um die allgemeine Gültigkeit ringen. Politisches, wirtschaftliches und literarisches Übergewicht eines Teils werden dabei meist zur Folge haben, daß auch seine Ausdrucksformen sich eher durchzusetzen imstande sind. Aber den andern kann man damit gewiß noch nicht jede Lebensberechtigung absprechen. Eine vollständige Vereinheitlichung der Sprache würde doch offenbar auch zu deren Erstarrung führen. Ist eine Nichtuniformierung nicht im Sinne der Vielgestaltigkeit des Lebens? Vorläufig braucht uns jedoch vor einer starren Einheitssprache nicht bange zu sein. Bis jetzt kann man eigentlich nur von einer einheitlichen Rechtschreibung sprechen. Aber auch diese ist doch vielfach nur scheinbar. Die Orthographie der Schweiz, Bayerns und Österreichs weicht in vielen Fällen von derjenigen Preußens ab. So schreibt man z. B. in der Schweiz nur *Israel*, *Islam*, währenddem in Preußen ausschließlich *Israel*, *Islam* gesetzt werden. Wie es auch amtlich festgelegt ist, sagt man bei uns „der Liter“ und „der Meter“ (vergl. aber „das Barometer,

das Thermometer“); in Preußen dagegen gilt für die beiden Wörter das sächliche Geschlecht. In Österreich und Preußen darf man spassen nur mitß schreiben, im übrigen deutschen Sprachgebiet auch mit ss. „Mittelst und vermittelst“ gelten in der Schweiz ungefähr gleichberechtigt wie „mittels und vermittels“; für Preußen sind nur die letzteren Formen anerkannt. Wie bei uns, so ist es auch in Österreich noch gestattet, Fremdwörter ihrer Herkunft entsprechend zu schreiben, z. B. Billet, Bouquet, Bureaux, Caprice, Cognac, Compagnie, Compagnon, Comité, Carriere, Carcer, Garderobière, Guirlande, Guitarre, Liqueur, Intrigue, Quai. [Duden: Billett, Bukett, Bureaus oder Büros, Kaprize, Kognak, Kompagnie, Kompagnon, Komitee, Karriere, Karzer, Garderobiere, Girlande, Gitarre, Likör, Intrige, Kai.] In Österreich schreibt man: am ersten des Monats, halmachen, zum Guten wenden, der Gasometer, das Guttapercha, kehrtmachen, gröhlen, hiebei, hiedurch, hiefür, hiegegen, währenddem man in Preußen bevorzugt: am Ersten des Monats, Halt machen, zum guten wenden, das Gasometer, die Guttapercha, Kehrt machen, grölen, hierbei, hierdurch, hierfür, hiergegen. Berta, Bertold, Günter, Tee werden in österreichischer Rechtschreibart auch noch häufig mit h geschrieben. Dem Brauch der wichtigsten deutschen Sprachgebiete entsprechend gelten als orthographisch richtig: zunichte-, zunutze machen, zugunsten, imstande sein, zuschulden kommen lassen und die getrennten Formen: zu nichte machen usw. Infolge einer verschiedenen Auffassung schreibt man in Österreich kaiserlich und königlich auch bei Titeln von Ämtern und Personen immer klein, in Deutschland dagegen bei solchen groß, z. B. das Kaiserliche Postamt.

In bezug auf die Wortwahl und besonders die Aussprache sind die Unterschiede zwischen den verschiedenen Sprachgebieten noch viel größer. Die Süddeutschen und die Schweizer wünschen einen freien Samstagnachmittag, die Norddeutschen den Sonnabend; in Süddeutschland und der Schweiz lädt man zum Abendessen ein, in Norddeutschland zum Abendbrot. Im Süden des deutschen Sprachgebietes wendet man vielfach das Wort Unschlitt an, im Norden sagt man dafür Talg; währenddem die Schweizer und die Süddeutschen Pflaumen und Zwetschgen unterscheiden, bezeichnet der Norddeutsche beide mit dem Worte Pflaumen. Zu österreichischen Eigentümlichkeiten gehören Wörter wie Nachhang für Anhang, Obsorge statt Fürsorge, Vorrückung statt Vormarsch, Verkühlung für Erkältung. Bei uns stößt

man beim Trinken zur „Gesundheit“ an, der Wiener wünscht „Heil“; für ihn geht der Zug „frühzeitig“ ab, und er muß eine große Strecke „hinterlegen“.

Erst seit den letzten Jahrzehnten namentlich ist man mehr und mehr bestrebt, auch die Aussprache zu vereinheitlichen. Die deutsche Bühnensprache soll nach und nach zur Muster-aussprache erhoben werden.\* Weil aber der Wortklang durch das Wortbild in sehr vielen Fällen fast unmöglich ganz richtig angegeben werden kann und das Hochdeutsche doch zum großen Teil aus Büchern und Zeitungen gelernt wird, gewährt die gemeinsame Schriftsprache noch sehr viel Spielraum zu einer mehr oder weniger mundartlichen Aussprache. Die Schulen, öffentlichen Vorträge, Vereine, Theater, und vor allem auch der in den Städten fast tägliche Verkehr mit Hochdeutsch-Sprechenden werden aber sehr wahrscheinlich auch bei uns mehr und mehr zu einer Vereinheitlichung der Aussprache führen. Für uns Schweizer bedeutet das offenbar eine Preisgabe unserer Mundart und damit zum Teil auch unserer Eigenart. Wenn auch eine solche Einheitssprache ihre Vorteile hat oder hätte — denn an eine vollständige Einheit ist bei der großen Zahl der Leute, der Verschiedenheit der Bildung und der Beschäftigung, der Ausgedehntheit des Gebietes, der Angrenzung an Länder mit andern Sprachen und, immerhin nicht zu übersehen, auch noch infolge einer verschiedenen politischen Zugehörigkeit, kaum zu denken — so kann man dabei vielleicht doch auch zu eifrig sein. Zwar machen die Lautfärbung, die Länge oder Kürze der Vokale und die Weichheit oder Härte der Konsonanten einen wesentlichen und besonders auch sehr auffälligen Teil der Sprache aus, aber sie sind doch nur ein Kleid der Sprache, nicht diese selber; sie geben vielleicht Aufschluß über die Herkunft des Sprechenden, teilweise auch über seine sprachliche Bildung, aber nur eine geringe über seine Bildung überhaupt und seine berufliche Tüchtigkeit und vor allem sozusagen keine über seine Gesinnung als Mensch. Auf diese aber kommt es hauptsächlich an. Es wäre jedenfalls gut gewesen, wenn man allgemein den Erziehungsgrundsatz, daß man die Kinder zu sittlich-guten Menschen haranzubilden habe, schon lange noch viel mehr in den Vordergrund gestellt hätte. Was die Aussprache anbelangt, so wird man ihr vor allem vorerst in den Mittelschulen große Sorgfalt angedeihen lassen müssen; dann

---

\* Siebs: Deutsche Bühnenaussprache.

wächst ein gebildeter Stand heran, der nach und nach ohne weiteres auch die breiteren Volksschichten beeinflussen wird. Und wenn dann schließlich, wie Goethe sich scherzend rechtfertigte, „der Bär noch etwas nach der Höhle brummt, in der er geboren ist“, so wird sich hoffentlich doch niemand darob entsetzen. Gleich wie aber das Notwendige dem Nützlichen und dieses dem Angenehmen vorangeht, so ist auch bei der Sprache die Seele wichtiger als der Geist und dieser wertvoller als die Klangschönheit. Daß beim Sprechen Seele, Geist und Klangschönheit sich vereinigen, ist das Ideal. Ihm sollen wir uns nähern. Es möglichst zu erreichen, ist die Aufgabe der gottbegnadeten Dichter. Ihre Gaben seien gleich goldenen Trauben, die uns aus kristallener Schale geboten werden. Ihre Werke seien wunderbaren Domen vergleichbar, aber auch dem von frischer Bergluft und Himmelsbläue durchfluteten Kirchlein auf freier Bergeshöhe.

### Aus: Unsere Muttersprache.

Ein Heiligtum ist uns beschieden,  
Von unsren Ahnen auferbaut;  
Darin erblüht uns sanfter Frieden  
Und klingen Weisen süß und traut.  
Darin erwächst der Brust die Stärke,  
Zu ringen mit des Schicksals Macht;  
Da winkt nach lautem Tagewerke  
Ein stilles Heim voll Märchenpracht.

Wo ist der wunderbare Tempel,  
So schön und herrlich ausgeschmückt,  
Dem ihrer Hoheit heil'gen Stempel  
Die Gottheit selber aufgedrückt?  
Die Muttersprache ist's, die traute,  
Der Dom, der himmelan sich hebt,  
Darin uns grüßen Engellaute  
Und unsere Seelen fromm erhebt.

Wilhelm Idel (1890).

### Aus: „Plattdütsch“.

Us' Sprak is as us' Heiden  
ursprüngelk noch un free,  
us' Sprak is deep un mächtig  
un prächtig as de See.

Dar kann'm getrost mit segeln  
där 't wille Lebensmeer;  
se föhrt där Sturm un Brannung  
so männig Schipp hendär.

Min Modersprak, wo klingst du  
so söt, un doch so stark!  
Wo leew' ick di van Harten,  
du Land vull Kraft un Mark.

Franz Poppe [1865—1879].

**Aus: „Liedli vu häime“.**

Liedli vu häime,  
Wie lüütisch so frisch,  
Hell wie-n-es Glöggli,  
Wänn Fyrabig isch.

Schwänzlisch dur's Dörfli  
Und gumpisch i d'Flueh,  
Tanzisch und lachisch  
Und juuchsisch derzue.

Ernst Eschmann.

\* \* \*

In seinem Buche „Heute und vor Zeiten“ schreibt H. Scharrelmann im Nachwort:

„Alles hat seine Geschichte; und bei manchen unscheinbaren Dingen ist die Geschichte, wenn man sie nur kennt und zu lesen versteht, mehr wert, als das ganze Ding selber. Gerade wie jeder Mensch seine Eltern und Großeltern und Urgroßeltern usw. hat, so hat sie jedes Ding auch. Und wie unsere Eltern uns wohl ähnlich sind, aber doch nicht gerade so wie wir aussehen, und die Großeltern ebenfalls und desgleichen die Ureltern, so sehen auch die Dinge von heute wohl denen vor Zeiten ähnlich, sind ihnen aber doch nicht gleich.“

Wie Scharrelmann es hier von den Personen und Dingen schreibt, so ist es auch bei der Sprache. Wie Hunderte und Tausende daran herumgesonnen und herumgearbeitet haben, bis man imstande war, eine gewöhnliche Nadel oder eine einfache Feder herzustellen, und wie die Herstellung eines Messers sich auf der Arbeit von Hunderten von Menschengeschlechtern aufbaut, so ist eigentlich auch in jedem Wort ein kleinerer oder größerer Abschnitt Kulturgeschichte enthalten. Vielleicht schon vor Jahrtausenden aus dem Volke selber hervorgewachsen, vielleicht von ihm als Lehngut von einem andern Volk übergenommen, in der Form mehr oder weniger bewahrt, oder auch abgeschliffen, entstellt, als Bezeichnung für anderes gebraucht, sind die Wörter Denkmäler vergangener Zeiten. Daher enthält auch der Wahlspruch des „Deutschweizerischen Sprachvereins“ den schönen Leitgedanken:

„Pflegt die Muttersprache,  
Schützt das deutsche Wort;  
Denn der Geist der Väter  
Lebt darinnen fort!“

\* \* \*

O ihr voll Kraft und voller Milde, die ihr die Seele hebt und beugt,  
Ihr edlen deutschen Klanggebilde, aus Schönheit und aus Ernst gezeugt,

Ihr tönet fort seit grauen Zeiten, und wo ein groß Verhängnis naht,  
Wo sich in der Geschicke Schreiten vollendet eine Riesentat:  
Da, ob sie klage, ob frohlocke, da schlägt, die beides herrlich kann,  
Da schlägt wie eine Schicksalsglocke die deutsche Sprache mächtig an.

O tönet fort, ihr heil'gen Zungen, darin mein Volk frohlockt und klagt,  
Du Saitenspiel, nie ausgeklungen, du Rätsel, niemals ausgesagt!

Aus: „An unsere Sprache“ von Felix Dahn.